ThPr
3283
-3-

P. Beda Mayrs,
Benediktiners zum heiligen Kreuze
in Donauwerd,

Predigten

auf

alle Festtage

des Jahres

nebst einem

Anhange von Gelegenheitsreden.

Dritter Theil.

Der sämmtlichen Predigten

Achter Theil.

Mit Erlaubniß der Obern.

Augsburg,
bey Matthäus Riegers sel. Söhnen.
1787.

Innhalt

der in diesem Theile enthaltenen Predigten.

Auf das Fest Mariä Reinigung.

Siehe erster Theil.

Auf das Fest des heiligen Apostel Mathias.

Mathias ist an die Stelle des Judas gesetzet worden. Daraus lernen wir, I. wie Gott seine Lehre vor den Weisen, und Verständigen dieser Welt verbirgt, und II. wie er sich den Demüthigen, und Einfältigen offenbaret.

Seite. 1.

Auf das Fest der Heimsuchung Mariä.

Lernen wir von Maria das arbeitsame Leben schätzen; denn I. ist jede Arbeit ein Gottesdienst, II. und bey Gott oft angenehmer, als eigentlicher Gottesdienst. Seite. 167.

Auf das Fest der heiligen Magdalena.

Erste Predigt.

Die Ungerechtigkeit unsrer Urtheile über den Nebenmenschen. I. Wir loben nur an ihm, was auch wir thun, II. und tadeln, was wir nicht thun. 183.

Zweyte Predigt.

Von dem freventlichen Urtheile. I. Wir sollen von dem Nächsten niemal ohne Grund Böses, II. und allzeit so viel möglich, Gutes denken. 196.

Auf

Auf das Fest des heiligen Apostels Jakobus Schutzpatrons zu N.

Unser Gebeth an die Schutzheiligen ist meistentheils unvernünftig. I. Wir verlangen ihre Hülfe wider ihre Ehre, II. und zu unserm Schaden. Seite. 212.

Auf das Fest des heiligen Märterers Lorenz.

Man muß seine Seele auf dieser Welt hassen, d. i., I. weder sich selbst, noch II. die Welt unordentlich lieben. 229.

Auf das Fest der Himmelfahrt Mariä.

Erste Predigt.

Die Himmelfahrt Mariä. I. Die Ehre, welche Maria heute erhalten. II. Die Vortheile, die wir erhalten. 245.

Innhalt der in diesem

Zweyte Predigt.

Jeder muß mit seinem Stande zufrieden seyn, weil I. dieser für ihn der beste ist, II. und jeder andre ihm schädlich wäre. Seite. 260.

Dritte Predigt.

Vom Hausfrieden. Wo er ist, da ist I. wahre Frömmigkeit, II. Segen Gottes. 278.

Auf das Fest des heiligen Apostels Bartholomäus.

Der Gebrauch geistlicher Mittel gegen Krankheiten, I. ist allzeit unsicher, und II. oft schädlich. 292.

Auf das Fest Johannis Enthauptung.

Es ist ein großer Fehler der Eltern, daß sie ihre Kinder nicht betrüben wollen, es mag nun I. aus Liebe, II. aus Nachlässigkeit, III. oder Schwachheit geschehen. 310.

Auf

Auf das Fest der Geburt Mariä.

Erste Predigt.

Spöttereyen über die Religion verrathen, I. einen schwachen Geist, oder II. ein böses Herz. Seite. 325.

Zweyte Predigt.

Maria ist in ihrer Geburt geheiliget worden, I. dem Leibe nach, II. Der Seele nach. 340.

Dritte Predigt.

Durch die Geburt Mariä erhielt die Welt I. Versicherung wegen der nahen Erlösung, II. Hoffnung zu ihrer künftigen Besserung. 352.

Vierte Predigt.

Ob es besser sey, gebohren, als nicht gebohren zu seyn. I. Die Gründe, warum wir nicht gebohren seyn möchten, heißen nichts, II. die Gründe, die unser Daseyn angenehm machen, bedeuten sehr viel. 365.

Innhalt der in diesem

Auf das Fest des heiligen Apostels Matthäus.

Wir sehen an dem heiligen Matthäus, I. wie wir den Willen Gottes erkennen, und II. erfüllen sollen. Seite. 381.

Auf das Fest des heiligen Erzengels Michael.

Von der Verachtung der Kinder. I. Wie man sie verachte. II. Was es für eine Sünde sey. 398.

Auf das Fest der heiligen Apostel Simon, und Judas.

Trost in den Verfolgungen. I. Der, den die Welt hasset, ist Jesu ähnlich. II. Der, den die Welt hasset, ist ein Liebling Jesu. 414.

Auf

Theile enthaltenen Predigten.

Auf das Fest aller Heiligen.

Erste Predigt.

Großer Lohn im Himmel, wenn wir auch Gott nicht sähen. I. Wir werden da unsre Freunde wieder kennen, und das wird II. ein sehr großer Lohn seyn. Seite. 429.

Zweyte Predigt.

Um Christi willen gehaßt zu werden, ist ein sicheres Zeichen der Seligkeit; I. die Welt hasset die, welche nicht nach ihr leben, II. und die nicht nach ihr leben, werden selig. 447.

Auf den Gedächtnißtag aller Verstorbenen.

Alles was die Kirche in Hinsicht auf diese Verstorbenen lehret, ist vernünftig. I. Die Lehre vom Fegfeuer, II. und die Lehre vom Gebethe für die Verstorbenen. 462.

Auf

Innhalt der in diesem

Auf das Fest des heiligen Bischofes Martinus.

Wenn unser Herz nicht lauter ist, sehen wir I. die Wahrheit nicht, wenn sie vor uns da liegt, II. oder wenn wir sie sehen, nehmen wir sie doch nicht an. Seite. 479.

Auf das Fest der Opferung Mariä.

Wir müssen unser Leben schätzen, I. weil es uns glücklich machet, und II. zu einem größern Glücke vorbereitet. 496.

Auf das Fest der heiligen Jungfrau, und Märterinn Katharina.

Vom Tanzen. I. Es ist an sich allein keine Sünde. Ist aber II. selten allein ohne Sünde. 511.

Auf

Theile enthaltenen Predigten.

Auf das Fest des heiligen Apostels Andreas.

Vom Aberglauben, und zwar I. von dem, der gegen die gesunde Vernunft, und II. von dem, der gegen die Religion ist.

Seite. 527.

Auf das Fest des heiligen Bischofes Nikolaus.

Für das Seelenheil des Nächsten I. müssen wir sorgen, II. wie wir sorgen müssen. 542.

Auf das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariä.

Ehre der Eltern wegen ihren Kindern, wenn sie I. dem Staate nützliche Bürger, II. der Kirche gute Christen geben. 557

Auf

Innhalt der in diesem

Auf das Fest des heiligen Apostels Thomas.

I. Wir folgen dem heiligen Thomas in der Hartnäckigkeit II. und müssen ihm also auch in seiner Bekehrung folgen. Seite 573

Anhang

von Kirchweihpredigten.

Erste Predigt.

Von der Verehrung Gottes in den Kirchen.
I. Pflicht, Gott öffentlich zu verehren, II. die Weise, ihn zu verehren. 586.

Zweyte Predigt.

Der rechte Gebrauch der zeitlichen Güter.
I. Man muß das ungerechte Gut zurückstellen,
II. den Ueberfluß mit den Armen theilen. 606.

Drit-

Dritte Predigt.

Gott wohnet in unsern Kirchen; weil er gekommen ist I. zu suchen, und II. selig zu machen, was verloren war. Seite 620.

Vierte Predigt.

Von der Freygebigkeit gegen die Kirchen. I. Sie ist an sich löblich, II. kann aber leicht übertrieben werden. 633.

Fünfte Predigt.

I. Die Kirche machet uns nicht heilig, II. wir müssen die Kirche heiligen. 651.

Profeßpredigt.

Die Nachfolge Jesu. I. Was heißt Jesu nachfolgen? II. Wie kann ihm jeder nachfolgen. 666.

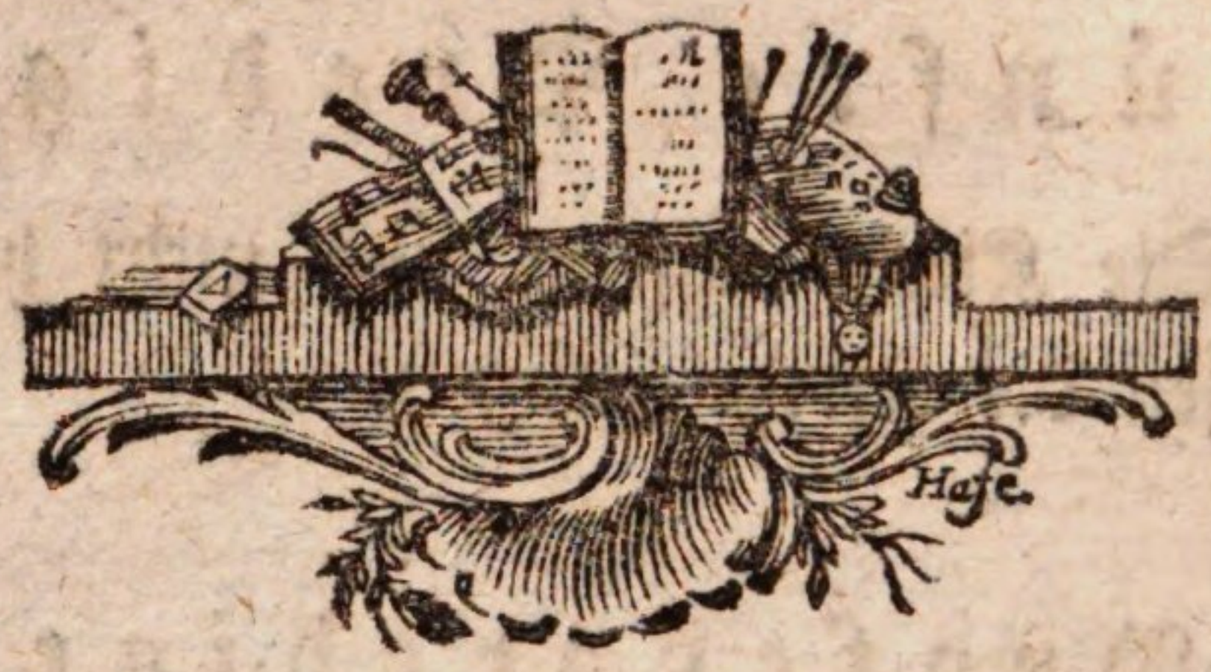
Primißpredigt.

Unterricht, der auf die Feyerlichkeit passet. I. Was ist das Meßopfer? II. Was ist ein Priester? 685.

Lob-

Lobrede auf den seligen Lorenz von Brundus.

Er ist selig, weil er friedfertig war, I. den Frieden mit sich, II. mit den Menschen, und III. mit Gott beförderte. 711.



Pre-

Predigt
auf
das Fest des heiligen Apostel Mathias.

Text. Matth. 11, 25.

Confiteor tibi Pater, domine cœli & terræ, quia abscondisti hæc a sapientibus, & prudentibus, & revelasti ea parvulis.

Ich preise dich Vater, Herr des Himmels, und der Erde, daß du diese Dinge vor den Weisen, und Verständigen verborgen, und sie Kindern geoffenbaret hast.

Eingang.

Jesus hatte sich eben zuvor, ehe er das sagte, was ich zu meinem Vorspruche gewählet habe, beklaget, daß die Städte, in welchen er die meisten Wunderwerke gethan, an ihn nicht glaubten,

sondern seine Lehre hartnäckigt verwärfen. Wenn in den heidnischen Städten Tyrus, und Sidon die Wunder geschehen wären, die er unter den Jüden zu Chorozain, und Bethsaida gewirket hatte, so würden jene Städte im Trauergewande, und in der Asche Buße gethan haben. Aber bey den Jüden wollten die Wunder, und die darauf gebauten Lehren des Heilandes nichts fruchten. Darum sagte er: Ich preise dich Vater, Herr des Himmels, und der Erde, daß du diese Dinge vor den Weisen, und Verständigen verborgen, und sie den Kindern geoffenbaret hast.

Aber wie? Soll dann der gute, der menschenfreundliche Erlöser, welcher gekommen war zu suchen, und selig zu machen, was verlohren war, soll der welcher alle glücklich machen wollte, jetzt auf einmal seinen Vater preisen, weil einige unglücklich bleiben? Soll der Vater, der alle Menschen gleich, und einen wie den andern liebet, doch mit Fleiß die heilsamen Lehren, ohne die Niemand selig werden kann, vor einigen verbergen, und sie nur andern wenigen offenbar werden lassen? Ist es nicht eine Gotteslästerung, so etwas zu sagen? Machet man nicht Gott zu einem Tyrannen, wenn man ihn sich so unempfindlich, schadenfroh, und grausam vorstellet?

Nein, meine Lieben, so ist Gott nicht. Niemal will er den Tod des Sünders, niemal freuet er

sich über den Untergang eines Menschen. Aber wenn er dem Sünder seine Gnade angebothen, und dieser sie entweder muthwillig ausgeschlagen, oder mißbraucht hat, dann läßt er ihn auch seine strafende Gerechtigkeit fühlen. Und dieses ist ja nicht grausam, sondern vielmehr ein Beweis seiner Heiligkeit, seiner Menschenliebe.

Ich preise dich Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß meine Lehre, die ich allen Jüden vorgetragen habe, bey den Demüthigen, und Frommen hast Eingang finden lassen. Ich preise dich aber auch, daß du die stolzen und unbußfertigen Jüden, denen ich so lange geprediget, die ich durch meine Wunderwerke überflüßig von der Wahrheit meiner Lehre überzeuget habe, endlich die lang angebothene Gnade entziehst, und deine Gerechtigkeit und Heiligkeit dadurch an den Tag legest.

Den Stolzen, und denen, die sich gar zu weise dünken, ist also die Lehre Jesu verborgen, das heißt, sie zeiget ihre wohlthätigen Wirkungen nicht an ihnen, oder sie nehmen selbige nicht einmal an. Welche aber demüthig, und einfältig wie die Kinder sind, welche ihren Verstand dem Glauben unterwerfen können, welche die engen Gränzen ihres Verstandes kennen, denen offenbaret sich Gott, sie empfinden die heilsamen Wirkungen des Evangeliums.

Ich nehme von dem heutigen Feste Anlaß, euch diese zwo wichtige Wahrheiten zu erklären. Der heilige Mathias ist anstatt des Verräthers Judas unter die Zahl der Apostel aufgenommen worden. An dem Judas werden wir sehen, wie Gott vor den Weisen, und Verständigen dieser Welt seine Lehre verbirgt, und an dem heiligen Mathias, wie er sich den Demüthigen, und Einfältigen offenbaret. Jenes soll uns lehren, in Glaubenssachen niemal auf unsre Einsichten stolz zu seyn, dieses aber ermuntern, die Wahrheiten des Heils immer mit demüthigen, und gläubigen Herzen zu betrachten, und sodann werden wir auch ihre heilsame Wirkung an uns empfinden. Ich fange an ꝛc.

Der erste Theil.

Gott verbirgt seine Lehre vor Weisen, und Verständigen dieser Welt.

Es werden zwey Dinge erfordert, wenn die Lehre Jesu Christi ihre heilsame Wirkungen an den Menschen zeigen soll. Erst muß der Verstand von ihrer Wahrheit überzeugt seyn, und hernach muß auch der Willen geneigt gemacht werden, nach ihren Vorschriften zu handeln. Aber gerade diese Wirkungen kann sie an den Weisen, uud Verständigen dieser Welt nicht äußern. Sie verlassen sich entweder auf

ihre

ihre Einsichten, und verwerfen das, was Christus lehret, als falsch. Oder ihr Herz ist schon zu sehr verdorben, als daß seine Lehren bey ihnen noch Eindruck machen könnten. Beydes sehen wir an dem Beyspiele des Verräthers Judas.

Was hatte nicht der Heiland alles gethan, den Judas von der Wahrheit seiner Lehren zu überzeugen? Unter so vielen tausend Jüden wählte er ihn besonders zu seinem Apostel. Täglich hatte er Gelegenheit, seinen Unterricht anzuhören. Er sah, daß seine Lehren wahr, und unwiderleglich wären; weil er selbst so oft Zeuge war, wann die Schriftgelehrten, Pharisäer, und Sadducäer zusammen stunden, und ihn eines Fehlers beschuldigen wollten. Immer mußten sie wieder beschämt abziehen. Judas konnte nicht zweifeln, daß Christus ein Gesandter Gottes wäre, da er so oft Augenzeuge von so vielen unläugbaren Wundern war, die der Heiland gewirket, ja da er selbst von ihm die Kraft Wunder zu wirken empfangen hatte. Noch mehr; Jesus hatte ihn sogar überzeuget, daß er die Geheimnisse der Herzen wisse, und ihm zu verstehen gegeben, daß ihm seine Verrätherey, die er begehen wollte, gar nicht unbekannt wäre.

Wer hätte da nicht erwarten sollen, daß Judas einer der eifrigsten Anhänger unsers Heilandes wer-

werden sollte? Wer hätte gezweifelt, daß er seinen Lehren vollkommenen Beyfall geben würde? O hätte ich die Wunder Jesu selbst gesehen, wird mancher denken, dann käme es mir nicht mehr schwer an, ihm zu glauben. Und doch nach dem deutlichsten, unwiderleglichsten Unterricht, nach so vielen augenscheinlichen Wundern, nach der ihm selbst verliehenen Kraft, Wunder zu wirken bleibt Judas verstockt, und ungläubig. Er glaubt, er könnte etwas ausfindig machen, den Heiland zu verrathen, ohne daß es dieser merkte. Er will gescheider seyn, als Christus.

Aber so machet Gott die Weisheit der vermeynten Weisen zu Schanden, so verbirgt der Erlöser seine Lehre vor den Weisen, und Verständigen dieser Welt, daß sie selbe zwar hören, und sich davon überzeugen können; aber doch aus Hochmuth nicht annehmen.

Dieß lehret uns die traurige Erfahrung aller Zeiten. Die heidnischen Weltweisen widersetzten sich nicht darum der christlichen Religion, weil sie sich von der Wahrheit derselben nicht überzeugen konnten. Nur ihr Stolz ließ sie nicht bis zur Ueberzeugung kommen. Was, dachten sie, hergelaufene, verächtliche Jüden sollten gescheider seyn, als wir, sollten unsere Lehrmeister werden, da uns doch das

Volk

Volk für die Weisesten hält? Nein, das können wir nicht zugeben, wir müssen uns ihnen mit Gewalt widersetzen. In Geheim stahlen sie aber doch den Christen einige Lehren ab, vermischten sie mit den ihrigen, und gaben sie sodann für ihre eigene Erfindungen aus.

Werfen wir einen Blick auf die Ungläubigen unsrer Zeiten, so finden wir eben dieses. Stolz, zu große Hochschätzung ihrer eigenen Einsichten ist meistentheils die einzige Ursache ihres Unglaubens. Gott läßt es zur Strafe ihrer Sünde zu, daß sie die Wahrheit nicht erkennen, wo sie selbige gewiß zu erkennen meynen. Nachdem sie sich einmal in den Kopf gesetzet, daß alle Pfaffen Dummköpfe seyn müssen, wollen sie weder ihre Hirten, noch die ganze Kirche mehr anhören. Ich habe selbst Verstand, ich kann selbst prüfen, sagen sie, warum soll ich mich von den Pfaffen so am Gängelbande herumführen lassen? Und so fängt man an, im Vertrauen auf seine Vernunft, über alles zu räsonieren; das begreife ich nicht, das ist unmöglich, das schicket sich für Gott nicht, das ist wider die gesunde Vernunft, das ist erdichtet, das ist falsch ausgelegt, dieß sind die Machtsprüche, durch welche man sich nach, und nach von der ganzen geoffenbarten Religion losmachet. Ueberall erheben sie nur die einzige Vernunft, als unsre Lehrmeisterinn.

O ihr stolzen Weisen! Ihr habet eine Vernunft. Ihr solltet aber auch aus eurer hundertfältigen Erfahrung wissen, daß sie ihre Gränzen habe, daß ihr ohne fremde Anleitung bey aller eurer Vernunft die Einsichten niemal bekommen hättet, die ihr jetzt habet, daß es Verwegenheit ist, etwas zu verwerfen, weil ihrs nicht begreifet, so lange es nicht offenbar gegen die Vernunft ist. Warum wollet ihr dann Gott, der euer schwachen Vernunft zu Hülfe kömmt, nicht anhören. Warum saget ihr, Gott soll euch den Glauben, oder den Verstand nehmen? Kann da euer Unglauben einen andern Grund haben, als den Hochmuth?

Ach liebe Christen nehmet euch doch ein Beyspiel an dem Verräther Judas. Nehmet euch eines, an diesen stolzen Ungläubigen. Sie sind oft die weisesten Männer, große Gelehrte, Kenner der Natur, vortrefliche Aerzte, Soldaten, Staatsmänner, u. s. f. Aber in Absicht auf die Religion urtheilen sie oft viel kurzsichtiger, als die Kinder. Woher kömmt es? Ihre Wissenschaft macht sie aufgeblasen, und dann nehmen sie sich nicht mehr Zeit, auch sich in der Religion besser zu unterrichten, und von Pfaffen wollen sie nichts lernen. Hütet euch vor dieser Ausschweifung. Prüfet immer, ehe ihr glaubet. Die Religion verliert dadurch gewiß nichts. Aber beredet euch nur nicht, daß ihr allein alles

wisset,

wisset, oder wissen könnet, und gar keinen Führer nothwendig habet. Sonst wird euch das Vertrauen auf euch selbst nach und nach um alle Religion bringen. Gott verbirgt sie vor den Weisen dieser Welt.

Das nemliche werdet ihr erfahren, wenn euer Herz verdorben ist. Dann wird die Lehre Jesu euren Willen nicht geneigt machen, sich nach ihr zu richten. Auch Judas hat dieses erfahren. Er hatte ein Hauptlaster an sich, das ihn gegen alle heilsame Eindrücke des göttlichen Lehrers unempfindlich machte. Dieß Laster war der Geiz, dem er äußerst ergeben war. Er ließ ihn bey allen Gelegenheiten sehr deutlich sehen. Als eine öffentliche Sünderinn eine kostbare Salbe auf das Haupt Jesu goß, ärgerte er sich über diese Verschwendung dermassen, daß er sich nicht enthalten konnte, laut zu murren. Hätte man lieber diese Salbe um dreyhundert Zehner verkauft, und das Geld denen Armen gegeben (*a*). Dieß sagte er aber nicht, setzet der heilige Johannes hinzu, aus Sorgfalt für die Armen, sondern weil er ein Dieb war, und auch den Beutel, und was darein fiel, bey sich trug. Wie sehr ihn der Geiz verblendet habe, läßt sich daraus zum besten abnehmen, daß alle, auch die liebreichsten Ermahnungen des Erlösers sein hartes Herz nicht mehr rühren konnten. Christus sagte es bey dem

(*a*) Joh. 12.

letzten Abendmahle deutlich, daß er wisse, wer ihn verrathen würde, er gab sogar dem heiligen Johannes Nachricht, wer es wäre, nemlich der mit ihm in die Schüssel eintauchen würde. Und doch war Judas so blind, oder so unverschämt, und fragte ihn: Meister bin ichs? Sogar damals gieng er nicht in sich, da ihm der Heiland den liebreichen Verweis gab: Judas, du verräthst mich mit einem Kusse?

So sind nemlich alle Ermahnungen, alle Drohungen bey einem einmal verdorbenen Herzen verlohren. Das Wort Gottes hat auf dasselbige keine Kraft mehr. Glaubet mir unter tausenden, die ehemals, und jetzt die Lehre Jesu Christi verworfen haben, sind immer neunhundert, und neunzig, die selbige verwerfen, weil sie ein verdorbenes Herz haben, bis man zehn findet, die selbe nicht annehmen, weil ihr Verstand nicht davon überzeugt ist. Das Christenthum, die Sittenlehre Jesu Christi ist ihren Lastern entgegen; also bestreben sie sich, selbiges falsch zu finden, und weil sie es finden wollen, finden sie es auch so. Dieser Mensch, der sich ein Freygeist zu seyn rühmet, hat sich in der Jugend allen möglichen Ausschweifungen der Unzucht überlassen. Er ist zu schwach, sich daraus loszuwinden, und nun weil er die Hölle fürchten müßte, ist ihm jeder Irrthum willkommen, der ihm verspricht, seine Sünden würden nicht so strenge bestraft werden. Ein anderer ist roh,

ohne

ohne richtige Religionskenntnisse zu erhalten aufgewachsen. Nun schämt er sich das erst zu lernen, was er nicht weis, liest, und höret lieber Spöttereyen gegen die Religion, stellet sich diese so vor, wie sie ihm andre abgemalet haben, welche selbige eben so wenig kannten. Ein dritter nimmt sich keine Zeit zum ernstlichen Nachdenken über die Religion. Entweder ist seine ganze Beschäftigung nur sich einer Ergötzlichkeit nach der andern zu überlassen, oder er vertiefet sich ganz in das Zeitliche. Dieser gehört zu den Kindern, und Weisen dieser Welt, welche glauben, der Mensch habe kein wichtigeres Geschäft auf der Welt, als sie ganz allein zu genießen. Bey diesen allen ist das Wort Gottes verlohren, Gott verbirgt die Kraft desselben. Zum Glücke, und zur Ehre der Religion giebt es noch andere Menschen, nemlich die Demüthigen, an welchen es seine ganze Kraft äußert. Diesen offenbaret sich Gott.

Der zweyte Theil.

Gott offenbaret seine Lehre vor den Demüthigen, und Einfältigen.

Wenn der heilige Augustinus jemals die Wahrheit geredet — und er hat ihrer sehr viele treflich vorgetragen — so hat er gewiß damals etwas ganz ungezweifelt richtiges vorgetragen, als er sagte:

Die

Die Ungelehrten stehen auf, und reißen den Himmel an sich, und wir Gelehrten werden desselben verlurstig. Die Weisen dieser Welt reden, schreiben, und disputiren so vieles über die Religion, sie verfolgen einander, wenn sie nicht gleicher Meynung in dem Glauben sind. Aber um die Ausübung der Religion bekümmern sie sich sehr wenig. Indessen glauben die Ungelehrten so in Demuth, und Einfalt ihres Herzens hin, und befleißen sich das zu thun, was Jesus gelehret hat. Dafür erhalten sie aber auch, daß Gott sie mit Gnaden überhäufet, sie den Trost genießen läßt, den die Religion ihren Verehrern gewähret, daß nur sie den Frieden Christi haben, der alle Freude übertrift.

Zum Beweise wollen wir nur den heiligen Apostel Mathias anführen. Christus hatte zu seinen Aposteln keine Weisen, und Gelehrten dieser Welt gewählet, den einzigen Apostel Paulus ausgenommen. Als die Apostel an die Stelle des Judas einen andern setzen wollten, überließen sie es Gott, denjenigen aus zweenen zu bestimmen, der der würdigste wäre. Und das Loos fiel auf den Mathias. Mathias also wurde als ein zwar demüthiger, und einfältiger doch als ein frommer Mann von Gott auserseben, die größte Würde in dem geistlichen Reiche Jesu Christi, die Stelle eines Apostels zu verwalten. Gott offenbarte ihm alle Geheimnisse, seine

Gnade

Gnade stärkte ihn, daß er das Evangelium mit eben so vieler Unerschrockenheit, als großem Nutzen predigen könnte. Gott hat seine Lehre den Demüthigen, und Einfältigen geoffenbaret.

So hat sich Gott immer gegen die Menschen gezeiget. Die Apostel giengen aus in die ganze Welt, das Evangelium zu predigen. Aber welche Herzen wurden zuerst von diesem Lichte erleuchtet? Freylich finden wir auch, daß gelehrte Männer aus den Jüden, und Heidenthum Christen geworden, selbst sogenannte Weltweise waren darunter. Aber bey weitem bestand der größte Theil aus gemeinen, und unstudierten Leuten. Sie grübelten nicht lange nach, ob diese, oder jene Lehre, die ihnen von den Aposteln geprediget worden, auch ihren schwachen Einsichten gemäß wäre. Nein sie hatten nur gesunde Augen, und Ohren, die ihnen mehr bezeugten, als alle menschliche Weisheit. Sie sahen mit Augen alle diejenigen unleugbaren Wunder, welche die Apostel vor ihnen zur Bestättigung ihrer Lehre gewirket, sie höreten mit ihren Ohren die Weissagungen künftiger Dinge, die hernach genau eintrafen. Und nun wußten sie gewiß, daß Gott durch die Apostel zu ihnen redete, und hießen ihre Vernunft schweigen. Darum offenbarte auch Gott an ihnen die Kraft seines Wortes. Sie fanden, daß die Lehre Jesu Christi den Menschen, der ihr folget, glücklich machte.

Sie

Sie lebten bey allen Verfolgungen zufrieden, waren unter allen Martern freudig. Kein Verlurst eines zeitlichen Gutes konnte sie niedergeschlagen, kein glücklicher Zufall übermüthig machen. Wie Brüder waren sie unter einander eine Seele, und ein Herz. Die Regenten konnten über sie nicht klagen, daß sie nicht getreue, und nützliche Unterthanen, die Gatten nicht, daß sie nicht getreue Gattinen wären. Ruhe, und Zufriedenheit, Standhaftigkeit, allgemeine Menschenliebe, großmüthige Nächstenliebe zeigte sich überall an ihnen. Mit einem Worte, die Kraft des Evangeliums äußerte sich an den Demüthigen, und Einfältigen. Herentgegen überließ Gott die stolzen Weltweisen, die ihren Verstand nicht unter den Gehorsam des Glaubens beugen, die über alles grübeln, und mehr, als Gott wissen wollten, den unbändigen Begierden ihres Herzens. Sie wähnten sich, wie der heilige Paulus von ihnen redet (*b*) weise, und wurden Narren — Gott überließ sie den Lüsten ihres Herzens zur viehischen Unreinigkeit, zur Schändung ihrer eigenen Körper. Durch dreyhundert Jahre blieben die Regenten bey ihrem heidnischen Götzendienste, sie erkannten wenig oder gar nichts von den Wahrheiten unsers Glaubens, weil sehr viele aus ihnen entweder in den geilesten Wohllüsten ganz ersoffen waren, oder sich viel zu groß dünk-

(*b*) Röm. 1.

dünkten, als daß sie sich um die Lehre der Christen bekümmern dürften.

Und dieß, meine lieben Zuhörer solltet ihr euch auch recht wohl merken. Es zeiget sich oft so wenig unter uns, daß wir Anhänger einer Lehre sind, die alle ihre Bekenner glücklich machet. Die einzige Ursache davon ist, daß ihr nicht demüthig genug seyd, diese Lehre anzunehmen, und sie auf euer Herz wirken zu lassen, sondern außer ihr in andern Dingen Hülfe suchet, die sie allein doch euch am sichersten geben würde. Warum sind Christen bey jeder Widerwärtigkeit so gleich fast bis zum Verzweifeln niedergeschlagen. Ach, sie sind nicht demüthig genug, die Lehre Jesu auf sich wirken zu lassen, und er hat ihnen doch gesagt, daß eine allgemeine Fürsorge für die Menschen wache, die auch nicht einmal ein Haar von ihrem Haupte fallen lasse, wenn es nicht zu ihrem Besten ist. Anstatt sich mit diesem Troste aufzurichten suchen sie bey den Menschen Hülfe, oder glauben, daß es für sie gar keine mehr gebe. Warum herrschen so viele Feindschaften, und Uneinigkeiten unter den Christen? Ach sie haben die Lehren des Christenthumes nur auswendig gelernet, nie aber mit Demuth auf sich selbst, und die Vorfallenheiten ihres Lebens anzuwenden gesuchet. Sonst würden sie ein herzliches, unnenbares Vergnügen darinn finden, ihre Feinde zu lieben, ihnen Gutes zu thun,

und

und für die zu bethen, von denen sie gehasset werden. So aber kennen sie nur das falsche, und grausame Vergnügen, zu hassen, und sich zu rächen. Warum findet man unter den Christen ausschweifende Wohllüstlinge, welche sich in allem Unflat der Geilheit herumwälzen? Ach weil sie aus Trägheit niemal probiret haben, wie süß es ist, den wilden Neigungen nach der Vorschrift des Erlösers Einhalt zu thun. Warum giebt es unter den Christen noch hartherzige, und unempfindliche Menschen? O wenn sie es nur einmal verkostet hätten, was es für eine himmlische Freude ist, einen Nothleidenden glücklich gemacht zu haben, so würden sie immer trachten, diese Freude sich sehr oft zu machen. Nur den Demüthigen, und Einfältigen, die thun, was sie glauben, offenbaret Gott die seligen Wirkungen seines Wortes.

Beschluß.

Ich preise dich Vater, Herr des Himmels, und der Erde, daß du diese Dinge vor den Weisen, und Verständigen verborgen, und sie Kindern geoffenbaret hast. Es dienet zur Verherrlichung deines heiligen Namens, wenn du dich nur den Demüthigen, nicht aber den vermeynten Weisen dieser Welt zu erkennen giebst.

O mei-

O meine lieben Zuhörer, wenn wir doch auch unter diesen Demüthigen, und Einfältigen wären! Herr! du kennest unsre Herzen. Siehst du Hochmuth darinn, der uns verleiten könnte, deine Lehre als falsch zu verwerfen, siehst du, daß uns eine sündhafte Neigung an der Ausübung deiner Lehre hindern könne, so gieb uns doch Gnade, dieses zu erkennen, gieb uns Gnade, sie zu überwinden. Gieb, daß wir in Demuth uns immer in deinem Gesetze besser unterrichten lassen, nicht in der bösen Absicht, um daran zu zweifeln, es zu verwerfen, und gar darüber zu spotten, wie unsre heutigen Irrgläubigen thun, sondern damit wir es auf alle Fälle unsers Lebens anwenden lernen, und dadurch hier, und dort glückselig werden. Amen.

Predigt

auf

das Fest des heiligen Josephs.

Text. Matth. 1.

Joseph autem vir ejus, quum esset justus, & nollet eam traducere, voluit occulte dimittere eam.

Aber Joseph ihr Mann, da er gerecht war, und sie nicht durchziehen wollte, hat sie heimlich verlassen wollen.

Eingang.

Joseph muß in der That ein gerechter Mann gewesen seyn. Seine Braut war schwanger, ehe er noch den geringsten Umgang mit ihr gepflogen hatte. Es wäre bey solchen Umständen sehr natürlich gewesen, wenn er sich öffentlich bey Gericht beschweret, und auf die Aufhebung der geschlossenen Heirath gedrungen hätte. Allein er kannte den untadelhaften Wandel der seligsten Jungfrau viel zu gut,

und

und so wenig er sich selbst eines vertrauten Umganges mit ihr bewußt war, so überzeugt war er auch, daß sie bisher allen Umgang mit Personen des andern Geschlechtes, der sie nur im geringsten verdächtig hätte machen können, sorgfältig vermieden habe. Indessen war sie doch gesegneten Leibes. Was sollte er thun? Sie um Ehre, und guten Namen bringen, und als eine unenthaltsame Person verschreyen, das wollte er nicht. Ihre Unschuld war ihm bekannt, gegen die Ueberzeugung seines Gewissens handeln, das durfte er nicht. Er dachte also von ihr das Bessere, und vermuthete eher bey ihr eine übernatürliche Wirkung, als daß er Arges von ihr denken sollte, und entschloß sich lieber, sie gar zu verlassen. Joseph, saget der heilige Hieronymus, wußte ihre Keuschheit, bewunderte, was geschehen war, und schwieg still zu dem Geheimnisse, das er nicht einsah (*a*).

Christliche Eheleute, ich möchte euch heute gerne dieses schöne Beyspiel zur Nachahmung vorstellen. Manchmal ist es ein gegründeter, manchmal aber nur ein ungegründeter Argwohn, daß euer Gemahl, oder eure Gemahlinn euch in der ehelichen Liebe untreu geworden. Dieser Argwohn martert euer Herz, läßt euch Tag und Nacht keine Ruhe, bringt euch zur Wuth, und oft gar bis zur Verzweiflung. Nicht

(*a*) Lib. 1. Comment. in c. 1. Matth.

genug, daß die Eifersucht die eheliche Eintracht zerrüttet, die Kinderzucht verderbet, das zeitliche Glücke der Familien untergräbt, so hat sie schon oft auch die abscheulichsten Schandthaten, ja schon Mord, und Tod gestiftet.

Ich darf euch dieses Ungeheuer nicht erst lange beschreiben. Ihr kennet es schon; denn ich will heute eigentlich nur zu denen reden, welche wirklich schon von diesem fürchterlichsten Plagegeist beunruhiget werden. Ihr kennet die Unruhe, die Marter des Gemüths, welche ein Gatte empfindet, wenn er argwohnet, oder was noch trauriger ist, wenn er gewiß weis, daß er die Liebe jener Person nicht allein habe, auf welche er doch durch die eheliche Verbindung allein das Recht hat. Ihr wisset es schon, wie schmerzlich es ist, wenn andre durch ihre Nachstellungen die geliebte Person von euch abwendig machen wollen, oder wenn sie selbst ihr Herz zwischen euch, und andern theilet.

Ich kann euch also den Rath nicht mehr geben: ihr sollet die Eifersucht unter euch niemal einreißen lassen. Sie hat schon wirklich eingerissen. Dieser Rath ist jenen Eheleuten besonders zu empfehlen, die erst im Begriffe sind, eifersüchtig zu werden. Ach diese sollten sich möglichst hüten, jenes Ungeheuer in ihr Herz niemals einzulassen, wenn sie

sich

sich doch nicht ihr künftiges Leben ganz verbittern, und den größten zeitlichen, und ewigen Schaden zufügen wollen.

Für euch will ich also heute predigen, ihr unglücklichen Eheleute, die ihr wirklich schon von der Eifersucht geplagt werdet, und euch nicht zu helfen wisset. Ich will euch sagen, wie ihr euch zu verhalten habet, sobald euch die eheliche Treue eures Gatten verdächtig wird. Der erste Theil wird jenen Unterricht geben, die aus einem ungegründeten Argwohn eifersüchtig sind. Der zweyte aber denen, die gegründete Ursache haben eifersüchtig zu seyn. O könnte ich doch manches tief verwundete Herz heilen! Könnte ich manche zerstörte Ehe wieder herstellen! Wie glücklich würde ich seyn! So schenket mir doch eure ganze Aufmerksamkeit. Das heiligste Ehepaar, Maria, und Joseph wird von Gott Segen erbitten, daß mein Zureden nicht fruchtlos seyn wird. Ich fange an.

Der erste Theil.

Das Verhalten der Eheleute, die aus einem ungegründeten Argwohn eifersüchtig sind.

Bey einer geringen Aufmerksamkeit auf das menschliche Herz entdecket man dreyerley Quellen, aus

aus denen insgemein eine ungegründete Eifersucht entspringt. Sie sind zu große Zärtlichkeit, zu hohe Einbildung von sich selbst, und was man kaum glauben sollte, Haß gegen den Gatten. Diese Quellen wollen wir zu verstopfen suchen.

Gar zu große Zärtlichkeit ist sehr oft die Quelle der Eifersucht bey dem weiblichen Geschlechte. Ich fürchte mir gar nicht, daß ich fromme Seelen ärgern könnte, da ich alle mögliche Behutsamkeit anwenden werde, um von einer so delicaten Sache mit der Würde eines Predigers zu reden. Ehefrauen, die eine weiche, empfindliche, und zärtliche Seele haben, meynen, die Liebe ihres Mannes gegen sie soll sich immer so stark, so lebhaft, so feurig zeigen, wie sie es im Brautstande, oder in den ersten Zeiten der Ehe gewohnt waren. Aber nun sehen sie, daß diese Liebe nach, und nach ein ernsteres Aussehen bekömmt, sie sehen gleichgültige, kaltscheinende Mienen. Sie werden unruhig und bekümmert. Woher das auf einmal? So etwas bin ich nicht gewohnt. Ich weis mich keines Fehlers gegen meinen Mann schuldig. Also muß die Ursache sonst wo stecken. Sie grübelt Tag, und Nacht nach, und endlich fällt es ihr ein, daß ihr Mann, den sie so sehr liebet, gar wohl einer andern, oder eine andere ihm gefallen könnte. Freylich wird der Gedanken im Anfange ausgeschlagen. Aber er kömmt wieder, dringt tiefer

in

in das Herz ein, und nun wird die Eifersucht bald in helle Flammen ausschlagen. Sie beobachtet alle Schritte, und Tritte ihres Mannes, schon mit der heimlichen, unbemerkten Absicht, ihn schuldig zu finden. Sie sieht etwas, das an sich unschuldig wäre; aber bey ihr heißt das schon Verbrechen. Sie fragt feile Dienstbothen, und ehrabschneiderische Nachbarinnen, ob ihr Mann nicht da, und dort hingienge, das, und das thue, und diese Ehrvergessenen sind gottlos genug, das, was sie wissen, böse auszulegen, und was sie nicht wissen, hinzu zu lügen, nur damit sie entweder einen geringen Lohn bekommen, oder gar damit sie die teuflische Freude haben, das Feuer der Eifersucht noch mehr anzuschürren.

Unglückliche Frauen, gehet zurück, forschet dem Ursprunge eurer Eifersucht nach. Vielleicht findet ihr, daß sie blos aus einer eingebildeten Gleichgültigkeit eures Gatten gegen euch herkomme. Zu eurer eigenen Pein habet ihr euch selbst, ich weis nicht, was Arges hinzugeträumt, und gottlose Zungen haben euch in eurem Argwohne noch bestärket. Wie Gelbsüchtige alles gelb sehen, weil sich schädliche Feuchtigkeiten in ihrem Leibe ergossen haben, so hat sich das Gift der Eifersucht in euch ergossen, und alles verdorben. Ihr glaubet zu sehen, was ihr nicht sehet, ihr glaubet die unglaublichsten Dinge, die ihr höret, und sinnet Tag und Nacht nach, wie ihr euch

selbst recht peinigen könnet. Wo liegt hier der Fehler, als in euch selbst? Gebet doch der Vernunft Gehör. Euer Ehemann mag euch noch so sehr lieben, kann sich seine Liebe immerfort so stark äußern, als in den ersten Tagen des Ehestandes? Muß nicht die Liebe, die damals vielleicht ausschweifte, nach und nach ein ernsthaftes, und gesetzteres Wesen annehmen, sonderlich da man die Beschwernisse des Ehestandes, die Last der Kinderzucht, und die Nahrungssorgen zu empfinden anfängt? Und welcher Mensch ist sich endlich alle Tage seines Lebens hindurch gleich? Solche Betrachtungen müssen die Wunde heilen, die ihr euch selbst geschlagen habet. Andere, die uns das Christenthum darbiethet, will ich sogleich mit euch anstellen, so bald ich die zweyte Quelle der Eifersucht aufgedecket habe.

Diese besteht in einer zu hohen Einbildung von sich selbst. Einige Personen weiblichen Geschlechtes sind so in ihrer Jugend verwähnet worden, daß sie nur immer geschmeichelt, und gleichsam angebethet seyn wollen. Ueberzeugt von ihren Verdiensten, von ihrer Schönheit, und Liebenswürdigkeit verlangen sie, daß sich ihr Mann nur mit ihnen beschäftigen soll. Jeden, auch den unschuldigsten Umgang mit andern sehen sie also als eine Verachtung ihrer an. Sie vermuthen böse Absichten dabey. Und so wird bey der geringsten Veranlassung ihre Eifersucht rege gemacht.

Ich

Ich will diesen nicht sagen, daß die eheliche Liebe, und Treue nicht darinn bestehe, daß man um seinem Weibe zu gefallen gegen alle andre Leute unhöflich seyn, und ihnen gar keine Zeichen der Freundschaft erweisen dürfe. Euer Mann muß zwar mit euch; aber auch mit andern Leuten leben, und kann sich wegen euch nicht mit allen abwerfen. Dieses Verlangen wäre thörricht von euch, und käme nur aus übertriebener Hochachtung eurer selbst her. Ich will vielmehr euch, so wie auch jene, die aus übertriebener Zärtlichkeit in die Eifersucht verfallen, an die allerersten Pflichten des Christenthumes erinnern,

Ihr liebet euren Mann? Nun wie könnet ihr es mit der wahren christlichen, mit der ehelichen Liebe vereinigen, daß ihr ohne einen gründlichen, und höchst wahrscheinlichen Beweis zu haben so böse von ihm denket, und ihm das abscheulichste Verbrechen, die Verletzung der ehelichen Treue, Schuld gebet. Ist euer Mann unschuldig, wie sehr versündiget ihr euch an ihm? Warum thut ihr ihm, was ihr nicht wollet, daß er euch thue? Wer hat euch erlaubet, sogleich Böses von ihm zu argwohnen, weil er eben nicht ist, wie ihr ihn gerne haben möchtet?

Ihr liebet euch selbst? Auch das ist Pflicht des Christenthumes. Nun wie könnet ihr es mit der wahren Liebe zu euch selbst vereinigen, daß ihr euch

so unglücklich machet, und selbst das Leben 'abkürzet? So bald ihr der Eifersucht einmal Platz gegeben habet, so werdet ihr in einem beständigen Argwohn, in einem immerwährenden Verdruß fortleben. Ihr werdet jeden Schatten verfolgen, jedes Wort, jeder Blicke, jede Mine, an die euer Gatte gar nicht denkt, weil er euren Verdacht nicht weis, wird euch martern. Müsset ihr euren Verdruß in euch verbeißen, so wird er euch heimlich das Leben abnagen. Aber lasset ihr ihn ausbrechen, dann wird Liebe, Zärtlichkeit, Frieden vielleicht für allzeit aus eurem Hause weichen, und statt dessen nichts als Zwietracht unter euch herrschen. Eure Ehe wird eine wirkliche Höllenpein für euch werden. Ihr werdet immer beysammen leben müssen, und doch wird keines dem andern mehr trauen, keines das andre mehr aufrichtig lieben. Schreckliche Folgen der Eifersucht, die wir aber nur gar zu oft sehen müssen.

Eine dritte Quelle der Eifersucht liegt in dem Hasse, den ein Theil gegen den andern hat. Sobald der Mann sein Weib nicht mehr liebet, wird er alle mögliche Fehler an ihr zu finden glauben. Er wird sie darum hassen, und seinen Haß zu rechtfertigen, ihr auch den größten Fehler, die Verletzung der ehelichen Treue aufbürden. Sobald sie sich nicht in seine oft viehischen Begierden füget, nicht alles thut, was seine wohllüstige Liebe erwartet, sobald sie nicht

zugiebt,

zugiebt, was sie als Christinn, oder aus schuldiger Selbstliebe nicht zugeben kann, wird seine ungestümme Neigung in Zorn, und Wuth übergehen, er wird ihr die bittersten Vorwürfe einer Untreue machen, wird sie unter tausend Beschimpfungen bezüchtigen, daß ihre Gedanken nur auf andere gerichtet seyn, vielleicht wird er in der Raserey gar mit Schlägen über sie herfallen, und jede, auch die gleichgültigste Veranlassung, wird genug seyn, ihn gegen sie wieder zu waffnen.

Aber wie ist da zu helfen? Bedenken sollten solche wilde Ehemänner, daß selten, wie das Sprichwort saget, einer den andern hinter dem Ofen suchet, wenn er nicht selbst dahinten gewesen, ich will sagen, sie sollten bedenken, daß sie nur darum so eifersüchtig seyn, weil sie zuvor selbst ein ausschweifendes Leben geführt, und nun ohne Grund glauben, alle wären ihres gleichen. Bedenken sollten sie, daß ihnen auch in der Ehe nichts weiter erlaubet ist, als was mit dem Endzwecke derselben übereinstimmt, und daß es ungerecht ist, über eine fromme Gemahlinn zu zürnen, wenn sie sich seinen ungeziemlichen Ansinnungen widersetzet. Bedenken sollten sie, daß es eigene Bosheit von ihnen ist, wenn sie ihren Haß zu rechtfertigen die unschuldige Gattinn des gröbsten Verbrechen beschuldigen. Ihr eigenes Herz sollten sie zuerst bessern. Und dann würde alle Eifer-

ſerſucht ein Ende haben. Aber wie werde ich jetz mit jenen zurechte kommen, welche gegründete Urſachen haben, eiferſüchtig zu ſeyn? Ich will es verſuchen im

Zweyten Theile.

Das Verhalten der Eheleute, die aus einer gegründeten Urſache eiferſüchtig ſind.

Ich habe bisher gelehret, daß, und wie man die Eiferſucht erſticken ſolle. Allein iſt dieſes auch nothwendig, wenn der Mann nur zu gewiß von der Untreue ſeines Weibes, oder das Weib von der Untreue ihres Mannes überzeugt iſt? Ach daß ich hier die Schandthaten einiger verehlichter Chriſten nicht berühren dürfte! Daß dieſe Krankheit bey uns unbekannt, und ich nicht gezwungen wäre, Mittel gegen ſie vorzuſchreiben! Allein die Erfahrung ſpricht laut: Es giebt ſolche unglückliche Ehen, ſolche untreue Ehemänner, und Eheweiber, welche das feyerliche Gelübde, das ſie bey dem Altare abgelegt, brechen, und den unſchuldigen Theil bis in den Tod quälen. Alſo müſſen wir auch dieſen Unglücklichen Troſt geben.

Erwartet aber nicht, daß ich hier von dem alleräußerſten Mittel reden werde, zu dem man nur

ſchrei-

schreiten kann, wenn alle andere nichts mehr verfangen wollen, nemlich von der Ehescheidung. Hierüber haben geistliche Ehegerichte zu entscheiden, und vernünftige Eheleute werden diesen letzten Schritt ohnehin niemals wagen, ohne zuvor mit Gott, und verständigen Lenten die Sache reiflich überleget zu haben. Meine Sache ist es nur denen Verhaltungsregeln vorzuschreiben, die noch beysammen wohnen.

Also, werdet ihr mich fragen, also ist wohl in solchem Falle Eifersucht erlaubet? Meine geliebten Christen, wenn Eifersucht nichts anders ist, als was insgemein in der Welt darunter verstanden wird, Haß, und Abscheu gegen die untreue Person, wer wollte diese für erlaubt ansehen? Dürfen wir Christen überhaupt unsre Feinde niemals hassen, auch wenn sie uns die allergrößte Unbild zugefügt haben, so kann es auch nicht erlaubt seyn den ungetreuen Gatten, oder die Gattinn zu hassen. Noch viel weniger also dörfet ihr an Rache denken. Die Geschichte liefert uns traurige Beyspiele genug, daß die aufgebrachte Eifersucht entweder den Ehebrecher, oder seine Mitschuldige auf eine grausame Art hingerichtet hat. Eben so weis man auch, daß manche so beleidigte Personen, um sich schadlos zu halten, gleichfalls für ihren Theil die Treue brechen. Das braucht wohl nicht viel beweisen, daß dieses nichts anders sey, als sich selbst ins Verderben stürzen, als sich

tödt-

tödten, da man seinen Schmerz lindern will. War euer Ehegatte so unglücklich, daß er gefallen ist, warum sollet ihr dann euch auch noch unglücklicher machen, als ihr schon seyd. Vielleicht konnte die Rache euch auf einen Augenblick eine unmenschliche Freude machen. Aber bald wird eine unleidliche Qual darauf folgen.

Haß, und Feindschaft, Rache wäre niemal erlaubet. Sollet ihr euch also immerfort beschimpfen lassen? Sollet ihr der Untreue keinen Einhalt thun dörfen? O wenn ihr es durch rechtmäßige Mittel könnet, dann ist es auch Pflicht für euch, es zu versuchen. Ein gutes Wort, Bitten, Flehen, und Thränen zu einer günstigen Stunde angebracht, würden oft mehr nützen, als alle äußerliche Zwangsmittel, oder als alles Schmähen, und Poltern. Ferner sollet ihr euch selbst sorgfältig prüfen, ob ihr nicht durch eure Aufführung, durch euren Stolz, Kaltsinn, Eigensinn, oder gar zur Unzeit bewiesene Andächteley eurem Gatten Gelegenheit freylich zu einer allzeit unerlaubten Ausschweifung gegeben. Findet ihr so einen Fehler an euch, so suchet diesen vor allem zu verbessern, und das abgeneigte Herz wieder zu gewinnen.

Aber ich weis es leider nur gar zu wohl, daß es Unmenschen giebt, die sich durch keine zärtlichen

Worte,

Worte, durch keine Thränen eines bis in den Tod gekränkten Weibes mehr rühren lassen, Unmenschen, die sogleich in die äußerste Wuth gerathen, sobald man diese Saite nur auf die gelindeste Art berühren will, und die bedaurenswürdige Gattinn hat noch zu fürchten, daß sie für ihre gutgemeynte Bitte erbärmlich abgeprügelt werde. Ich weis es, daß es ganz verdorbene Weiber giebt, die das Laster schon so angewohnet haben, daß sie die nächste Gelegenheit wieder zur Untreue verleiten wird, wenn sie gleich dem Mann alles Heilige versprechen. Sie haben sich einmal weggeworfen, und Ehre, und guter Namen, und Religion machen auf sie keinen Eindruck mehr. Ach in solchen Umständen ist zwar leicht zu rathen, aber ich läugne es selbst nicht, der Rath ist nicht so leicht zu befolgen, wenn man es in der christlichen Tugend nicht schon weit gebracht hat.

Versuchet zuerst durch andere, denen ihr euer Herz anvertrauen dörfet, durch verständige Leute, durch eure Seelsorger ihnen Vorstellungen machen zu lassen. Will auch das nicht verfangen, und kann die Sache doch nicht mehr verschwiegen bleiben, so wird das geistliche, oder weltliche Gericht das letzte Mittel seyn, das den Ausschweifungen Einhalt thun wird. Aber dieß ist immer eine traurige Hülfe. Für Christen giebt es noch eine tröstlichere. Sie, als Jünger, und Jüngerinnnen des sanftmüthigsten, und erbarmenden

Hei-

Heilandes sollen auch ihre edle, mitleidige Liebe bis auf den höchsten Grad der Großmuth treiben, wenn ihr ungetreuer Ehemann, oder Eheweib es bis auf den höchsten Grad der Bosheit treiben, und sie doch nicht zu helfen wissen. Euer liebreiches, sanftes, durch nichts zu ermüdendes Wesen kann endlich am Ende doch noch vielleicht eine verirrte Seele gewinnen. Und wie viel muß diese schöne Hoffnung allein schon einem Christen gelten! Flehet zu Gott, brünstig, täglich flehet ihn an, er wolle euch doch die Seele eures unglücklichen Gatten, eurer verführten Gattinn wieder schenken. Stille Thränen zu Gott, eine christliche Geduld in Leiden, die wir nicht abwenden können, sind immer für Christen die kräftigsten Linderungsmittel in verborgenen Trübsalen, und wenn sie auch das Uebel nicht heben, so werden sie es doch erträglicher machen.

Ja, seufzet ihr, wem soll da die Geduld nicht ausgehen? Ich sehe, daß ich täglich mißhandelt werde. Ich kenne meine Gegnerinn, und darf michs nicht merken lassen. Ich erfahre, daß mein Vermögen täglich weniger, meinen Kindern entzogen, und an solche Nichtswürdige verwendet wird. Es ist leicht, Geduld zu predigen, wenn man ein Kreuz nicht selbst erfährt.

Ich habe euch ausreden lassen, und ich sage euch noch, daß euer Schmerz beynahe unerträglich ist.

Aber

Aber nun wollen wir auch wieder als Christen miteinander reden. Ich setze voraus, daß euch in eurem Leiden menschlicher Weise nicht mehr zu helfen ist. Was ist also zu thun? Verzweifeln? Dafür bewahre euch Gott. Leiden? das, wie ihr saget, könnet ihr nicht. Aber wisset ihr dann nicht, daß wir einen liebvollen Gott haben, der Niemanden über das, was er kann, versuchen läßt? Wisset ihr nicht, daß wir alles in dem können, der uns stärket? Was also ihr nicht könnet, das wird die Gnade Gottes mit euch vermögen. Ihn bittet um Gnade, daß ihr in eurem Kreuze nicht verzweifelt, ihn bittet, daß eure Liebe gegen euren unwürdigen Gatten niemal wanke, ihn bittet, daß sie sich bis zum Mitleid, bis zu einer heldenmäßigen Liebe erheben möge.

Beschluß.

Ich habe euch jetzt nur noch mit den Worten des Apostels zuzurufen: Ihr Männer liebet eure Weiber, und erbittert sie nicht (*b*), indem ihr Böses ohne Noth argwohnet. Eben dieses sey auch den Weibern gesagt. Lasset euch nicht durch zu viele Zärtlichkeit, durch Einbildung, oder gar durch feindselige Leidenschaft verleiten, von eurem Gatten.

(*b*) Coloss. 3.

Gatten, oder Gattinn Böses zu denken, wenn ihr nicht höchst wahrscheinliche Gründe für euch habet. Der heilige Joseph giebt euch hier das schönste Beyspiel. Er dachte von seiner unschuldigen Gemahlinn noch gut, da er noch weit stärkere Gründe für sich hatte, als ihr immer haben könnet. Und er dachte darinn, wie ein gerechter Mann. Ist aber eure Eifersucht wirklich gegründet, und wollen alle äußerliche Mittel nicht hinreichen, den Grund davon zu heben, so gehet niemal bis zum Haß, bis zur Selbstrache, sondern bittet Gott um die Gnade der Geduld, und laßt eure Liebe, wie eure Beleidigungen anwachsen. Du o Gott der Liebe, des Friedens, und der Einigkeit laß doch diesen meinen Unterricht bey den Eheleuten reichliche Früchte bringen. Mache, daß sich jener ungetreue Ehemann über die Martern, in die er seine unglückliche Gattinn bisher gestürzet hat, entsetze, und in sich gehe. Mache, daß jene eitle, und wohllüstige Gattinn ihre bisherigen Fehltritte bereue, und nach der Vorschrift des Apostels ihrem Manne allein zu gefallen suche. Weils aber in dieser Welt doch immer Sünder, und Sünderinnen andern zur Prüfung geben wird, stärke die Geprüften, damit sie unter ihrer schweren Versuchung nicht unterliegen. Und weil wir uns immer selbst Plagen auflegen, wo keine sind, erleuchte diejenigen, die sich mit ihrer ungegründeten Eifersucht selbst plagen, damit sie ihr Unrecht einsehen. Es geschehe, amen.

Pre=

Predigt

auf

das Fest der Verkündigung Mariä.

Text. Luk. 1, 35.

Spiritus sanctus superveniet in te, & virtus altissimi obumbrabit tibi.

Der heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten.

Eingang.

Immer war es den Ungläubigen ein Anstoß, daß wir in unsrer christlichen Religion Geheimnisse haben, welche unsre menschliche Vernunft nicht begreifen kann. Weil uns Gott eine Vernunft gegeben, so müßte diese allein unsre Führerinn seyn, und was diese nicht begreife, könne Gott unmöglich geoffenbaret haben.

Ich überlasse es den Gotteegelehrten, diesen, und ähnliche Einwürfe zu beantworten. Ich für mich habe ganz einen andern Begriff von Geheimnissen, und ich glaube, das sey der ächte, den alle Christen haben sollen. Hätte man immer über Geheimnisse so gedacht, so würden wir einige Duzend Ketzereyen, und Spaltungen, und einige hundert Aergernisse weniger in der Kirche Gottes gehabt haben.

Die Weltweisen, und Leute, die sich weise dünkten, glaubten immer, Gott habe uns Geheimnisse geoffenbaret, damit wir unsre Neugierde daran befriedigen, und unsern Verstand, und Witz daran üben sollten. Daher entstunden fast unendliche Streitigkeiten darüber, wie nur ein Gott, und doch drey Personen seyn könnten, wie Gott die menschliche Natur annehmen, und zwey Naturen in einer Person vereiniget seyn könnten. Man dichtete den Einsetzungsworten des Abendmahles ganz verschiedene Bedeutungen an, je nachdem jeder es für seine Meynung passender fand.

Aber sollte wohl Gott etwas offenbaren können, blos um unsre Neugierde zu sättigen? Das wäre doch gewiß gegen seine Weisheit. Ein weiser Gott kann keine Mittel wählen, welche die Menschen von ihrem Endzwecke vielmehr abführen, als daß sie selbige

darauf

darauf hinleiten sollten. Hätte er aber etwas geoffenbaret, das wir nicht begreifen blos damit jeder seine Neugierde daran befriedigen könnte, so hätte er mit Fleiß einen Zankapfel unter uns geworfen, damit wir niemal einig unter uns werden sollten. Und das ließe sich eben so wenig mit seiner Weisheit, als mit seiner Heiligkeit, und Güte zusamen reimen. Gott wollte uns durch seine Offenbarung belehren, und dadurch zu guten Menschen machen, das ist alles.

Also auch die Geheimnisse, wie die ganze übrige heilige Schrift sollen uns unterweisen, wie wir selig werden sollten, sie sollen für uns nur Beweggründe abgeben, mit größerm Eifer an unserm Seelenheile zu arbeiten. Sie lehren nur, was wir glauben müssen; und das, was wir glauben müssen, giebt für uns einen starken Beweggrund ab, auch das mit Eifer zu thun, was wir thun müssen.

Sobald wir, meine lieben Zuhörer, die Geheimnisse unsers Glaubens nur als Beweggründe zur Erhebung, und Stärkung unsers Glaubens ansehen, nicht aber als Gegenstände, woran wir unsern Verstand, und Witz üben sollen, werden wir nicht mehr in Gefahr seyn, sie aus Stolz, oder Unglauben zu verachten. Vielmehr werden wir selbige mit Demuth, Lehrbegierde, und Glauben annehmen.

So ein Geheimniß ist die Menschwerdung Christi, welche uns heute die christliche Kirche zu betrachten vorstellet. Die menschliche Vernunft sieht wohl ein, daß hierinn nichts unmögliches, oder widersprechendes sey. Allein, wie der ewige unendliche Gott sich mit der schwachen menschlichen Natur habe vermengen können, wie der Sohn allein, und nicht auch der Vater, und heilige Geist, habe Mensch werden können, wie er seiner menschlichen Natur nach von Maria ohne Zuthun eines Mannes habe empfangen werden können, von diesem allen begreift unsre Vernunft nichts. Sollen wir uns nun lange die Köpfe zerbrechen, wie alles dieses möglich war? Nein, dieß hieße die Absicht Gottes verfehlen, die er bey der Offenbarung dieses Geheimnisses hatte. Wir sollen es vielmehr nach dem Beyspiele der seligsten Jungfrau mit Demuh, mit Lehrbegierde, und mit Glauben annehmen. Mit Demuth, das heißt, wir sollen nicht mehr davon zu wissen verlangen, als uns Gott hat wollen wissen lassen, der erste Theil, mit Lehrbegierde, das heißt, wir sollen das recht zu verstehen suchen, was uns Gott davon hat wollen wissen lassen; der zweyte Theil, mit Glauben, das heißt, wir sollen das, was wir wissen, ungezweifelt glauben, und auf uns anwenden. Ich bitte den heiligen Geist, der die allerseligste Jungfrau überschattet hat, um seinen Beystand, und fange an,

indem

indem ich nur noch eben diese Jungfrau mit den Worten des Engels grüsse: Ave Maria.

Der erste Theil.

Wir müssen die Geheimnisse mit Demuth annehmen.

Man muß fürwahr die Demuth bewundern, mit welcher Maria das ihr von dem Engel geoffenbarte Geheimniß der Menschwerdung annahm. Alles, was sie hörete, mußte ihr unbegreiflich seyn. Schon darüber erstaunte sie, daß sie die Mutter des göttlichen Sohnes werden sollte, da sie sich doch für viel zu gering, und einer solchen Gnade ganz unwürdig hielt. Noch weniger aber wußte sie sich in jene Worte zu fassen: Der heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten. Wo sie hin sah, undurchdringliche Dunkelheit, Unbegreiflichkeit, Geheimniß.

Aber zeigte Maria wohl auch den Stolz unsrer heutigen Ungläubigen? Sagte sie verwegen: Das begreife ich nicht, also kann es nicht seyn? Gott kann nichts thun, was ich uicht begreife? O nein: Der Engel durfte ihr nur sagen, daß sie durch die Kraft des heiligen Geistes empfangen werde, daß

Gott durch ihn rede, und diesem nicht unmöglich sey, seine Reden zu erfüllen, so nahm sie die ganze Nachricht wegen ihrer Mutterschaft mit Demuth an, und versetzte: Sieh, ich bin eine Dienerinn des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte. Gott hat geredet, das war ihr genug, ihren Verstand in Demuth gefangen zu geben.

So weit, und nicht weiter, gehen die Rechte des menschlichen Verstandes bey den Geheimnissen unsers Glauben. Wissen muß er es, überzeugt muß er seyn, daß Gott geredet, daß er ein gewißes Geheimniß geoffenbaret habe. Hat er aber einmal diese ungezweifelte Versicherung, dann ist es Pflicht für ihn, sich in Demuth zu unterwerfen, wenn er gleich die ganze Möglichkeit des Geheimnisses nicht einsieht. Gott hat geredet, die ewige Wahrheit, das muß ihm alle seine Bedenklichkeiten heben, muß ihm Ehrfurcht, und Demuth einflößen.

Oder worauf könnte der Mensch sich wohl gründen, wenn er ein geoffenbartes Geheimniß darum verwerfen wollte, weil er es nicht begreifen kann? Vielleicht auf seine eigenen guten Einsichten? O wenn uns nur nicht unsre eigene tägliche Erfahrung so sehr überzeugte, daß unsre so hoch erhobene Vernunft fast überall ihre Gränzen habe, daß wir alltägliche Dinge nicht begreifen, derer Daseyn wir doch unmöglich

leug-

leugnen können! Es mögen doch alle Weltweisen zusammen stehen, sie sollen mir begreiflich machen, wie es zugehe, daß aus dem Samenkernchen ein Baum, aus dem Baume Blätter, und Früchte hervorwachsen. Sie sollen mir erklären, wie unsre Seele denke, wie Speis und Trank, die wir zu uns nehmen, in Fleisch, und Blut, und Knochen, u. s. w. verwandelt werde. Wenn wir schon das nicht begreifen, was täglich vor unsern Augen vorbeygeht, und zwar ohne Wunder ganz natürlich geschieht, so dörfen wir ja gar auf unsre Einsichten nicht stolz seyn, und eine geoffenbarte Wahrheit schon darum verwerfen, weil wir sie nicht begreifen. Geben wir doch zu, sind die Worte des heiligen Augustinus, daß Gott etwas thun könne, von dem wir bekennen müssen, daß wir es nicht fassen können. Eine geringe Betrachtung unsrer selbst muß uns hier Demuth lehren. Unser Verstand, der fast unglaubliche Dinge erfunden, begriffen, und bewiesen hat, empfindet alle Augenblicke seine Einschränkung. Er kann nicht so hoch steigen, als er will. Dieß sind seine natürliche Gränzen. Und er setzet sich erst noch selbst andre. Ich will hier nicht einmal von den leidigen Wirkungen der Erbsünde reden, welche auch unsern natürlichen Verstand verdunkelt hat. Unser Verdorbenes Herz, unsre Leidenschaften, unsre Vorurtheile führen uns so oft irre, daß wir die Wahrheit nicht sehen, wo sie helle vor unsern Augen liegt, und oft das

Falsche dafür annehmen. Nun geh hin, Mensch, sey stolz auf deine Einsichten, strafe Gott Lügen, wenn du in seinem Worte nicht sogleich alles begreifest!

Aber es widerspricht ja der Güte, und Weisheit Gottes, daß er uns etwas offenbare, das wir nicht begreifen könnten? Er kennet die unersättliche Wißbegierde des Menschen. Soll er uns nun umsonst martern wollen, und uns etwas offenbaren, das wir mit aller angewandten Mühe doch nicht verstehen können? Soll er uns blos im Dunkeln herumführen, da er uns doch einen Verstand gegeben hat, um uns desselben zu seiner Erkenntniß zu bedienen? Ist es nicht gegen die Vernunft, etwas zu glauben, das man nicht begreift? So fragen uns die Ungläubigen. Aber man sollte hier vorzüglich auf die Absicht Achtung geben, wegen welcher uns Gott Geheimnisse bekannt gemacht hat. Sie ist nicht, unsern Fürwitz zum grübeln anzulocken, sondern vielmehr, um uns zu erbauen, und Beweggründe zum Guten an die Hand zu geben. Wenn mir Gott auch Geheimnisse offenbaret, so läßt er mich doch immer von seinen Rathschlüssen, Werken, und Wohlthaten so viel wissen, als ich itzt davon fassen kann, und als mir zu meiner Ruhe, und Seligkeit nöthig ist. Uebrigens weis ich ja selbst, daß ich hier auf der Erde nur im Stande der Kindheit bin, ich fange

erst

erst an, Gott kennen zu lernen. Es wartet aber noch ein anderes Leben auf mich, wo ich Gott nicht mehr nur, wie in einem Spiegel, sondern so sehen werde, wie er ist. Dort werden wir erst, wie Männer, denken lernen, dort wird unsre Wissenschaft vollkommen werden. Kann man nun sagen, daß uns Gott martern wolle, wenn er uns als Kinder nicht schon wissen läßt, was wir als Männer erst wissen sollen? Führt er uns im Dunkeln, wenn er uns so viel wissen läßt, als wir zu unsrer Besserung, zu unsrer Ruhe, zu unserm Glücke zu wissen brauchen? Ist es gegen die Vernunft, etwas zu glauben, das man nicht begreift; wenn ich überzeugt bin, daß die ewige Wahrheit selbst zu mir geredet hat? Gott sieht doch alles besser ein, als ich. Kann nichts wahr seyn, außer ich begreife es? O so wäre es uns allen gefehlet. Wer begreift es, wie seine Seele auf den Leib wirke? Wirket sie aber darum weniger?

Liebste Zuhörer, ich weis es, auch ihr bey aller Frömmigkeit werdet oft von beschwerlichen Gedanken geplagt. Wie kann es seyn, daß Gott einfach in seinem Wesen, und doch dreyfach in den Personen seyn soll? Wie geschieht es, daß Gott in dem allerheiligsten Altarssakrament an vielen Orten zugleich gegenwärtig ist? Wie hat Gott Mensch werden können, u. s. f. Lasset euch doch durch solche

Gedan-

Gedanken in eurem Glauben nicht stören. Gott hat es gesagt, es muß wahr seyn. Ihr wisset von diesen Dingen immer so viel, als ihr zu eurem Seelenheile nothwendig habet. Grübelt nicht weiter nach, das übrige bleibt euch für jene Welt aufbewahret. Da sollet ihr Gott, und seine Geheimnisse immer mehr, und mehr kennen lernen. Jetzt ists für euren schwachen Verstand noch zu fruh. Bleibt euch also noch manches dunkel, so wollen wir, wie gelirnige Kinder, unsre Einsichten den Einsichten des göttlichen Lehrers, unsern Fürwitz seiner Weisheit, unsre Zweifel seiner Untrüglichkeit unterwerfen. Er ist der Herr, wir sind seine Diener, wir sind ihm in allem, was er redet, und thut, Gehorsam, und Unterwerfung schuldig. Rufen wir vielmehr mit dem Apostel auf: O Tiefe der göttlichen Weisheit, und Wissenschaft! Wie unerforschlich sind seine Wege! Wie unbegreiflich seine Urtheile (*a*)! Und so werden wir, wie Maria, seine Geheimnisse in Demuth annehmen.

Der zweyte Theil.

Wir müssen die Geheimnisse mit Lehrbegierde annehmen.

Allein ich sehe leicht vor, daß man mir den Vorwurf machen werde', auf diese Weise müßten wir

(*a*) Rom. 11. 33.

wir die abgeschmacktesten Dinge für Wahrheit annehmen, wenn wir über Geheimnisse gar nicht nachdenken dörfen, so werde ein blinder Kohlerglaube eingeführt. Aber davon nichts zu reden, daß abgeschmackte Dinge das Zeugniß einer göttlichen Offenbarung für sich schon nicht haben können, wer hat dann jemals gesagt, daß man über Geheimnisse gar nicht nachdenken soll? Grübeln soll man nicht darüber, das ist richtig. Aber übrigens muß man sich doch die Mühe geben, so viel davon verstehen zu lernen, als zu unsrer Erbauung nothwendig ist, und uns Gott selbst will davon wissen lassen. Man muß lehrbegierig seyn, um sie recht zu verstehen.

Maria geht uns hier wieder mit ihrem Beyspiele vor an. Sie wußte bereits, daß sie zu einer Mutter des göttlichen Sohnes erkiesen wäre. Der Engel hatte es ihr gesagt. Das Geheimniß selbst war ihr bekannt. Aber sie zeigt doch noch ein Begierde, den Hergang der Sache deutlicher einzusehen, und fragt darum mit einer lehrbegierigen Bescheidenheit: Wie soll das zugehen, weil ich mit keinem Manne Umgang habe. Und erst als der Engel ihr erkläret hatte, daß sie vom heiligen Geiste empfangen werde, gab sie sich zufrieden.

So soll die ganze Beschäftigung eines Christen in Absicht auf die Geheimnisse darinn bestehen, daß

er

er sich zuerst versichere: Ob dieses Gott geoffenbaret habe? Und wenn er das einmal weis, den Sinn des Geheimnisses recht zu fassen suchen.

Was nun das erstere betrift, nemlich gewiß zu werden, ob Gott ein gewißes Geheimniß geoffenbaret habe, da kann sich ein katholischer Christ um so mehr auf das Zeugniß seiner unfehlbaren Kirche verlassen, da doch die wenigsten im Stande sind andre Beweise, auf welchen dieses Geheimniß beruhet, selbst zu untersuchen, und zu prüfen. Sobald mir die Kirche saget, daß es Gott geoffenbaret habe, kann ich mich völlig zufrieden geben, da ich mich nicht mehr auf bloße Menschenworte verlasse, sondern auf den Ausspruch Gottes selbst, der mich durch seine Kirche zu belehren versprochen hat. Dabey bleibt es aber jedem unverwährt, selbst in dem göttlichen Worte nachzuforschen, die Beweise für das Geheimniß aufzusuchen, und zu prüfen. Und er wird allzeit finden, daß er dadurch in seinem Glauben nur mehr bestättiget werde, wenn er anders ein gelierniges und demüthiges Herz mit bringt, das Wahrheit finden, und nicht selbiger widersprechen will.

Um nun aber auch in den Sinn des Geheimnisses selbst einzudringen, darf, und muß er auch neben dem göttlichen Worte auch seine Vernunft zu Rathe ziehen. Hier hat aber die Vernunft ihre fest-

gesetzten Schranken. Wenn sie einmal versichert ist, daß in dem Geheimnisse nichts enthalten ist, was der gesunden Vernunft widerspricht, dann kann sie beynahe zufrieden seyn; denn da es der nemliche wahrhaftige, und untrügliche Gott ist, der uns das Licht der Vernunft, und der Offenbarung gegeben hat, so kann er sich nicht selbst widersprechen, und was nach der Offenbarung wahr ist, muß auch der Vernunft nach wahr seyn. Ist also die Frage, ob das Geheimniß der heiligsten Dreyeinigkeit, der Menschwerdung Christi, des Altarssakramentes ꝛc. nicht gewissen, und unstreitigen Gründen der Vernunft widerspreche, tritt ein Gegner auf, der wirklich solche Widersprüche gefunden haben will, alsdann behält unsre Vernunft ihr völliges Recht. Wir beweisen durch sie, daß alle diese Widersprüche nur Scheinwidersprüche sind, und nur auf einem Mißverstande der Worte beruhen. Aber man verlange ja nicht von ihr, daß sie auch das Geheimniß selbst begreiflich machen soll. Eben darum, weil es ein Geheimniß ist, kann sie nicht zeigen, wie es möglich ist, und ist zufrieden, gezeigt zu haben, daß es nicht unmöglich ist. Ein Geheimniß kann, und muß über die Vernunft seyn, wenn es gleich nicht gegen die Vernunft ist. Eine Anmerkung, welche die Ungläubigen nur gar zu oft außer Acht lassen.

Ist der Weg nun einmal so weit geebnet, daß wir in dem Geheimnisse keinen Widerspruch mehr entdecken,

decken, dann ist es Zeit, mit einem demüthigen Gebethe sich an Gott zu wenden, und ihn mit dem David zu bitten: Herr öffne meine Augen, und ich will das Wunderbare in deinem Gesetze betrachten. Lehre mich Güte, Zucht, und Wissenschaft, weil ich deinen Gebothen geglaubt habe. Sende mir deine Weisheit von den heiligen Himmeln, und von dem Sitz deiner Größe, damit sie mit mir sey, mit mir arbeite, damit ich wisse, was dir angenehm sey. Ich will sagen, wir sollen nur in der heiligen Absicht über die Geheimnisse nachdenken, damit wir uns daraus erbauen, die unermeßliche Güte, und Liebe Gottes besser kennen lernen, wir sollen Gott um seine Gnade dazu bitten, und alsdann können wir auch versichert seyn, daß Gott das Nachdenken über die Geheimnisse gewiß angenehm, und uns allzeit nützlich seyn werde. So eine heilige Lehrbegierde dörfen wir immer haben. Ja wir müssen sie auch haben; denn es wäre doch unverantwortlich für einen Christen, wenn er gegen die heiligsten Geheimnisse seines Glaubens ganz unempfindlich, gleichgültig, und unbekümmert wäre, ob Gott dieses, oder jenes damit habe sagen wollen.

Wir katholische Christen haben hierinn wieder einen Vortheil mehr, daß unsre Lehrbegierde nicht in eitle Grübeleyen, oder gar in Irrthümer ausarten könne.

könne. Die Kirche hat uns durch ihre Entscheidungen überall die Gränzen vorgezeichnet, wie weit wir in unsern Betrachtungen ohne Gefahr gehen, und woran wir uns zu halten haben. Alles übrige können wir jenen stolzen Menschen überlassen, welchen es mehr darum zu thun ist, sich mit ihrer Weisheit zu brüsten, indem sie über die Geheimnisse hundert spitzfindige Fragen aufwerfen, als sich dadurch zu erbauen, und in der Tugend zu stärken. Wir wollen die Geheimnisse in Demuth, und mit Lehrbegierde annehmen. Wir wollen sie auch glauben, und anwenden.

Der dritte Theil.

Wir müssen die Geheimnisse gläubig annehmen.

Glauben, und anwenden, sage ich; denn Glauben allein ist noch das wenigste, was wir thun können. Gott verlangt mehr von uns. Blos den Stolzen, den für seine eigene Einsichten eingenommenen Witzling kostet es Ueberwindung, ein Geheimniß für wahr anzunehmen, das er nicht begreift. Jeder andre, der die Schwäche, und die Einschränkung seines eigenen Verstandes kennet, der von der untrüglichen Wahrhaftigkeit Gottes lebendig überzeugt ist, der weis, daß er seinem Gotte Ehrerbiethung, und

Unterwürfigkeit schuldig ist, wird gerne alles glauben, was Gott geoffenbaret hat. Aber sollte wohl Gott mit so einer Aufopferung unsrer Einsichten schon zufrieden seyn? Sollte er nicht auch durch sie, wie durch alle andre seiner Vorschriften, unser Glück befördern wollen? Gewiß, er will, daß wir eben diese Geheimnisse gebrauchen sollen, uns immer zu bessern, Menschen, und rechtschaffneren Christen zu machen.

Was für schöne Früchte brachte nicht der Glaube der seligsten Jungfrau an das ihr geoffenbarte Geheimniß der Menschwerdung? Sogleich brach ihre Seele laut in das Lob Gottes aus, weil er sich gewürdiget hatte, auf seine geringe Magd niederzusehen. Sie pries seine Barmherzigkeit, Güte, und Gerechtigkeit, welches wir alles aus dem schönen Lobgesang Magnificat wissen, das sie zur Ehre des Schöpfers angestimmet hat.

Hierinn müssen wir der göttlichen Mutter ähnlich zu werden suchen. Die Betrachtung der Geheimnisse unsers Glaubens muß in uns Bewunderung der göttlichen Vollkommenheiten, Liebe, und Dankbarkeit gegen ihn, und ernstliches Verlangen nach einer künftigen Seligkeit im Himmel hervorbringen. Und zwar erstens Bewunderung der göttlichen Vollkommenheiten. Und wie kann es auch anders seyn?

Die

Die heilige Schrift lehret mich, daß es einen Gott, und drey Personen gebe. Das glaube ich gerne; aber ich glaube es nicht mit einem todten Glauben. Ich sehe vielmehr auf die unendliche Wohlthaten, durch welche jede Person der heiligsten Dreyeinigkeit ihr Daseyn zu erkennen gegeben. Ich will nicht unnütz darüber grübeln, wie das zugeht, daß drey Personen in einer Wesenheit seyn können. Aber erwägen will ich, wie mächtig der Vater ist, der diese ganze Welt durch seinen Willen aus Nichts hervorgebracht hat. Dieß wird meine Seele mit Ehrfurcht gegen ihn erfüllen, ich werde mir von dem Propheten sagen lassen: Wenn Gott Vater ist, wo ist seine Ehre? und wenn er Herr ist, wo ist die Furcht vor ihm (*b*). Gott ist also auch mein Vater? Was darf ich nicht von ihm hoffen? Wie sehr muß ich ihn lieben? Ich will die Wahrheit tief in mein Herz eindrücken, daß die zweyte Person der Gottheit, daß der Sohn Gottes mein Erlöser ist. Er hat sich selbst für uns gegeben, damit er uns von aller Ungerechtigkeit erlöse, und sich ein angenehmes Volk reinigte, welches guten Werken nachstrebte (*c*). Gott mein Erlöser! Welche Liebe! Gott mein Erlöser! welchen Werth muß meine Seele haben, da ich um einen so großen Werth erkaufet worden! Gott mein Erlöser! Bin ich ihm

(*b*) Mal. I, 6.
(*c*) Tit. 2, 14.

nicht Dankbarkeit, nicht Liebe für Liebe schuldig, damit ich ihm gefällig werde? Muß ich mich nicht aus allen Kräften bestreben, so eine große Liebe durch genaue Beobachtung seiner Befehle zu vergelten? Die dritte Person der Gottheit hat uns geheiliget, das heißt, der heilige Geist hat mir die seligmachende Gnade, die ich verloren hatte, wieder eingegossen, er erleuchtet, und stärket mich noch immer zum Guten. Durch ihn ist meine Seele zum Tempel Gottes geworden. Das will ich mir nun immer zurufen, wenn mir eine Versuchung aufstößt, die meine Seele wieder entheiligen könnte: Weißt du nicht, daß du ein Tempel Gottes bist, und daß der Geist Gottes in dir wohnet? Wenn Jemand den Tempel Gottes schändet, wird ihn Gott zugrunde richten (*d*). Sey auch noch soviel unbegreifliches in dem Geheimnisse der Menschwerdung. Ich brauche es nicht zu verstehen. Soviel weis ich doch für mich daraus, daß Gott die Welt unendlich geliebet habe, weil er seinen Sohn für sie dargegeben, daß keine größere Liebe von Seiten des göttlichen Sohnes möglich gewesen, als daß er seine Seele für seine Freunde gegeben habe. Hätte endlich die Spitzfindigkeit einiger Irrlehrer sich an die klaren Worte des Erlösers bey der Einsetzung des heiligen Abendmahles nicht gemacht, hätte sie selbige nicht zu verdrähen, und ihnen einen Sinn nach eigenem Belie-

ben

(*d*) 1. Cor. 3, 16. 17.

ben unterzulegen versucht, wie trostreich würde für alle der Genuß dieses heiligen Geheimnisses seyn? Dieß ist mein Leib, dieß ist mein Blut, das hätte jedem erklecken sollen. Aber da mußten die deutlichen Worte angestritten seyn. Der Heiland wollte, daß wir bey dem Genuße des heiligsten Altarssakramentes uns immer an sein Leiden, und an seine Liebe erinnern sollten. Nachdem wir Katholiken also einmal wissen, und aus dem Ausspruche der Kirche, der ganz mit der göttlichen Schrift übereinstimmet, wissen, daß, und wie der Leib, und das Blut des Erlösers im Abendmahle gegenwärtig sey, muß unser Bestreben nicht so fast dahin gehen, immer tiefer in dieses Geheimniß einzudringen, sondern vielmehr uns vorzubereiten, damit wir es würdig empfangen, und Nutzen daraus schöpfen. Und so ließ sich von allen Geheimnissen unsers Glaubens darthun, daß sie immer auf die christliche Tugend, und Besserung unsers Lebens einen wichtigen Einfluß haben. Beydes zu erreichen ist die Absicht, warum uns Gott Geheimnisse gegeben hat.

Eben diese Geheimnisse müssen in uns auch eine Begierde nach dem Himmel zuwegen bringen. Der edlere Theil des Menschen, die Seele, sehnet sich nach Erkenntniß der Wahrheit, und besonders einer solchen Wahrheit, welche sein Glück ausmachet. Nun erkennen wir aber die Geheimnisse un-

sers Glaubens in dem Stande unsrer Kindheit auf dieser Welt nur unvollkommen. Aber im Himmel werden wir Gott von Angesicht zu Angesicht sehen. Wir erkennen ihn itzt nur zum Theil. Alsdann aber werden wir vollkommen erkennen, und erkennet werden. Und wenn gleich ein endlicher Verstand niemal alle Abgründe des Unendlichen begreifen wird, so wird es doch Trost, und Freude für uns seyn, wenn wir auf einmal alle bisherigen Religionsgeheimnisse einsehen, wenn alle unsre Zweifel verschwinden werden, die uns vielleicht aufgestiegen sind. Wir werden vielleicht auf alle die Grübeleyen, welche so oft die Kirche Gottes verwirret haben, mitleidig hinsehen, und finden, wie eingeschränkt, und oft kindisch alle menschliche Einsichten sind, wenn sie den göttlichen Geheimnissen widersprechen. Ist es nicht billig, daß wir uns auf den Himmel freuen, der allen Dunkelheiten ein Ende machen wird?

Beschluß.

Nimmermehr also sollen Geheimnisse des Glaubens wahren Christen zum Anstoße gereichen. Maria zeiget uns durch ihr Beyspiel, wie wir sie annehmen sollen. Mit Demuth, weil Gott redet, mit Lehrbegierde, weil der Christ sie nicht blindlings glauben, sondern soviel davon verstehen muß, als ihn Gott will wissen lassen, mit lebendigem Glauben,

ben, das ist, daß er sie anwende, und daraus Beweggründe sich zu bessern, und tugendhaft zu leben hernehme.

Unterdrücket also, meine Lieben, alle überflüßige Skrupeln: wie kann das seyn? Wie soll ich das begreifen? Denket vielmehr, wenn es einmal eine geoffenbarte Wahrheit ist: Wie kann ich das zu meinem Seelenheile anwenden? Haltet euch im übrigen, was die Gewißheit, und den wahren Sinn der Geheimnisse betrifft, an die Erklärung der wahren katholischen Kirche, und ihr könnet gewiß seyn, daß diese Geheimnisse alle, welche euch die Religion vorhält, nicht anders, als zu eurem ewigen Seelenheile gedeihen werden. Nehmet sie mit Demuth an, seyd lehrbegierig, sie so weit zu ergründen, als sie euch Gott itzt will erkennen lassen, glaubet sie lebendig, und wendet sie zu eurem Seelenheile an. Amen.

Predigt
auf
das Fest des heiligen Märterers Georgius.

Text. Joh. 15, 1.

Ego sum vitis vera, & pater meus agricola est.

Ich bin der wahre Weinstock, und mein Vater ist der Weingärtner.

Eingang.

Ich will es auch einmal versuchen, bey dem Unterricht, den ich euch gebe, die Lehrart Jesu, soviel es mir möglich ist, nachzuahmen. Dieser liebvolle Lehrmeister kannte die Menschen, die er selbst geschaffen hatte, sehr gut. Er wußte daher, daß sie nicht gleich zu höhern Betrachtungen aufgelegt sind. Sie müssen erst Schritt für Schritt dazu angeführt werden. Darum machte er sie zuerst auf Dinge, die sie sehen, hören, und fühlen konnten, aufmerksam, er zeigte ihnen die Werke Gottes in der Na-

Natur, und nahm daraus Gelegenheit, sie ganz unvermerkt auf Gott den Urheber der Natur zu führen, und ihnen dann auch verschiedene heilsame Lehren beyzubringen. Der Anblick der Vögel, die über ihn wegflogen, und der Blumen auf dem Felde gab ihm Gelegenheit, seine Zuhörer an die allgemeine Fürsehung Gottes zu erinnern. Vielleicht war es der Anblick eines Landmannes, der eben sein Feld bauete, welcher ihn auf den Gedanken brachte, ihnen die verschiedenen Wirkungen seines Unterrichtes vorzustellen, je nachdem das Herz mehr, oder weniger zur guten Aufnahme desselben bereit war. Er stand an dem Brunnen bey Samaria bey einer Sünderinn, und das Wasser, das sie ihm zu trinken geben sollte, gab die Veranlassung, mit ihr von seiner Lehre, und Meßiaswürde zu reden. Und so, wie uns das Evangelium zeigt, benützte er die äußern Umstände oft, seinen Zuhörern eine schöne Wahrheit ans Herz zu legen.

Selbst das heutige Evangelium ist ein Beweis davon. Er wollte seinen Jüngern die Wahrheit beybringen, daß man nur durch die Lehre, die er predigte, die Gunst seines himmlischen Vaters erwerben könne; aber daß diese Niemand erhalte, außer der, welcher dieser Lehre gemäß handelt, und denket. Allem Ansehen nach hielt Jesus diese Rede, da er eben mit seinen Jüngern auf dem Wege begriffen

war, und vielleicht war es der Anblick eines Weinstockes, der ihn darauf bracht, seine Lehre ihnen durch die Vergleichung mit einem Weinstocke begreiflicher zu machen. Ich bin der wahre Weinstock, sagte er, und mein himmlischer Vater ist der Weingärtner. Ihr müsset euch an mich anhängen, und aus meiner Lehre Saft, und Nahrung ziehen, wie die Reben aus dem Weinstocke. Bringet ihr Früchte, handelt, und denket ihr meiner Lehre gemäß, so wird mein himmlischer Vater ein Wohlgefallen an euch haben, und euch Gnade geben, damit ihr noch mehrere Früchte bringet. Entgegen wenn ihr nicht nach meiner Lehre lebet, und keine Früchte zeiget, wird er euch wie eine ausgedorrte Reben vom Stocke abschneiden, und ins Feuer werfen.

Diese Art des Unterrichtes will ich heute auch nachzuahmen trachten. Ich wollte euch, meine geliebten Zuhörer! freylich gerne recht viel Schönes, und Gutes von dem heiligen Märterer Georgius sagen. Aber man weis von seinem Lebenslaufe viel zu wenig mit Gewißheit zu erzählen. Er war ein Blutzeug Christi. Und das allein machet ihn schon des größten Lobes, und der eifrigsten Verehrung würdig. Lasset mich also von etwas reden, was uns allen bekannt ist. Wir haben itzt wieder den angenehmen Frühling, die reizendste Zeit des Jahres. Vielleicht ist sie für uns schon oft verflossen, ohne daß wir

die

die Wohlthaten Gottes, die er uns dadurch erweiset, und die Wunder, die er uns zeiget, betrachtet hätten. Und das ist doch Undank gegen den gütigsten Vater der Menschen. Heuer soll das nicht mehr geschehen. Ich will euch also im ersten Theile die Wohlthaten, und Wunder Gottes, die er im Frühling zeigt, vorstellen, und im zweyten heilsame Lehren für euch daraus ziehen. Und dieß, wie ich von euch durch die Gnade Gottes hoffe, wird gewiß euer Herz zu der feuerigsten Danksagung gegen einen so liebvollen Vater ermuntern. Ave Maria!

Der erste Theil.

Die Wohlthaten, und Wunder Gottes im Frühling.

Alle Wunder, und Wohlthaten Gottes im Frühling auch nur obenhin zu erzählen, wäre ohnehin etwas unmögliches. Ich werde sie also nur unter verschiedene allgemeine Gattungen bringen, und sie so vorstellen. Darum will ich zuerst von der Abwechselung der Jahrszeit, dann von dem Aufleben der ganzen Natur, und endlich von den besondern Wohlthaten reden, die wir Menschen itzt von Gott erhalten.

Ihr müsset nicht glauben, daß itzt alle Völker des Erdbodens auch Frühling haben, da wir uns

dessel-

desselben erfreuen. Nein, das wäre nicht einmal möglich; denn daß es bey uns itzt Frühling ist, das kömmt daher, weil itzt die Sonne immer höher am Himmel steigt, und ihre immer höher herabschießende Stralen die Erde besser erwärmen können. Ohne Zweifel werdet ihr es schon oft bemerket haben, daß die Sonne im Winter zu Mittag viel tiefer stehe, als im Sommer. Und so steigt sie vom Winter bis in den Sommer, daß sie im Frühling die mittere Höhe erreichet. Stellet euch nun die Erde nicht wie einen Teller, sondern wie eine Kugel vor, wie sie dann beynahe eine ist. Wir gehen alle auf dieser Kugel herum, ungefähr so, wie eine Mücke um eine Kugel herumkreiset. Die tiefer unter uns wohnen, werden heute zu Mittag die Sonne höher am Himmel sehen, und also mehr davon gewärmet werden, als wir. Entgegen die, welche auf der Kugel ober uns wohnen, denen wird heute die Sonne nicht so hoch am Himmel vorkommen, und sie auch nicht so sehr, wie uns, erwärmen. Schon daraus könnet ihr begreifen, daß es in einigen Ländern Sommer seyn muß, wenn wir Winter, und Frühling, wenn wir Herbst haben, und umgekehrt. Einige Länder wissen sogar vom Frühling, und Herbste nichts. Eine Kugel, die ihr gegen das Licht hebet, kann unmöglich auf allen Seiten gleich stark von ihm beschienen werden. Der Theil, dem Lichte gerad gegen über, wird am stärksten beleuchtet, die auf der Seite

etwas schwächer, und die von dem Lichte abgewandten Theile werden gar dunkel bleiben. Stellet ihr das Licht höher, oder niederer, so wird auch immer ein anderer Theil der Kugel am stärksten beleuchtet seyn. Nachdem also die Sonne in Ansehung eines Landes itzt bald höher, bald niederer steht, wird auch das selbige mehr, oder weniger, oder gerade so mittelmäßig von ihr erwärmet werden. Und weil die Länder nicht alle auf dem Platze liegen, wo wir wohnen, sondern einige ober, einige unter uns, und andere seitwärts, so kann unmöglich überall zugleich die nämliche Jahrszeit seyn. Die Sonne muß sich also nach der weisen Anordnung Gottes so um unsre Erde herumdrähen, damit ihr wohlthätiger Einfluß nach und nach jedem Lande so zu Theil werde, wie ihn jedes nach seiner natürlichen Einrichtung brauchet. Es muß andern Leuten eben sowohl geholfen werden, wie uns. Darum ist die Abwechselung der Jahrszeiten von Gott angeordnet worden.

So hat er es auch angeordnet, daß bey uns auf den Winter der Frühling folge. Der gemeiniglich am Ende des Herbstes, und gegen Anfang des Frühlings fallende Regen, der im Winter herabstürzende Schnee befruchten, und befeuchten die Erde, und bereiten sie zu, damit sie hernach desto leichter im Frühling Früchte, und Gewächse hervorbringen kann. Weil die Sonne immer nach und nach höher

steigt,

steigt, haben die Gewächse, die in unsern Ländern fortkommen, Zeit, auszuschlagen, und zu wachsen. Sie brauchen nur eine gelinde Wärme. Zu starke Kälte würde sie verderben, und zu geschwind einfallende Hitze übertreiben. Darum schicket Gott für unsre Gegend einen Frühling, der das Mittel zwischen einer zu starken Kälte, oder Hitze hält, und stufenweis von der größten Kälte zur größten Hitze übergeht. Einige Länder hingegen, bey denen ihrer Lage nach diese Einrichtung nicht möglich war, erzeugen auch ganz andere Pflanzen, und Gewächse, die auch bey einer stärkern, und länger anhaltenden Hitze, oder Kälte gedeihen. So viel von der Abwechselung der Jahreszeit.

Itzt auch von dem Aufleben der ganzen Natur im Frühling. Da im Herbste die ganze Natur zu sterben schien, und im Winter die Erde ohne Schmuck, und ihre Bewohner ohne Freude waren, ergießet sich auf einmal wieder Leben in die ganze Natur. Der Saft steigt in den Bäumen empor. Sie treiben Knospen, in welchen durch ein unbegreifliches Wunder der Allmacht Gottes schon die grünen Blätter, die Zweige, die zwischen diesen Blättern hervorbrechen sollen, an diesen Zweigen neue Knospen voll verborgener Blätter, die lieblich duftende Blüthe, und in diesen die Früchte, und endlich in den Früchten wieder der Saamen zu unzähligen andern Bäumen ver-

borgen liegen. Wälder, und Gärten werden lebendig. Die Erde treibt Bäume, und Pflanzen, und Blumen. Der frohe Landmann sieht die Früchte seines Fleißes theils erst aus der Erde hervorkeimen, theils immer mehr und mehr zu einer gesegneten Aerndte heranwachsen. Die Zugvögel, die uns im Herbste verlassen haben, kommen durch die gelindere Wärme herbeygelockt wieder zu uns. Die bisher in den Wäldern verstummten Vögel stimmen auch zur Ehre des Schöpfers ihre Danklieder wieder an, und ergötzen uns, da wir ihnen zuhorchen. Die Heerden, weil sie wieder Nahrung, und Weide auf den Wiesen finden, geben durch ihr freudiges Gebrüll ihr neues Leben wieder zu erkennen. Sogar die Fische, die in dem Winter wie ohne Leben zu Boden sanken, erheben sich itzt wieder, nachdem sich das Eis aufgelöset hat, und schwimmen gegen die Oberfläche des Flusses empor. In der ganzen Natur zeiget sich Freude, und Leben.

Aber ich habe itzt erst die Freuden noch zu erwähnen, welche der Frühling uns Menschen bringt. Nichts will ich sagen von dem Anblicke der schönen Natur, nichts von den tausend Freuden, die ihm das Aug durch die Betrachtung der überall hervorsprossenden schönen, vielfärbigten Blumen, das Ohr durch die Anhörung der verschiedenen Gesänge der Vögel, der Geruch durch die angenehmsten Gerüche

rüche giebt. Was für ein Vergnügen ist es, sich selbst sagen zu können: Sieh da, wie der liebe Gott für dich so väterlich sorget. Die ganze Natur heißt er für dich arbeiten. Für dich schmücken sich die Bäume, für dich grünet der Acker, um dir nicht nur zur Nothdurft, sondern auch zum Vergnügen Unterhalt zu schaffen. Jedes Thier, das du siehst, arbeitet entweder unmittelbar, oder mittelbar zu deinem Beßten. Der Wind reiniget für dich die Luft, und führet dir die gedeihlichsten Wohlgerüche zu. Die Erde bringt Kräuter hervor, welche deine schwächliche Gesundheit wieder herstellen werden. Die gemäßigte Sonnenhitze erwärmet deine erstarrten Glieder, und gießet dir neues Leben ein. O was ist das für ein entzückender Auftritt für uns, wenn wir im Frühlinge, wo wir immer hinschauen, gleichsam neue Wohlthaten Gottes für uns aufblühen, und aufleben sehen! Ist ers nicht werth, dieser Anblick, daß wir bisher eine kurze Zeit dabey stehen geblieben, und ihm unsre Aufmerksamkeit geschenket haben. Wie weise ist die Abwechselung des Frühlings mit dem Winter veranstaltet! Wie schön das Aufleben der ganzen Natur! und zugleich wie wohlthätig für uns! Was sollen wir nun für Gedanken dabey haben? Dieß zeige ich im

Zwey-

Zweyten Theile.

Die Gedanken des Christen im Frühling.

Auf den Winter folgt der Frühling, eine freudige Zeit auf eine betrübte. Da fällt mir eben eine gar schöne Stelle aus der Schrift ein, die sich vollkommen hieher schicket. Die Jünger des Heilandes waren sehr traurig, Traurigkeit erfüllte ihr ganzes Herz, als er ihnen sagte, daß sie so vieles, und sogar den Tod wegen ihm würden leiden müssen. Er tröstete sie aber so: Eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden. — Ihr habet zwar itzt Traurigkeit; ich werde euch aber wieder sehen, und euer Herz wird sich freuen, und eure Freude wird euch Niemand wegnehmen (*a*). Wir wollen diesen kräftigen Trost auch auf uns anwenden. Gott hat die nemliche Weisheit, und Güte in Einrichtung dieser sichtbaren Welt, wie in der Verkettung der menschlichen Schicksale gezeiget. Wie auf den traurigen Winter der angenehme Frühling folgen muß, so läßt er auf unsre betrübten, und traurigen Stunden wieder vergnügte, und angenehme folgen. Unsre Traurigkeit muß sich immer wieder in Freude verwandeln. Welch ein Trost muß es also in allen unsern Betrübnissen

seyn,

(*a*) Joh. 16, 20. 22.

seyn, daß wir uns sagen können: Nichts auf dieser Welt, auch dein Leiden, dauert immer fort? Gerade da, wo es dir am besten, und nützlichsten seyn wird, wird der Herr wieder zu dir kommen, wird dir dein Kreuz abnehmen, und dein Herz wird sich erfreuen. Ohne den lästigen Winter würden wir keinen gedeihlichen Frühling, und ohne Widerwärtigkeit keine Hoffnung zur Freude haben. Wir vergessen bey dem Anbruche einer günstigen Jahreszeit alle die Beschwernisse, die wir im Winter zu ertragen hatten. Und die frohen Stunden, die uns Gott auf unsre Widerwärtigkeiten schicken wird, werden auch alles Andenken derselben aus uns verbannen. Dieß sey unser erster Gedanken bey dem Anblicke des Frühlinges.

Aber diese Freuden kommen so langsam, sind auch wieder mit ihren Bitterkeiten vermischt, werdet ihr denken? Freylich kommen sie nicht immer gleich in der Stunde, wo ihr sie erwartet, nicht wie ihr sie erwartet. Aber die Freude, daß ihr eurem Gotte gefallet, wenn ihr euch in seine Fügungen ergebet, die Freude eines reinen Gewissens, die alle andere übersteigen, könnet ihr doch allzeit haben. Die übrigen Freuden sind freylich mit Bitterkeit vermischet, und müssen es seyn, weil sie nur zeitliche Freuden sind. Allein eben das Bild des Frühlings machet euch noch zu weit größern, und reinern Hoffnung.

Es

Es erinnert euch an eure Auferstehung. Im Frühlinge lebet die ganze Natur wieder auf, die vorher, wie gestorben war. Und so werden auch wir wieder einmal zu einem unendlich glückseligen Leben erwachen. Thor, sagt der heilige Paulus, ein Saamenkorn, das du säest, wird ja nicht lebendig, wenn es nicht erst stirbt. — — Aus den Körnchen läßt Gott den Pflanzenkörper werden, wie ers gut findet, aus jedem Saamen einen eigenen Pflanzenkörper. — Gerade so mit der Auferstehung der Todten. Ein verweslicher Körper wird in die Erde gesäet, ein unverweslicher geht hervor (*b*). Ja, meine Lieben, der Anblick des Frühlings soll in uns den erquickenden Gedanken an die Auferstehung erwecken, soll uns unsre künftigen Freuden lebhaft vorstellen. Die Wurzeln, und Zwiebel der Blumen, die ihr in die Erde leget, sehen grob, und nichts weniger als angenehm aus. Aber sie leben auf, und es giebt die schönsten, wohlriechendsten Blumen. Was kann eckelhafter seyn, als unser Körper, wenn er einmal im Grabe verscharret ist? Aber ein verweslicher Körper wird gesäet, und ein unverweslicher, an Schönheit, und Glanz alles Schöne, und Glänzende dieser Erde weit übertreffender Körper geht bey der Auferstehung aus dem Grabe hervor.

(*b*) 1. Cor. 15, 36—42.

Gleichwie wir im Frühlinge alle Traurigkeit, und unangenehmen Tage des Winters vergessen, so werden wir am Tage der Auferstehung aller der Uebel nicht mehr gedenken, die wir auf dieser Welt auszustehen hatten. Wie hier Leiden ist, so wird dort ewige Freude seyn.

Gleichwie sich hier die Erde, auf der wir wohnen, im Frühlinge ganz umändert, und gleichsam in ein Paradies verändert, so werden wir bey unsrer Auferstehung in einen neuen, vollkommenen, herrlichen Wohnplatz, in das himmlische Paradies versetzet werden.

Gleichwie hier im Frühlinge alle Pflanzen, Blumen, und Kräuter sich immer, und von Tag zu Tag mehr entwickeln, und vollkommner werden, eben so werden nach der Auferstehung unsre Vollkommenheiten alle Augenblicke wachsen, wir werden Gott immer mehr erkennen, und lieben, und das wird uns immer vollkommener machen.

Gleichwie im Frühlinge die ganze Natur zum Lobe, und Preise ihres Schöpfers erwachet, so werden bey der Auferstehung alle Menschen, welchen Gott Gnade erwiesen hat, dem Allerhöchsten ihre Lob- und Danklieder darbringen. Hieraus, aus dem Anblicke des Frühlings, kannst du vom Kleinern

aufs

aufs Größere schließen. Ist der irdische Frühling so reich an allen Gattungen der Freude, wie angenehm wird der Frühling in jener Welt, ich verstehe die Auferstehung vom Tode zum Leben, für dich seyn? Denke das oft, denke es in heitern Frühlingstagen bey dem Anblicke einer Blume, bey Anhörung eines Singvogels, bey der Aussicht in die ganze neubelebte Natur.

Und noch ein Gedanken soll dir immer in deinem Herzen seyn. Alles, was ich sehe, ist Wohlthat für mich, ist weise Anordnung, mich hier, und dort glücklich zu machen. Wie unendlich weise muß also der Gott seyn, der alles dieses zu meinem Vortheile zu veranstalten wußte! Wie unendlich gütig mußte er seyn, da er es wirklich dahin veranstaltete! Also Ehrerbiethung Herr für dich, der du so unendlich weise bist; Liebe, und Dank für dich, der du so unendlich gütig bist. Jedes Gräslein, das ich mit Füßen trete, jeder Vogel, den ich singen, jedes Stück Vieh, das ich brüllen höre, jede Blume, die ich rieche, werden mir es in dem Frühlinge allzeit verkünden: Es ist ein weiser, es ist ein gütiger Gott. Den muß ich anbethen, den muß ich lieben, dem muß ich danken.

Beschluß.

Mögen doch immerhin unempfindsame Menschen seyn, welche gleichsam in dem Frühlinge in den Wohlthaten Gottes schwimmen, und sich doch die Mühe nicht geben, auf den lieben Gott, ihren Wohlthäter zu denken; unter diese Undankbaren wollen wir nicht gehören. Die Abwechselung des Frühlings mit dem Winter soll uns in unsern Mühseligkeiten Hoffnung auf künftige Freuden, die wieder auflebende Natur soll uns Hoffnung einer glückseligen Auferstehung machen, und die uns im Frühlinge erwiesene Wohlthaten Gottes sollen uns immer der stärkste Beweggrund ihn zu ehren, ihn zu lieben, ihm zu danken seyn.

Liebe Landleute! Niemand hat bessere Gelegenheit, als ihr, die schöne, liebe Natur, die Reize des Frühlings in ihrer natürlichen Einfalt zu sehen. Ihr gehet, schwebet, und lebet täglich unter ihnen. Die verwöhnten Stadtleute kennen sie entweder gar nicht, fühlen sie nicht halb so schön, wie ihr, weil sie an lauter gekünstelte Freuden gewöhnt sind. O möchte doch bey euch meine Predigt so viel fruchten, daß ihr die kostbaren Gaben Gottes im Frühlinge etwas ernstlicher betrachtetet, und dadurch euch zu dankbaren Gesinnungen gegen ihn ermuntern ließet. Thut mir doch den Gefallen, und sehet eure Fel-

der,

der, eure Wiesen, und die ganze Pracht des Frühlings mit etwas andern Augen, mit andern Empfindungen eures Herzens an, als sie euer unvernünftiges Vieh ansieht. Und ihr werdet dann gewiß, wie ich euch gerne haben wollte, recht wackere Christen werden. Amen.

Predigt
auf
das Fest der heiligen Apostel Philipp, und Jakob.

Text. Joh. 14.

Tanto tempore vobiscum sum, & non cognovistis me?

Ich bin schon so lange bey euch, und ihr kennet mich nicht?

Eingang.

Es wird nicht fehlen, meine Lieben! ihr klaget über die Zeiten, die wir itzt haben. Heute wäre der erste May, und es ist kaum so eine Witterung, wie wir sonst den ersten Hornung, oder

März gehabt haben. Der Winter hat sehr lange gedauert, und kaum hat mancher Holz genug auftreiben können, um sich zu erwärmen. Euer liebes Vieh ist schon schlecht in den Winter gekommen, und weil es Abgang am grünen Futter gab, hat es auch den Winter sehr kümmerlich durchbringen müssen. Itzt wäre die beste Zeit, wo ihr Nutzen davon haben solltet, und kaum fangen die Wiesen an grün zu werden, und bis es Weide findet, ist die beste Zeit schon vorbey. Es wird zu heiß, und der Nutzen ist nicht mehr groß. Eure Feldarbeit hat sich angehäufet, weil ihr theils wegen Schnee, und hernach wegen Wasser lange Zeit nichts auf dem Felde thun konntet. Habe ich eure Klagen alle errathen?

Da bin ich nun der Mann nicht, der sagte, sie wären alle ungerecht, diese Klagen. Behüte Gott. Wenn ihr nur auf den Nutzen sehet, den ihr erwarten konntet, und auf das, was ihr eurer Meynung nach brauchet, wenn jeder blos auf seinen Vortheil sieht, so habet ihr vollkommen recht. Es soll keine so Witterung gewesen seyn, wie sie war. Sehet mich auch nicht für den an, dem es gleich viel ist, ob es euch gut, oder böse geht, oder der ganz ohne Empfindung zusehen konnte, wenn es euch, oder eurem Vieh an etwas mangelte; weil ich doch immer zu leben hätte. O liebe Leute, wenn ihr glaubet, daß ich Mensch bin, und Christ bin, so müsset ihr auch

glau-

glauben, daß ich mit euch leide, wenn ihr leidet. Wahr ist es, Gott, dem ich unendlich dafür danke, hat mich in Umstände gesetzet, daß ich keine Noth merke, wenn ihr sie schon empfindet. Aber ich danke Gott noch mehr, daß er mir ein Herz gegeben hat, das auch, wenn es mir gut geht, doch empfindet, wenn euch nicht so gut geht, wie mir, oder wenn ihr gar leiden müsset. Gewiß, ich kenne die Plagen, die euch drücken, und sie schmerzen mich. Oft denke ich, wenn ich keinen Abgang habe, und zur Nothdurft, ja sogar zum Ueberfluße zu essen, und trinken habe, wie muß sich ein Taglöhner, ein Bauer abkümmern, und hats doch nicht so gut, als du. Hätte doch das, was du nicht brauchest, ein andrer. Darum, dächte ich, sollet ihr mir auch glauben, daß ich euch, wenn ich sage, eure Klagen seyn doch ungerecht, nicht nur etwas ohne Grund vorschwätzen, oder hintergehen wolle. Nein, ich will euch nur trösten, und sagen: So schwer euch diese Zeiten ankommen — so sollet ihr doch mit Gott zufrieden seyn. Ich weis keinen andern, und es giebt keinen andern kräftigern Beweggrund, als diesen: Gott meynt es allzeit gut mit uns. Er hat sich nach dem heutigen Evangelium gegen den Philippus beklaget, daß er schon so lange bey seinen Jüngern wäre, und daß sie ihn doch nicht erkennet hätten: Ich bin schon so lange bey euch, und ihr habet mich nicht erkennet. Eine wichtige Klage, nachdem er vor den Augen

seiner Apostel schon so viele Wunder gethan hatte. Aber wenn sich Gott gegen uns, und über uns eben so beklagen wollte, hätte er dann nicht auch recht? Ich bin schon so lange bey euch, habe euch so oft gezeiget, daß am Ende doch alles recht gehe, und zu eurem Nutzen ausschlage, was ihr mitten in euren Kreuz, und Widerwärtigkeiten nicht geglaubet habet. Und doch, wenn ich euch wieder ein Kreuz schicke, wollet ihr mich, und meine Hand nicht erkennen? Ich bin so lange Zeit bey euch, und habe euch überzeuget, daß ich es gut meyne, und ihr habet mich nicht erkennet. Ich hätte nicht gerne, m. L. daß Gott das auch von euch klagen könnte. Und darum sage ich euch: Gott meynt es allzeit gut mit uns. Um dieses zu beweisen, wähle ich den besondern Fall der heurigen Witterung. Gott meynt es gut mit uns, da er sie uns geschicket hat. Was geschehen ist, hat geschehen müssen, und ist zu unserm Nutzen geschehen. Habet Achtung, ich will es erweisen.

Der erste Theil.

Diese Witterung hat so seyn müssen. Das will soviel sagen. Wir haben heuer gerade den kalten, und langen Winter, gerade den häufigen Schnee haben müssen, gerade den Frühling, der eurem Vieh so wenig anständig ist. Es hat nicht anders seyn können; denn so hat es Gott von Ewig-

keit

keit her angeordnet, daß der Winter so seyn sollte, wie er war, und was Gott einmal angeordnet hat, das läßt sich nicht mehr abändern, es muß so bleiben. Oder meynet ihr etwann, daß itzt, wo wir Tag haben, Nacht seyn konnte? Freylich konnte Gott das durch ein Wunderwerk machen. Aber das thut er nur äußerst selten, und niemal, als aus einer höchstwichtigen Ursache. Sonst aber läßt er der Natur ihren Lauf, das ist, er läßt alles nach den allgemeinen Gesetzen, nach denen er die Welt eingerichtet hat, vorgehen. Wir müssen itzt Tag haben, weil zuvor Nacht war, und wir hatten Nacht, weil zuvor Tag war. So hängt immer das, was itzt ist, von dem ab, was vorher war, bis wir zuletzt auf Gott kommen, der das erste gemacht, und angeordnet hat, von dem alles übrige abhängt. Ihr werdet itzt Pflanzen bekommen, weil ihr den Saamen dazu ausäet. Der Saamen aber kam aus einer andern Pflanze, und diese Pflanze wieder aus einem andern Saamen, und so zurücke bis auf die erste Pflanze, die Gott erschaffen hat.

Eben so geht es mit der Witterung. Jene Witterung, die wir itzt haben, entsteht nicht von ungefähr, sie hat ihre Veranlassung in der vorhergehenden, in der gestrigen, die gestrige in der vorgestrigen, und so zurücke bis auf die allererste Witterung, die damals war, als Gott die Welt erschuff.

Da

Da hängt alles an einander, wie in einer Kette. Eine Naturbegebenheit fließt aus der andern, und muß nothwendig so seyn, weil die vorhergehenden so waren, und diese waren so, weil Gott die Welt so eingerichtet, daß sie gerade so, und nicht anders seyn sollten, und wenn wir itzt eine andre Witterung haben sollten, als wir haben, so hätte sie schon voriges Jahr, und von Erschaffung der Welt her alle Tage anders seyn müssen. Die Witterung hängt von der Beschaffenheit der Luft, ihrer Schwere, oder Leichtigkeit, Wärme, oder Kälte, Trockenheit, oder Feuchtigkeit, Ruhe, oder Bewegung ab. Aber die Beschaffenheit der Luft, ob sie so, oder anders ist, hängt wieder von der Beschaffenheit der Erde, der Flüße, Seen, und des Meeres ab. Alles dieses mußte zuvor geändert werden, wenn sich das Wetter ändern soll.

Aber da fällt euch vielleicht ein mich zu fragen: Warum bethet man dann, damit Gott eine andre Witterung schicke, wenn sie nothwendig so seyn muß, wie sie ist. Ists schon von Ewigkeit her so angeordnet, daß wir so einen kalten Winter, so viel Schnee, und eine daraus folgende Ueberschwemmung haben mußten, so hilft ja das Bethen nichts? Es wird doch geschehen, was Gott angeordnet hat, und Gott wird wegen unserm Gebethe kein Wunder wirken. Vielleicht habet ihr sogar einige Leute,

die sich klüger, als andre dünken, so reden, und über euer Gebeth spotten hören. Ja, meine lieben Kinder, wenn ihr nur darum bethet, daß Gott itzt seinen Willen erst ändern, daß er euch gutes Wetter schicken soll, da er doch entschlossen ist, euch Böses zu schicken, so ist freylich euer Gebeth umsonst. Gott kann seinen Willen nicht mehr ändern. Es ist nicht, wie die Menschen, daß er sich ändre, sagt die Schrift. Ihr nehmet euch oft kräftig etwas vor; aber es kömmt etwas dazwischen, und dann ändert ihr euren Entschluß, und thut es nicht mehr. Aber was Gott itzt will, das hat er von Ewigkeit gewollt. Er hat von Ewigkeit her alle Umstände vorgesehen, er hat sie sogar selbst so angeordnet; was könnte wohl itzt vorfallen, das ihm neu, und unerwartet wäre? ihm kann nichts dazwischen kommen, das ihn nöthigte, seinen Entschluß zu ändern, wie wir ihn oft aus dieser Ursache ändern. Und doch können, und müssen wir bethen. Warum? Weil wir niemal wissen, was Gott beschlossen hat. Wir hatten einen langen, und unfreundlichen Winter. Wir wußten aber nicht, ob Gott sich nicht entschlossen habe, auf unser Gebeth die schlimmen Folgen dieses Winters aufzuheben. Er hat auch unser Gebeth schon von Ewigkeit her vorhergesehen, und sich in Ansehung desselben schon von Ewigkeit her entschließen können, eine bessere Witterung zu schicken. Gott hat beschlossen, die Witterung zu ändern, wenn wir

bethen, und daß wir bethen würden, das wußte er. Hätte er aber vorhergesehen, daß wir nicht bethen würden, so hätte er vielleicht auch nicht beschlossen, das Wetter zu ändern. Ich will euch dieses ganz begreiflich machen. Wenn euch euer Kind beleidiget, so denket ihr vielleicht: Wenn es mich wieder um Verzeihung bittet, so will ich nichts daraus machen. Handelt das Kind nun vernünftig, wenn es so sagte: Hat mein Vater beschlossen, mich zu strafen, so wird er mich doch strafen, hat er beschlossen, mich nicht zu strafen, so wird er mich doch nicht strafen, ich mag ihn um Verzeihung bitten, oder nicht. Gewiß das Kind müßte sich die Schuld zuschreiben, wenn es gestrafet würde. Warum hat es nicht um Verzeihung gebethen? Von dieser Bedingniß hieng erst die Strafe ab, ob es gleich das Kind nicht wußte. Und so ist es auch mit uns. Wir wissen nicht vorher, ob die Abwendung einer Strafe nicht von unserm Gebethe abhänge. Also dörfen, und müssen wir bethen, und das Gebeth ist nicht überflüßig.

Ich habe bisher nur gezeiget, wie die heurige Witterung nothwendig so seyn mußte, weil Gott von Ewigkeit her die Ursachen derselben also angeordnet. Aber wir wollen sehen, ob wir nicht die nähern Ursachen davon auch selbst finden können. Vor zwey Jahren, wie ihr euch noch erinnern werdet, hatten wir in Mitte des Sommers einen sehr dicken Nebel,

oder

oder Höherauch in der Luft. Dieser Rauch in der Luft zeigte deutlich, daß etwas in der Luft wäre, was sonst nicht darinn war, und eigentlich nicht hinein gehörte; sonst wäre er nichts ungewöhnliches, und außerordentliches gewesen. Nebel in der Luft haben wir sonst oft genug, und sie entstehen aus größtentheils wäßerigten Dünsten, die von der Erde in die Luft aufgestiegen sind, und sich daselbst häufiger gesammelt haben. Aber jener Höherauch war nicht wäßericht. Es regnete sehr selten, ungeachtet er lange anhielt. Was muß also damals in unsre Luft gekommen seyn? Es ist, wenn man ein wenig zurücke denken will, nicht sogar schwer, es zu errathen. Mit dem Anfange des Jahres war ein schreckliches Erdbeben in Calabrien, und Sicilien, und zur nemlichen Zeit fiengen der Hekla, und andre Berge in Island an, Feuer auszuspeyen, ungeachtet sie wenigst sechshundert deutsche Meilen von Sicilien entfernet sind. Bey den Erdbeben öffnet sich insgemein die Erde, und da steigen ganze Wolken von Dampf, und Dünsten in die Höhe, welches bey den feuerspeyenden Bergen ohnehin geschieht. Es ist also gewiß, daß vor zwey Jahren eine entsetzliche Menge fremder Dünste aus der Erde in die Luft gekommen, die sonst nicht darinn waren, und also eine Veränderung darinn hervorbringen mußten. Sind diese Dünste mit recht vielen Salztheilchen vermischet, wie es dann Salz genug in

der

der Erde giebt, so wird die Luft davon erkältet. Werden sie endlich durch den Wind nach und nach zu uns geführt, so wird auch unsre Luft damit angefüllet, und erkältet. Nun liegt unser Deutschland gerade so zwischen Island, und Calabrien, wo die Dünste in die Luft kamen, daß der Zug von einem Lande gegen dem andern mitten durch selbes gehen muß. Es konnte also nicht fehlen, unsre Luft mußte mit einer Menge fremder salzichter Dünste angefüllet werden. Und diese Dünste waren der vor zwey Jahren gesehene Höherauch, der sich auch voriges Jahr noch da, und dort sehen ließ. Sind salzichte Dünste in der Luft, und erkälten selbe, so sammeln sich die wäßerichten Dünste leichter, und werden zu Schnee. Und daher kam es, daß wir den vorigen, und heurigen Winter so außerordentlich viel Schnee hatten, und daß der Winter selbst so strenge war. Und das wird so lange seyn, bis alle diese Dünste wieder nach und nach auf die Erde zurücke kommen, und die Luft davon gereiniget ist. Wenn dieses aber geschehen wird, das läßt sich nicht bestimmen.

Der zweyte Theil.

Was geschehen ist, hat also geschehen müssen. Ihr habet die natürlichen Ursachen dieser Witterung kennen gelernet. Gott hat die Begebenheiten der Natur so angeordnet, daß gerade diese

Wit-

Witterung daraus erfolgen mußte. Und dieß muß eben die Ursache für euch seyn, daß ihr euch damit tröstet. Weil es Gott so angeordnet hat, so ist es zu eurem Nutzen. Ließ der Herr die Elemente gehen, ohne sich zu bekümmern, ob es uns dabey gut, oder schlimm ergieng, könnte der böse Feind, könnten böse Leute das Wetter machen, oder ändern, wie sie wollten, ohne daß sich Gott darum annähme, o da wären wir die unglücklichsten Leute, und ich wollte lieber Hund, als Mensch seyn. Der Teufel, weil er alle Menschen hasset, würde nach seinem bösen Willen uns alles mögliche Uebel zufügen. Und böse Leute, eure Feinde, würden sie euch nicht immer so ein Wetter machen, daß alle eure Feldfrüchte, und Wiesen verdorben würden, und ihr bald sterben müßtet? Aber das sey ja ferne von uns, so wir von dem lieben Gott so schlecht denken sollten. Nein, er bekümmert sich um uns, und ordnet alles, wenn wirs auch nicht erkennen, zu unserm Beßten.

So versichert er uns selbst in seinem heiligen Worte. Gott, sagt er bey dem Job 37, 6. hat dem Schnee befohlen, daß er auf die Erde herabsteige, und in dem 147. Psalm, er giebt den Schnee, wie Wolle. Da er nun zugleich an mehr, als einem Orte der heiligen Schrift sich erkläret, daß er sich um alles sorge, daß sogar kein Haar von unserm Haupte ohne seinen Willen falle, daß er die Vögel

der Luft, welche nicht säen, noch einschneiden, weide, und erhalte, so wird es ja doch unstreitig seyn, daß auch Schnee, und Kälte seine Werke sind, und zwar ein für uns nützliches, und gutes Werk. Wie hätten wohl sonst jene drey Männer in dem Feuerofen ausrufen können: Lobet den Herrn Eis, und Schnee. Eis, und Schnee haben keine Empfindung, keine Erkenntniß Gottes, wie könnten sie ihn loben? Das will also nur sagen: Eis, und Schnee sind Wohlthaten Gottes, welche den Menschen, der sie als solche erkennet, ermuntern sollen, seinen guten Gott zu loben.

Aber ist es dann eine Wohlthat Gottes, daß wegen der anhaltenden Kälte euer Vieh an allem Mangel litt, daß ihr itzt noch keine Weide für selbes habet? Daß vielleicht eure Feldfrüchten Schaden gehabt, daß ihr soviel Geld auf die Ankaufung des Holzes verwenden mußtet? Ja, meine Kinder, eben das war euer Nutzen, und wäre es anders gegangen, so wäre es euch gewiß nicht so nützlich gewesen. Wenn ich nur sagen wollte, daß Gott diese euch so schädlich scheinende Witterung als eine Strafe über euch verhänget hätte, so wäre sie euch doch schon darum ungemein nützlich; denn wenn er auch strafet, so ist seine Strafe Liebe, und hat unsern Nutzen zum Endzwecke. Und konnte Gott diese Absicht nicht haben? Wars nicht nothwendig, daß er es so machte?

Ich

Ich will nicht sagen, daß wir durch unsre Sünden es gar wohl verdienen, daß er uns so heimsuche. Und das wäre doch gewiß wahr. Aber bekennet es selbst, wenn alles so immer nach unserm Wunsche gieng, wenn uns gar niemal ein Uebel begegnete, würden wir denn nicht ganz auf Gott vergessen? Würden wir auch noch glauben, daß wir ihn brauchen, und daß unser ganzes Glück ohne ihn nichts ist? O gewiß bey unserm Leichtsinne, bey unsrer Vergessenheit auf Gott, auch wo er uns wirklich heimsuchet, kann man leicht sehen, was wir thun würden, wenn er sich uns gar niemal zeigte. Wir würden, wie ehemals der stolze Nabuchodonosor bald gar sprechen: Wer ist Gott, außer mir. Alles dieses, was ich habe, ist das Werk meines Fleißes, meiner Geschicklichkeit, ich bin Niemanden schuldig dafür zu danken. Der erste Nutzen also aller solcher Züchtigungen ist, daß uns Gott wieder an sich ziehe, aus unsrer Unempfindlichkeit gegen ihn erwecke, und uns überzeuge, daß wir ihn brauchen. Und eben darum, weil wir erkennen, daß wir ohne ihn nichts sind, ein wahres kindliches Vertrauen zu ihm tragen, weil er es allein ist, der uns helfen kann.

Hernach kann nicht eben diese Witterung, die euch schädlich dünkt, sogar einen zeitlichen Nutzen für euch haben? Wäre die Luft nicht durch den häufigen Schnee, der das verflossene, und heurige

Jahr hindurch gefallen, von den vielen fremden Dünsten gereiniget worden, wie schädlich hätte diese unreine Luft eurer Gesundheit werden, wie viele böse Suchten hätten daraus entstehen können? Wäre es euch lieber, wenn ihr gar gestorben wäret, als daß ihr einige Zeit Noth gelitten habet? Und kann der Herr das, was er euch durch diese Witterung entzogen, nicht wieder hereinbringen? Können nicht diese fremden, aus der Luft herabgestürzten Dünste, wenn sie sich nach und nach mit der Erde wieder vermischen, sie fruchtbarer, und erträglicher machen, da sie unter der Erde für euch ohne Nutzen, und in der Luft euch schädlich waren? Wir wollen also noch zuwarten, ob dieses nicht alles noch seinen Nutzen habe, sollte es auch längere Zeit anstehen, und nicht itzt sogleich, weil wir noch keinen Nutzen sehen, Gott tadeln, und sagen: diese Witterung sey ganz schädlich, weil sie itzt schädlich ist. Wir haben uns doch in unserm Urtheile über Gott schon oft betrogen, und am Ende bekennen müssen, daß er es doch noch recht gemacht habe, so wenig wir es im Anfange glaubten.

Gesetzt aber auch, diese Witterung hätte für euch gar keinen besondern zeitlichen Nutzen. — Einen geistlichen, den ich gezeiget, muß sie allzeit haben — kann sie dann nicht zum allgemeinen Beßten der Erde, der Menschen in andern Ländern nützlich

seyn?

seyn? Gleichwie dem Menschen oft eine Krankheit nützlich, ja nothwendig ist, damit gewisse schädliche Feuchtigkeiten aus dem Leibe kommen, und er hernach recht gesund werde, so muß auch die Natur manchmal solche gewaltsame Veränderungen haben, damit das Gleichgewicht für das ganze wieder hergestellet werde, und alles wieder in den ordentlichen Gang komme. Manchmal muß sich die Erde durch Erschütterungen, manchmal die Luft durch heftige Donnerwetter, gewaltsame Stürme, Platzregen, und häufigen Schnee ausleeren, damit wieder alles ordentlich gehe. Und da sind wir dann so einbilderisch, und meynen, wenn so etwas uns nicht nützet, so könne es für die übrigen Geschöpfe in der Welt nicht nützlich, nicht nothwendig seyn; als wenn Gott die Welt nur wegen uns allein erschaffen hätte. So würde vielleicht auch der Maulwurf klagen, wenn ihr das Häuflein zerstöret, das er auf eurer Wiese gemacht hat. Er würde auch glauben, die Wiese sey nur für ihn da, damit er sie aufwühle, und euch könne es nichts helfen, daß ihr seine Arbeit zerstöret. Hätte er aber Recht? So wenig, als ihr, wenn ihr glaubet, diese Witterung könne Niemanden nützen, weil sie euch vielleicht nichts nützet. Sehet ihr dann es ein, was das Beste der ganzen Welt erfordert? Nein, ihr wisset nur das, und das nicht einmal recht, was zu eurem Nutzen ist. Warum urtheilet ihr dann von euch allein sogleich auf diese

ganze weite Welt? Ich habe es euch schon gesagt, daß in dieser Welt alles aneinander hängt, eine natürliche Begebenheit an der andern, wie die Geleiche an einer Kette. Hättet ihr nun zwey, oder drey Geleiche einer Kette in eurer Hand, und könntet von der übrigen Kette gar nichts sehen, wäre es nicht vermessen, oder unvernünftig, wenn ihr sogleich sagen wolltet: Ich sehe nur drey Geleiche; also hat diese Kette nicht mehr? Und das ist gerade euer Fall. Von dem ganzen Zusammenhange der Dinge in dieser Welt sehet ihr zwey, oder drey Geleiche, nur das, was euch angeht, von der übrigen Kette aber nichts. Und doch saget ihr, das könne für andre nicht nützlich, oder nothwendig seyn, was euch nichts nützet. Ist das nicht Maulwurfs Weisheit? Nicht Verwegenheit?

Beschluß.

Also, meine Lieben! wollen wir in allem, was uns begegnet, und was hauptsächlich der Endzweck dieser Predigt ist, bey allen natürlichen Begebenheiten, bey unangehmer, und auf den Schein schädlicher Witterung uns allzeit fleißig daran erinnern, daß alles dieses von Gott herkomme; wir wollen glauben, daß der Herr alles so angeordnet, daß es so geschehen müsse, und zu unserm Nutzen nicht anders geschehen könne. Wir wollen die Hand Gottes

in allem erkennen, und der Herr wird nicht mehr über uns klagen können: Ich bin so lange bey euch, und ihr habet mich nicht erkennet.

Aber auch noch andre recht schöne Folgen werden daraus entstehen. Wir werden mit Gott, und mit seinen Anordnungen allzeit zufrieden seyn. Wir werden nicht mehr wider ihn murren, wenn er das nicht thut, was wir haben wollen. Wir werden glauben, daß er es besser versteht, als wir, was uns nützlich ist. Wird uns etwas begegnen, das uns zuwider ist, so werden wir nicht, wie die Heiden, die keinen Gott erkennen, darüber fluchen, sondern, wie Christen, ihn bitten, daß er es abwende, wenn es nützlicher für uns ist, und wenn es nicht nützlich ist, uns in seinen Willen wie gehorsame Kinder ergeben. Und wäre das nicht recht schön, nicht das vernünftigste, was ihr thun könntet? Nur auf das allein wartet Gott noch. Machet ihm diese Freude, und ihr werdet hier glücklich, und dort ewig glückselig seyn. Amen.

Predigt
auf
das Fest des heiligen Märterers Vitus.

Text. Luk. 10.

Gaudete, quod nomina vestra scripta sint in cœlis.

Erfreuet euch, daß eure Namen im Himmel geschrieben stehen.

Eingang.

Die Jünger des Herrn hatten eine herzliche Freude darüber, daß sich ihr Predigtamt so gut anließ. Der Heiland hatte sie ausgeschicket, das Evangelium zu verkünden, und ihnen die Macht Wunder zu wirken ertheilet, damit man ihren Worten desto mehr glauben sollte. Sie giengen, predigten, und ihre Arbeit gieng gut von statten, daß sie ganz freudig zurückkamen, und ihrem Meister sagten: Herr! in deinem Namen sind uns auch die Teufel unterthänig.

Ihr wisset es schon, was ihnen Jesus für eine Antwort gab; sonst würde sie euch gewiß nicht eingefallen seyn. Ihr würdet gemeynet haben, er hätte sie gelobet, daß sie ihre Sachen so gut gemacht, um sie zu ermuntern, damit sie ins Künftige noch fleißiger ihr Amt versehen sollten. Aber so sagte er ihnen ganz etwas anders. Sehet, sagte er, ich habe euch die Macht gegeben, ihr habet sie nicht von euch selbst, es ist ein Geschenk, das ich euch gleich wieder nehmen kann, wie ich es euch gegeben habe. Ihr könnet itzt zwar Wunder wirken. Aber bildet euch nichts darauf ein. Sonst kann es euch gehen, wie dem Teufel. Der war weit vollkommener, weit mehr, als ihr seyd. Aber Gott hat ihn seines Hochmuths wegen gestrafet, und aus dem Himmel verstossen: Ich sah den Satan, wie einen Blitz vom Himmel fallen. Ihr könnet vielleicht in diesem Leben die Gewalt über die Teufel haben. Aber in der andern Welt werden sie Herren über euch werden. Nach eurem Tode wird man euch vielleicht auf der Welt, wo ihr nicht seyd, loben, und wo ihr seyd, in der Hölle peinigen. Ich will euch aber sagen, worüber ihr euch wahrhaft erfreuen könnet. Erfreuet euch darüber, daß eure Namen im Himmel geschrieben stehen.

Meine lieben Zuhörer! Es ist doch kein Mensch auf dem ganzen Erdboden, der nicht seine freudigen Stunden haben sollte. Müsset ihr es wenigst nicht

von euch bekennen, daß ihr manchmal recht vergnüget waret? Ein so armseliges Geschöpf hat der liebvolle Gott nicht erschaffen können, das immer traurig, und misvergnügt wäre. Aber worinn bestund dann euer Vergnügen? Worüber habet ihr euch erfreuet? Es war doch immer eine andre Ursache, als diese, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind. Und folglich wars immer eine falsche, vergängliche Freude. Daß ihr reich, glücklich, angesehen seyd, das ist alles keine Ursache einer gründlichen Freude. Gott verbiethet uns die Freuden dieser Welt nicht. Er will nur, daß wir sie als Christen genießen sollen, nemlich als Mittel zum Himmel. Nun also lasset mich diesen großen Gedanken vortragen. Wir alle sind zum Himmel bestimmet. Pur allein darum müssen wir uns freuen. Ja, es mag euch auf dieser Welt gut, oder böse gehen. Geht es euch gut, so habet ihr euch doch nicht darüber zu erfreuen, außer weil ihr zum Himmel bestimmt seyd. Geht es euch böse, so kann euch doch nur die Hoffnung des Himmels trösten. Also: blos allein, weil wir zum Himmel bestimmt sind, müssen wir uns freuen, es mag uns gut — der erste Theil, oder es mag uns böse gehen, der zweyte Theil. Um euch dieses zu beweisen, werde ich euch immer das Beyspiel eures heiligen Schutzpatron Veits vor Augen stellen. Ich fange an ꝛc.

Der

Der erste Theil.

Wir müssen uns, wenn es uns gut geht, freuen, daß wir zum Himmel bestimmt sind.

Ich sage etwas, das euch vielleicht unglaublich scheint, wenn ich behaupte, daß es keine wahre Freude auf der Erde giebt, wenn wir nicht an den Himmel dabey denken. Also erst dieser Gedanken an den zukünftigen Himmel, der auf uns wartet, macht uns fröhlich, wenn es uns gut geht. Und das werdet ihr leicht begreifen. Nun müsset ihr wohl merken, daß ich da nicht von jenen Leuten rede, welche ihr einziges Vergnügen in unerlaubten Wohllüsten, im Fressen, und Saufen, oder andern Ausschweifungen suchen. Diese haben keine andre Freude, kein Vergnügen, als ein viehisches, und sie können vielleicht auf einen Augenblick vergnügt, und fröhlich seyn, ohne sich auf den Himmel zu erinnern. Ein Christ, sage ich, hat keine wahre Freude, ohne auf den Himmel zu denken. Weis er nicht, daß nach diesem Leben ein anderes folget, daß die Freuden, die er genießet, mit diesem Leben nicht aufhören, sondern noch fortgesetzet werden, daß sie nur eine kleine Probe jener Freuden sind, die er in dem andern Leben erwartet, so sind für ihn alle Freuden nur Martern, nur Traurigkeit, und Schmerz.

Es

Es freuet euch doch gewiß, wenn ihr euer Feld so schön da stehen, wenn ihr eure Wiesen grünen sehet. Es ist schön, herrlich, und prächtig, wenn morgens die liebe Sonne aufgeht, dann alles erleuchtet, und erwärmet. Was für ein herrlicher Anblick ist es, wenn abends der ganze Himmel so mit Sternen bedecket ist, und unter diesen der helle Mond sein Licht besonders hervorschimmern läßt. Es muß doch ein Vergnügen für euch seyn, wenn ihr soviel tausend verschiedene Thiere, Blumen, Gewächse, u. s. f. auf dem Erdboden erblicket. Kurz: der Anblick dieser Welt, die wir immer vor Augen haben, muß doch jeden erfreuen, der nur ein klein wenig auf das Achtung giebt, was Gott für ihn erschaffen hat. Gäbe es nun keinen Himmel, so wären alle diese Freuden, die ich aus der Betrachtung dieser Welt schöpfen kann, nur vorübergehende, nur kurze Freuden. Bey meinem Tode hätte alles ein Ende, und es würde mir erst wehe thun, wenn ich nichts so prächtiges mehr sehen sollte, als dieses Gottes Welt. Allein freuen wir uns, was wir hier nur zu erkennen, und zu bewundern anfangen, das werden wir in dem Himmel wieder finden, deutlicher erkennen, und die Güte, und Weisheit Gottes darinn bewundern. Wir fahren in dem Himmel fort, wo wir es gelassen haben. Unsre Freuden sind ewig, und nehmen mit diesem Leben noch kein Ende.

Das hat der heilige Veit, euer Patron gar wohl eingesehen. Der Kaiser Diocletian, dessen Sohn er vom Teufel befreyet hatte, versprach ihm die größte Belohnung, wenn er nur die Götzen verehren würde. Allein er verwarf diese Anerbiethung großmüthig. Alles, was ihm der Kaiser geben konnte, wären Ehren, Reichthümer, und zeitliche Vortheile gewesen. Die hätten vielleicht nicht einmal so lange gedauert, als der Kaiser gelebet, und mit dem Tode des Vitus gewiß ein Ende genommen. Hätte er in die Abgötterey gewilliget, so wäre der Himmel für ihn verschlossen geblieben. Kurz, er hätte nur auf eine kurze Zeit Freude gehabt. Nein, dachte sich der heilige Jüngling, auf mich wartet ein Himmel, weg mit den augenblicklichen Freuden dieser Welt.

So lange wir auf dieser Welt sind, lernen wir täglich mehr, wir kommen weiter. Sogar bey euren Feld- und Hausarbeiten erlernet ihr durch öftere Uebung, und Erfahrung immer neue Handgriffe, und Vortheile. Ihr saget es selbst, daß Niemand ausstudiert, und daß man alle Tage gescheider werden müsse. Wir haben einen natürlichen Antrieb in uns, allzeit weiter nachzugrübeln. Alles, was uns unbekannt ist, wollen wir wissen, und wenn wir da und dort die Wahrheit herausbringen, freuet es uns. Aber giebt es keinen Himmel für uns, so hat

unser ganzes Wissen mit dem Tode ein Ende. Unsre Wißbegierde bleibt unbefriediget, und es scheint, daß uns Gott selbige nur gegeben habe, um uns zu martern. Allein es ist nicht so, wir haben eine gewisse Hoffnung zum Himmel, da werden wir erst das alles begreifen, was wir hier gar nicht einsehen, oder nur halb wissen. Da wird der einfältigste Mensch mehr wissen, als itzt der gelehrteste. Ihr werdet einsehen, warum jedes Gräslein auf der Erde war, was jedes Thier, jeder Wurm, jede Mücke für einen Nutzen hatte, und die unendliche Güte, und Weisheit Gottes bewundern, wir werden Gott selbst von Angesicht zu Angesicht sehen, und in ihm die ganze Welt, da wir ihn itzt, wie der heilige Paulus sagt, gleichsam nur in einem Spiegel, oder in den Geschöpfen unvollkommen sehen. So eine große Freude es für uns itzt ist, wenn wir etwas neues erlernen, oder eine Wahrheit entdecken, so traurig wäre es doch, wenn wir mit diesem Leben alles vergessen müßten. Welch ein Vergnügen also, daß wir im Himmel nur fortsetzen, was wir hier gelernet haben?

Dieses war es auch, womit sich der heilige Veit tröstete. Es hätte ihm in dem Hause seines Vaters an nichts gemangelt, recht vieles zu erlernen, und sich in den damals üblichen Wissenschaften zu unterrichten. Er war noch sehr jung, und wir wis-

sen,

sen, daß bey Kindern die Wißbegierde immer größer ist, als bey Erwachsenen. Allein er sah auch wohl ein, daß man ihn, wenn er seiner Wißbegierde nachhängen würde, hindern würde, nach dem christlichen Glauben zu leben. Er war also zufrieden, daß er Jesum Christum den Gekreuzigten mit dem heiligen Paulus wußte, verließ das väterliche Haus ganz, und flüchtete in fremde Länder. Sey es auch, daß ich bey diesem herumirrenden Leben nicht viel von den Wissenschaften dieser Welt erlerne. Ich komme doch in den Himmel, und da wird mir alles reichlich ersetzet werden, was mir itzt fehlet.

Ihr genießet itzt auf dieser Welt das Vergnügen, mit euren Freunden, mit euren Kindern umzugehen, das Vergnügen einer vielleicht friedlichen Ehe. Es ist ja so süß, wenn wir in unserm Leiden bey andern Trost, und Hülfe suchen, oder wenn wir andern in ihrem Leiden Hülf, und Trost geben können. Die Erde wäre ein trauriger Kerker für uns, wenn wir allein darauf leben müßten, und Niemanden um uns hätten. So aber verbindet uns Liebe, und Freundschaft mit andern, und gewähret uns tausend Freuden. Und diese edle Freundschaft, diese tugendhafte Liebe sollte nur einige Augenblicke währen, wir sollten durch den Tod von Gemahl, von Kindern, und Freunden auf ewig getrennet werden? sie nimmermehr sehen? Das wäre traurig, und

ver-

verbitterte alle unsre Freude. Doch nein! die Hoffnung des Himmels macht sie vielmehr stärker, und größer. Die Gemahlinn, das Kind, den Freund, die euch hier ein frühzeitiger Tod entreißet, findet ihr in dem Himmel wieder, dort werdet ihr die Liebe, und Freundschaft wieder fortsetzen, dort werdet ihr für die, welche noch auf Erde leben, bitten können, dort werdet ihr mit allen euren ehemaligen Freunden ewig ein Herz, und eine Seele seyn. Ohne dieses wäre alle Freundschaft auf der Erde kein Vergnügen.

Sehet wieder auf euren Schutzpatron, den heiligen Veit. Modest, und Crescentia waren seine innigsten Freunde. Sie hatten ihn erzogen, und von Jugend auf Umgang mit ihm gehabt. Sie liebten ihn, und er sie so sehr, daß sie miteinander entflohen. Sie blieben auch im Kerker, und in den Martern noch seine Gefährten. Wie traurig wäre es für ihn gewesen, so innig geliebte Freunde auf einmal zu verlassen, und durch den Tod ewig von ihnen getrennet zu werden? Aber als Christ wußte er, daß diese Trennung nur einen Augenblick dauern, und nach dem Tode erst eine dauerhafte, ewige Freundschaft unter ihnen anfangen würde. Und das machte ihm ihre Freundschaft auf der Erde schon unendlich angenehm.

Und

Und dann, meine lieben Zuhörer! das allerhöchste, das größte Vergnügen, das ein Christ auf dieser Welt haben kann! Wir können hier schon mit Gott umgehen. Wir finden ihn überall in unsern Kirchen, wir erkennen ihn in allen seinen Werken, die er gemacht, in den Wohlthaten, die er uns erwiesen hat. Wir lieben ihn, bethen ihn an, und finden uns in seiner Verehrung glückselig. Wie wenig wäre aber das, wie traurig für uns, wenn wir diesen lieben Gott nach dem Tode gar nicht mehr lieben, nicht näher erkennen sollten? Nein, wir haben eine unsterbliche Seele. Es giebt einen Himmel für uns, wo wir uns einmal ganz mit ihm vereinigen, und ihn sehen werden, wie er ist. Und das ermuntert uns itzt schon zur Liebe, und Andacht, das macht itzt schon die Freude im Gottesdienste vollkommener.

Und was meynet ihr wohl, was hat den heiligen Veit bewogen, so einen heiligen Lebenswandel auf der Welt zu führen? Ganz gewiß nichts anders, als die Hoffnung des Himmels, wo er Gott ewig sehen sollte. Er lebte so fromm, daß der Ruhm seines tugendhaften Wandels bis zum Kaiser Diocletianus gelangte. Als Christ hatte er auf dieser Welt keinen Lohn, wohl aber Martern, und den Tod zu erwarten, wenn er fromm lebte. Blos also die Hoffnung des Himmels, und der Anschauung

Gottes mußte ihn in der Verehrung seines Schöpfers unermüdet machen. Und nun nehmet alles zusammen. Ich habe gesagt: der Gedanke, daß ein Himmel auf uns wartet, sey die einzige Ursache, warum wir uns freuen sollen, wenn es uns gut geht. Und ist es nicht so. Keine Freude ist eine wahre Freude, außer wenn wir wissen, daß diese Freude nach dem Tode noch fortdauert. Aber auch, wenn es uns böse geht, können wir uns blos damit trösten, daß unsre Namen im Himmel geschrieben sind.

Der zweyte Theil.

Wir müssen uns, wenn es uns böse geht, freuen, daß wir zum Himmel bestimmet sind.

Ja, meine lieben Zuhörer! wir wären wahrhaft die allerunglücklichsten Geschöpfe auf Gottes Erdboden, wenn kein Himmel für uns zu hoffen wäre. Ich weis es gar wohl, daß ihr vieles zu leiden habet, viele Verfolgungen, ungerechte Bedrückungen, Haß, Feindschaft, Schaden an zeitlichen Gütern. Mancher hat Zeit seines Lebens wenig gesunde Stunden, und muß in lauter Noth sich kümmerlich durchschlagen. Womit sollen wir uns bey so vielen Leiden ermuntern, damit wir sie geduldig, und standhaft ertragen? Ach! wenn es keinen Himmel

für

für mich giebt, so möchte ich fast verzweifeln. So aber sehe ich die Ursache, das Ende, und den Lohn meines Leidens.

Ich sehe die Ursache. Gott hat für mich einen Himmel, eine unendliche Glückseligkeit vorbereitet. Können wir verlangen, daß er uns den Himmel umsonst gebe? Muß sich doch nicht vorher versichern, daß wir ihn verdienen? Nun hat er zwar von Ewigkeit her beschlossen, uns selig zu machen. Aber Niemand erhält diese Seligkeit, außer der an Jesum glaubet, und so lebet, wie er es vorgeschrieben hat. Gott muß also vorher sehen, daß wir so standhaft in dem Glauben sind, daß uns auch keine Widerwärtigkeit von ihm trennen kann. Er muß wissen, daß wir ihn nicht nur alsdann ehren, wenn es uns glücklich geht, sondern auch im Unglücke. Und wie kann er das, wenn er uns nicht zuvor prüfet, und Widerwärtigkeiten schicket. Wir erkennen, daß wir leiden, um unserm leidenden Erlöser ähnlich, und dann mit ihm auch belohnet zu werden. Leiden wir mit Jesu, dieß sind die so trostvollen Worte des heiligen Paulus, so werden wir auch mit ihm herrschen, sterben wir mit ihm, so werden wir auch mit ihm leben. Also der Himmel lehret uns die Ursache unsers Leidens. Wir leiden wegen dem Himmel.

Wir sehen auch das Ende unsers Leidens. Der Tod wird allen Widerwärtigkeiten ein Ende machen. Wie schrecklich wäre der Tod, wenn kein Himmel darauf folgte! Nachdem wir uns das ganze Leben hindurch müheselig durchgeschlagen, immer gelitten hätten, bliebe uns doch nichts übrig, als eine gänzliche Vernichtung unsrer Seele. Kein Trost in dem Leben, keiner nach demselben. Aber nun sehen wir es ein, daß der Tod das Ende unsrer Leiden ist, daß er nichts weiter als der Uebergang zu einem bessern Leben ist. Lasset die vor dem Schrecken des Todes zittern, die nichts zu hoffen haben. Lasset die im Leiden verzweifeln, welche keine Glückseligkeit erwarten. Für uns ist der Himmel bestimmt, der dem Leiden ein Ende macht.

Wir sehen endlich den Lohn unsers Leidens. Es ist kein geringerer, als der Himmel. Und was kann ich euch da schöneres sagen, als die Worte des Weltapostels: Das Leiden dieser Zeit, das so kurz ist, das ist nicht werth der Herrlichkeit, die einst an uns geoffenbaret werden soll.

Glückliche Menschen, die leiden. Nun leiden wir nicht mehr, um zu leiden, sondern um durch Leiden gebessert, und vollkommener gemacht zu werden. Nun trifft uns kein Uebel, das uns nicht zugleich nützlich wäre, kein Unglück, das nicht ein

unaussprechliches Glück, kein Schmerz, der nicht Freude brächte. Verlieren wir viel, so bekommen wir noch mehr. Nun versüßet die Aussicht in ein besseres Leben jedes Leiden.

Und da wünsche ich absonderlich, daß ihr eure Augen auf den heiligen Märterer Veit wendet. An dem werdet ihr es sehen, wie die Hoffnung des Himmels alle Bitterkeiten des Leidens wegnehme, Sein heidnischer Vater ließ ihn zuerst durch den Richter mit Streichen züchtigen, weil er den wahren Glauben nicht verläugnen wollte. Der Kaiser Diocletian warf ihn aus eben dieser Ursache in den Kerker. Da aber seine Standhaftigkeit nicht zu erschüttern war, wurde er gar in einen Kessel voll zerlassenen Bley, und Harzes gesetzet, einem Löwen vorgeworfen, und endlich an der Folter zu todt gemartert. Aber alles dieß machte ihn nicht wankend. Er wußte, warum er litte. Er sah dieses Leiden als eine Prüfung an, die ihm Gott zugeschicket, damit er sich eine desto größere Belohnung in dem Himmel damit verdienen könnte. Er wußte, wie lange er leiden mußte, und sah das Ende der Trübsal. Mit dem Tode mußte doch alles gar seyn, und ein ewig glückseliges Leben anfangen. Darum hörte man ihn auch mitten unter den Peinen das Lob Gottes munter, und freudig absingen. Ja, Gott gab ihm auch schon auf dieser Welt einen kleinen Vorgeschmack

von jener Glorie, und Herrlichkeit, die seiner wartete. Und dieß mußte ihm nothwendig noch mehr Muth zum Leiden machen. Wie groß mußte sich dieser heilige Märterer dünken, da der Löwe, der ihn zerreißen sollte, sich vor seinen Füßen niederwarf, und selbe leckte? Wie groß, da Gott sein Leiden an den Verfolgern so augenscheinlich rächete, durch Donner, und Blitze, durch heftige Erschütterungen der Erde die Götzentempel einstürzte, und eine Menge seiner Verfolger unter ihren Trümmern zerquetschte! So kann also blos der Himmel uns in allen unsern Leiden stärken, und wenn es uns böse geht, können wir uns allein mit ihm trösten. Wir wissen die Ursache unsers Leidens, das Ende, und die Belohnung unsers Leidens.

Beschluß.

Nun, geliebte Zuhörer! weis ich nichts wichtigeres zu sagen, und einzuschärfen, als daß ihr ihr ja auf diese Worte des Evangeliums niemals vergesset. Erfreuet euch, daß eure Namen im Himmel geschrieben stehen. Saget euch das allzeit selbst: Ich bin für den Himmel bestimmt. Erfreuet euch nicht, wenn ihr auf dieser Welt glücklich, als blos darum, weil ihr gewiß wisset, daß dieses Glück auch nach dem Tode noch fortdauern, und im Himmel unendlich größer seyn werde. Bauet nicht auf Geld,

Reich-

Reichthümer, Gunst, Schönheit, Geschicklichkeit, ihr seyd für ein anders Leben bestimmt, und alles dieses muß bald vorüber seyn. Betrübet euch aber auch nicht zu sehr, wenn es euch böse geht. Ihr leidet nur wegen des Himmels, und dieser ist es ja werth, daß ihr euch um ihn bearbeitet.

Gewiß, eure Namen sind im Himmel geschrieben. Dort erwartet euch euer heiliger Schutzpatron. Er bittet für euch Gott inständig, daß er mit euch einmal in dem Himmel vereiniget werden möge. Aber das müsset ihr euch doch merken, auf seine Fürbitte habet ihr euch nicht freventlich zu verlassen. Er kann nur bitten, und Gott wird ihn erhören, aber nur erhören, wenn ihr euch würdig machet, erhöret zu werden. Für Leute, die in ihrem ganzen Leben nicht an den Himmel denken, die sich so in das Zeitliche vertiefen, als wenn sie ewig hier zu bleiben hätten, für Leute, denen ihre Laster lieber, als der Himmel sind, für Leute, die bey der geringsten Widerwärtigkeit gleich halb verzweifeln, und sich gar nicht erinnern, daß sie des Himmels wegen leiden, für alle diese Leute kann er nicht bitten; denn alle ihre Namen sind auch nicht in dem Himmel geschrieben. Amen.

Predigt
auf
das Fest des heiligen Johannes des Täufers.

Text. Luk. 1, 66.

Quis putas puer iſte erit? Etenim manus Domini erat cum illo.

Was wird aus dieſem Kinde werden? Denn die Hand des Herrn war mit ihm.

Eingang.

Die Geburt des heiligen Johannes, und ſein erſter Eintritt in die Welt war durch ſo viele wundervolle Begebenheiten, und durch ſo beſondere Umſtände ausgezeichnet, daß ſie nothwendig alle, die davon höreten, aufmerkſam machen, und in Erſtaunung ſetzen mußte. Seine Eltern waren beyde ſchon wohlbetagt, und doch empfieng noch Eli-

ſabeth

sabeth in ihrem hohen Alter gegen den Lauf der Natur. Ein Engel des Herrn erschien dem Zacharias, und kündigte ihm an, daß er noch mit einem Sohne erfreuet werden sollte. Der gute Greis konnte sich nicht sogleich fassen, und zweifelte, ob er diesem Gesichte trauen sollte. Zum Beweise, daß eine höhere Kraft mitwirkte, verlohr er augenblicklich die Sprache. Alles Volk, das damals im Tempel gegenwärtig war, merkte sogleich, daß er im Heiligthume eine Erscheinung gehabt hätte. Bey dem Besuche, den Maria ihrer schwangern Base Elisabeth abstattete, hüpfte dieser das Kind im Leibe auf, und sie selbst fieng an aus übernatürlicher Eingebung Gott zu preisen, und zukünftige Dinge vorher zu sagen. Nach der Geburt des heiligen Johannes erhielt Zacharias auf einmal wieder den Gebrauch seiner Zunge, und erklärte vom heiligen Geiste erfüllt, zu welchem Endzwecke dieses Kind bestimmet wäre.

Also genug Wunder, genug sonderbare Umstände bey der Geburt des heiligen Johannes. Man konnte nicht zweifeln, daß Gott mit diesem Kinde etwas besonders vorhaben müßte. Ehrfurcht überfiel alle, die da herum wohneten, und weit umher im Gebürge Judäens breitete sich diese ganze Geschichte aus. Alle, die es hörten, faßten es zu Herzen, und sprachen: Was wird aus diesem Kinde werden? Die Frage

thaten sie nur, weil sie sahen, daß Gott eine besondere Fürsorge für dieses Kind trage; denn die Hand des Herrn war mit ihm. Sie sahen die Wunder, und konnten sich nicht einbilden, daß sie Gott umsonst wirken würde, wenn er nicht mit dem Johannes große Absichten vorhätte.

Sie hatten auch hierinn vollkommen Recht. Johannes war bestimmt, der Vorläufer des so lange erwarteten Erlösers der Welt zu werden. Und darum hatte Gott seine Geburt so besonders ausgezeichnet, damit man darauf merken, und daraus die nahe Ankunft des Erlösers erkennen sollte.

Wenn also Gott — so schließe ich daraus — wenn also Gott gleich bey der Geburt eines Menschen so große Wunder thut, so muß er ihn auch zu etwas großes bestimmen? Er muß etwas großes mit ihm vorhaben? Ist das nicht wahr? Nun, meine lieben Zuhörer! Gott wirket wahre Wunder bey der Geburt eines jeden Menschen, ja sogar bey der Erzeugung des geringsten Wurmes, bey der Hervorbringung einer Pflanze. Wunder sage ich; denn wenn da gleich alles nach dem ordentlichen Laufe der Natur geschieht, so ist diese Einrichtung der Natur, daß daraus solche Wirkungen erfolgen müssen, das größte, erhabenste, und unbegreiflichste Wunder. Oder wie können wir nur im geringsten begreifen,

und erklären, wie ein Kind im Leibe seiner Mutter sich gestalte, wie es zugehe, daß Speise, und Trank, das die Mutter zu sich nimmt, in Fleisch, Blut, Nerven, und Gebeine des Kindes verwandelt werden, wie es möglich sey, daß es in dieser gefährlichen Wohnung am Leben erhalten werde, wie die allerkünstlichste Maschine durch so, wie es scheint, unschickliche Mittel, gebildet werde, und so tausend andre Dinge?

Gott wirket hiemit bey der Geburt eines jeden Menschen wahre Wunder. Man sieht augenscheinlich, daß die Hand des Herrn dabey ist, die uns bildet, erhält, und in dieses Leben setzet. Umsonst thut wohl Gott kein so großes Wunder. Er muß etwas mit uns vorhaben, und zwar etwas großes.

Sollen wir also nicht jene Frage wiederholen, und an uns selbst stellen, welche ehemals die Jüden bey der wundervollen Geburt Johannis gethan haben: Was soll aus diesem Kinde werden? Was soll aus mir werden, da die Hand des Herrn so augenscheinlich mit mir ist? Da er um mich in die Welt zu setzen so viele Wunder wirket? Zu was hat mich Gott bestimmet? Was hat er mit mir vor?

Gewiß, meine lieben Zuhörer! das ist doch der Mühe werth, daß wir über dieses nachdenken. Das

Thier

Thier hat keinen Verstand, es erfüllt seine Bestimmung, ohne zu wissen, wozu es da ist. Aber wir haben Vernunft, können es einsehen, wozu uns Gott gemacht hat. Ist es nicht Pflicht, und Schuldigkeit, daß wir unsre Vernunft dazu gebrauchen, die Absicht unsers Daseyns zu ergründen? Wir bestehen aus Leib, und Seele, die miteinander vereiniget sind. Es muß also eine Absicht Gottes geben, wozu wir unsern Leib, und wozu wir eine vernünftige Seele haben. Ich will euch zum ernstlichen Nachdenken darüber anführen, und weil ich eben Gelegenheit habe, an dem Feste der heiligen Apostel Peter, und Paul wieder zu predigen, will ich heute nur von Bestimmung unsers Leibes, und unsrer Seele in diesem Leben reden, damit ich die Sache besser ausführen kann, und die Bestimmung beyder für das andre Leben auf die nächste Predigt verschieben.

Also frage ich: Warum bin ich auf der Welt? Warum hat Gott so viele Wunder gewirket, um mich in dieses Leben zu setzen? Und antworte: Meine Bestimmung in dieser Welt ist einmal mich, und hernach auch andre glücklich zu machen. Ich bitte euch, höret mich recht aufmerksam, höret mich auf das nächstemal wieder, und ich verspreche euch, ihr sollet recht wichtige, recht schöne Dinge hören, daß euch die kurze Zeit, die ihr mir schenket, gewiß nicht gereuen soll. Wir müssens doch

alle

alle nicht nur wissen, sondern auch überlegen, warum wir in der Welt sind. Ich fange an ꝛc.

Der erste Theil.

Ich bin auf dieser Welt, um mich glücklich zu machen.

Ich bin auf der Welt, mich glücklich zu machen. Das finde ich schon, wenn ich auch nur meine Vernunft darüber befrage. Der Herr will einmal, daß ich einige Zeit leben soll, ich will es empfinden, daß ich lebe, und für die Erhaltung meines Lebens sorgen. Der Stein, das Metall, die Pflanze haben kein Leben. Sie sind auf der Erde, und wissens nicht, daß sie da sind. Aber ich weis es. Das muß schon etwas bedeuten.

Mein Leben kann nicht erhalten werden, wenn ich nicht Speise, und Trank zu mir nehme, den Leib gegen Hitze, und Kälte bewahre, und die Gefahren sorgfältig vermeide, in welchen ich das Leben verlieren könnte. Aber die Natur selbst treibt mich an, dieses zu thun. Hunger, und Durst leiden, das ist mir schmerzlich. Uebermäßige Hitze, oder Kälte ist mir äußerst beschwerlich, ich scheue alles, was meinem Leben gefährlich seyn möchte. Gott hat meine Natur so eingerichtet, daß ich allen Schmerz von

mir

mir zu entfernen, Speis, und Trank gegen Hunger, und Durst, Kleidung, und Wohnung gegen Hitze, und Kälte, Schutz, und Hülfe gegen die Lebensgefahren suche. Also will Gott einmal, daß ich lebe, und für die Erhaltung meines Lebens sorge.

Sorgen kann ich nicht, wenn ich nicht meine Kräfte anwende; denn ich brauche Augen, Ohren, Hände, und Füße, Geruch, und Geschmack, Verstand, und Beurtheilungskraft, meinen Unterhalt zu suchen, zu bereiten, zu genießen, das, was mir nützlich ist, von dem zu unterscheiden, was mir Schaden bringen könnte. Mit einem Worte, es kostet Arbeit, wenn ich mein Leben erhalten will. Der nemliche Gott also, der mich erschaffen hat, daß ich leben soll, hat mich auch zur Arbeit erschaffen.

Und eben diese Sorge für mein Leben, diese Arbeit soll mich glücklich machen. Gott hat es doch mit uns Menschen nicht schlimmer gemeynt, als mit andern Thieren. Diese müssen auch für die Erhaltung ihres Lebens sorgen, müssen arbeiten, und sind auf ihre Art glücklich. Soll nur der Mensch allein zum Unglücke erschaffen seyn? Das kann ich von dir, unendlich gütiger Urheber meines Lebens! nicht glauben. Jedes Thier hat seine Arbeit, seine Beschwerden; aber auch Freuden. Das Vieh auf der Weide sucht seine Nahrung, wird satt, und fröhlich durch deine Güte, brüllt, und hüpft dabey. Auf

Bäu-

Bäumen, und Gesträuchen singen Vögel, und sind munter, wenn sie gleich ihre Nahrung bald in, oder auf der Erde, in der Luft, im Wasser, aus den Baumrinden, u. s. w. mühesam zusammen suchen, und den gefährlichen Nachstellungen andrer Thiere immer ausweichen müssen. Der Fisch im Wasser schwimmt fröhlich, und munter hin, und her. Du, Herr! öffnest deine Hand, und erfüllest jedes Thier mit Segen, und Freude. Du willst also, jedes Thier soll seine Kräfte, die es hat, brauchen, und dadurch glücklich werden.

Und mich allein, mich Menschen, soll der Gebrauch meiner Kräfte nicht glücklich machen? Das wüßte ich doch mit deiner Güte nicht zusammen zu reimen. Gott hat uns Menschen noch weit höhere Kräfte gegeben, als den Thieren. Mag doch der Vogel fliegen, das wir nicht können, mag der Fisch besser schwimmen, der Raubvogel schärfer sehen, das wilde Tier stärker riechen, und hören, als wir. Aber wir haben Verstand, und Vernunft, wir können Künste, und Wissenschaften erfinden, die innern Eigenschaften der Dinge ausspähen, die Gesetze dieses Weltgebäudes erforschen, können unsichtbare Dinge, wie Gott ist, erkennen, lieben, können reden, und unsre Gedanken andern mittheilen. Das alles kann das Thier nicht, wird es auch niemal lernen. Wenn wir also schon, was die Erhaltung unsers Lebens betrifft,

trifft, den Thieren gleich sind, so haben wir doch sehr große Vorzüge vor ihnen. Das geschickteste Thier kann niemal werden, was wir sind. Gott muß also, da er uns höhere Kräfte, als den Thieren, verliehen hat, auch größere Absichten mit uns haben.

Worinn bestehen diese Absichten? Darinn, daß ich alle meine Kräfte nach Anleitung meiner Vernunft gebrauche, und mich eben dadurch glücklicher mache, als es immer ein Thier werden kann. Ich darf nicht alles essen, was mir schmeckt, nicht alles ergreifen, was meinen Augen gefällt, nicht jede Wohllust suchen, die mich kützelt. Die Vernunft, und Erfahrung lehren mich, daß der Genuß einiger Speisen meiner Gesundheit schädlich ist, daß gewisse Wohllüste, oder der übermäßige Gebrauch einiger meine Kräfte schwächen, und mein Leben verkürzen. Die Vernunft muß mich also leiten, den wahren Werth der Dinge zu untersuchen, damit ich das Schädliche vermeide, und das, was mir gut ist, wähle, damit ich auf die Folgen meiner Handlungen Achtung gebe, und diejenigen ins Künftige unterlasse, welche böse Folgen haben, und nur die unternehme, welche mich beglücken. Also alles zusammen genommen, bin ich nur auf dieser Welt, mich glücklich zu machen. Ich muß mein Leben erhalten, kann es ohne den Gebrauch meiner

Kräfte

Kräfte nicht erhalten. Die höchste dieser meiner Kräfte, die Vernunft, lehret mich sie zu gebrauchen, daß ich alles Böse, soviel möglich, entferne, und alles, was mir gut ist, suche, worinn eben die Glückseligkeit besteht. So weit führet mich schon die Vernunft.

Aber auch die Offenbarung sagt uns, daß wir nur erschaffen sind, glückselig zu werden, und zwar in diesem Leben schon, so weit wir einer unvollkommenen Glückseligkeit fähig sind. Gott, sagt die Schrift, hat alle Dinge gesehen, die er gemacht hatte, und sie waren sehr gut. Also muß auch der Mensch, den Gott gemacht hat, sehr gut seyn, das heißt, er muß den Endzweck, zu welchem ihn Gott erschaffen hat, erreichen können. Nun wüßte ich mir nichts elenderes, nichts unglücklicheres vorzustellen, als den Menschen, wenn er nur erschaffen wäre, auf dieser Welt unglücklich zu seyn. Er wäre viel elender, als der Wurm, den er mit Füßen zertritt, und der sich doch seines Daseyns freuet. Glückseligkeit auch auf dieser Welt ist unser Ziel.

Allein, wird hier mancher Bedrängter seufzen, wenn ich auf der Erde glückselig seyn soll, wenn mich Gott dazu bestimmt hat, warum bin ich es dann nicht? Warum trifft mich ein Unglück, eine Widerwärtigkeit nach der andern? Heißt das nicht der

Menschheit spotten, wenn man uns bereden will, wir wären zur Glückseligkeit bestimmt, da man doch so viele Kranke, von Geburt aus Kränklichte, Arme, Verfolgte sieht, so viele Dumme, die in ihrem Leben nie zu ihrem rechten Gebrauche ihrer Vernunft gelangen?

O meine Lieben! lasset euch doch nicht von solchen Aufwallungen eurer Leidenschaften, von solchen Scheingründen irre führen. Gott ist gut. Er will euch alle glücklich haben, und es kömmt lediglich auf euch an, ob ihr es seyn wollet. Aber freylich müsset ihr nicht glauben, daß der Besitz zeitlicher Güter, der Genuß erlaubter Freuden, Befreyung von der Arbeit, Gesundheit, u. s. w. den Menschen wahrhaft glücklich mache. Nicht einmal besteht die wahre Glückseligkeit darinn, daß man angesehen, schön, gelehrt, kunstreich sey, an seinen Kindern Freude erlebe, und von Niemanden bedrückt werde. Man kann alles dieses haben, und doch unglücklich seyn. Man kann nichts von diesem haben, und ist doch glückselig. Nur die Tugend, die Frömmigkeit, die genaue Beobachtung der göttlichen Gebothe allein macht uns wahrhaft glückselig. Darum läßt es uns der Herr so oft durch seine Propheten, und Apostel sagen, daß nur der Tugendhafte glücklich ist. Wer mich hören wird, heißt es in den Sprüchwörtern (a) wird

(a) 1, 33.

wird ohne Furcht ruhen, und Ueberfluß genießen, und alle Furcht der Uebel verbannen. Sieh, sagt Gott, ich lege dir Segen, und Fluch heute vor Augen. Segen, wenn du den Gebothen Gottes deines Herrn gehorchen wirst, und Fluch, wenn ihr nicht gehorchet (*b*). Nur der Tugendhafte allein ist immer ruhig, und zufrieden, und folglich glücklich. Alle seine Leidenschaften sind gemäßiget, und führen ihn niemal so weit, daß er über den Besitz eines irdischen Guts übermüthig, oder über den Verlust desselben untröstlich wird. Ein gutes Gewissen lindert ihm alle Uebel, die ihn drücken, verdoppelt seine irdischen Freuden. Er hoffet alles von Gott, was ihm fehlet, und weis, daß es ihm schädlich gewesen wäre, wenn ers nicht empfangen hat. Er nimmt alle Widerwärtigkeiten als Liebesstreiche auf, die ihm Gott zu seiner Besserung, zu seiner Prüfung, zu seinem Besten zuschicket. Klaget also nicht Gott an, wenn ihr auf dieser Welt nicht so glücklich seyd, als ihr es gerne wäret. Ihr seyd nur noch nicht weit genug in der Tugend gekommen. Die Schuld ist eure. Gott hat euch bestimmt, daß ihr in dieser Welt euch glücklich machen sollet. Und dazu giebt es keinen Weg, als die Tugend.

(*b*) Deuteron. 11, 26.

Der zweyte Theil.

Ich bin auf der Welt, um andre glücklich zu machen.

Aber das ist noch nicht die ganze Bestimmung des Menschen, daß er sich allein glücklich machen soll. Auch für die Glückseligkeit anderer muß er sorgen. Wie ich zum Glücke erschaffen bin, so sind es alle Menschen. Ich habe nicht das geringste voraus, daß ich mir allein Gutes wünschen, das Glück des Nebenmenschen mit neidischen Augen betrachten, oder es ihm gar grausam entreißen dürfte. Nein, vielmehr treibt uns schon unsre Natur, und die genaue Verbindung, in der wir mit andern stehen, dazu an, daß wir auch ihr Glück befördern sollen.

Die Natur. Euch Eltern, euch Kinder, euch Befreundte, euch Freunde rufe ich hier zu Zeugen auf. Fühlet ihr es nicht in eurem Herzen, daß euch die Natur antreibt, andere glücklich zu machen. Fühlet ihr nicht selbst Schmerzen, wenn ihr eure Kinder weinen höret? Eilet ihr nicht hinzu, sie zu stillen, zufrieden, und glücklich zu machen? Ihr Kinder! geht es euch nicht zu Herzen, wenn eure Eltern krank, oder dürftig sind? Wartet ihr ihnen nicht aus? Sorget ihr nicht für ihren bessern Unterhalt? Liegen euch, ihr andern, eure Befreundte nicht näher am

Her-

Herzen, als Fremde, suchet ihr nicht mehr ihnen zu helfen, und ihr Glück zu machen? Bewirbt man sich nicht aus Neigung des Herzens seine Freunde zu trösten, zu unterstützen, zu befördern? Warum dieses alles? Die Natur, ein innerlicher Trieb führet uns an, andre glücklich zu machen.

Und Herr! wer hat mir dann dieses weiche, empfindsame Herz gegeben, als du? Von dir habe ichs empfangen, und dieß befiehlt mir, den Nothleidenden zu helfen, an den Leiden der Unglücklichen Theil zu nehmen, und gegen jeden, der Mensch ist, menschlich zu handeln. Wozu hätte ich das alles, wenn ich nur für mich leben, und mich allein glücklich machen sollte? Wozu, o Gott! hast du mir Thränen gegeben, und Thränenquellen in meinen Augen, die sich bey dem Schmerz meiner Mitbrüder ergießen können? Nein, Vater der Liebe! du hast mich nicht erschaffen, daß ich ein Raubthier werden soll, welches andere Thiere um sich her nur darum dazu seyn glaubt, daß es selbige zerreiße, und sich davon sättige. Du hast mich nicht zu einem unempfindlichen Vieh erschaffen, das höchstens nur für seine Jungen sorgt, und um alles andre sich nichts bekümmert. Ich muß mein eigner Wohlthäter werden. Aber auch der Wohlthäter meiner Mitmenschen. Darum habe ich Empfindung, um die Anliegen meiner Nebenmenschen zu fühlen, darum Vernunft

von dir erhalten, zu überlegen, wie ich ihnen helfen soll.

Auch die Verbindung, in der ich mit andern stehe, sagt mir, daß ich mich um das Glück meines Nebenmenschen bekümmern muß. Gott hat es in der Welt weislich so eingerichtet, daß keiner für sich allein recht glücklich werden kann. Er braucht andere dazu, und andere brauchen ihn wieder. Was wäre ein König ohne Unterthanen, ohne Bedienten, ohne Soldaten? Was der Unterthan ohne einen König, der Bediente ohne einen Herrn, der Soldat ohne Anführer? Der Reiche braucht den Armen, damit er ihm diene, der Arme braucht den Reichen, daß er ihm helfe. Kinder ohne die Hülfe der Eltern würden gleich bey der Geburt verschmachten, Eltern würden im Alter ohne Beystand ihrer Kinder oft Noth leiden. Weil wir also alle, um recht glücklich zu werden, einander brauchen, so muß ich daraus schließen, daß ich nie meinem Nebenmenschen Schaden zufügen darf, um mir selbst zu nützen, oder eine meiner Leidenschaften zu befriedigen, den einzigen Fall ausgenommen, wenn ich sonst mich nicht vertheidigen, oder das meinige erhalten könnte; denn schade ich ihm, so wird er mir auch nicht helfen, wenn ich ihn zu meinem Glücke brauche. Ich muß mich vielmehr immer an die Stelle meines Nächsten setzen, und denken: Was wolltest du, daß man dir in die-

sen

sen Umständen thäte? Wolltest du, daß man dich betrübte, dich verleumdete, dich ohne Hülfe ließ? Und so muß ich mich dann auch gegen ihn betragen. Aus der Verbindung also, in welche mich Gott mit andern gesetzt hat, folgt, daß es meine Bestimmung sey, andre glücklich zu machen, dem Nächsten zu dienen, Unterdrückte zu retten, Bekümmerte zu trösten, Hungrige zu speisen, und an der Freude der Glücklichen Theil zu nehmen.

Und dieß ist die Lehre, welche uns Gott in der Schrift so unzählige Male, und so nachdrücklich einschärft, daß wir nemlich bestimmt sind, das Glück unsrer Nebenmenschen zu befördern. Sirach sagt: Gott habe einem jeden wegen seinem Nächsten befohlen (*c*). Und wenn ich alle andre Stellen übergehen will, so erklecken ja schon die Worte des heiligen Johannes: Dieses Geboth haben wir von Gott, daß der, der Gott liebet, auch seinen Bruder lieben soll (*d*). Alle Worte des heiligen Johannes sind merkwürdig. Er sagt einmal, daß wir unsre Brüder lieben sollen, das heißt, daß wir ihnen wohlwollen, alles beytragen sollen, was ihnen immer Freude, Vergnügen, Zufriedenheit verschaffen, oder was eben soviel ist, was sie glücklich machen kann. Er sagt, daß dieses ein Ge-

(*c*) Eccli. 17, 12.

(*d*) 1. Joh. 4, 20.

both von Gott sey, das er uns nemlich schon durch das Gesetz der Natur, und dann durch die nähere Offenbarung noch mehr, und deutlicher aufgelegt hat. Es ist also kein bloßer Rath, es hängt nicht von unserm freyen Willen ab, ob wir unsern Nächsten glücklich machen wollen, oder nicht. Ein Geboth ist es, das so strenge verbindet, als das Geboth der Liebe Gottes. Der Gott liebet, soll auch seinen Bruder lieben. Weil es keine Liebe Gottes ohne Liebe des Nächsten giebt, und der eben darum Gott nicht liebet, welcher sein Geboth den Nächsten zu lieben nicht beobachtet. Was ist billiger, als daß ein Geschöpf seinen Schöpfer liebet? Und wie kann dieses besser geschehen, als wenn ich seinen Willen erfülle, oder den Nebenmenschen glücklich mache?

Habet ihr wohl, meine lieben Zuhörer! schon oft diesen heiligen Gedanken gehabt: Ich bin da, meinen Nebenmenschen glücklich zu machen? Ach! kaum kann man es glauben, wenn man täglich sieht, und höret, daß einer arbeitet, den andern zu untergraben, daß einer dem andern sein Brod abspannet, daß der Untere den Obern stürzet, der Obere den Untern tritt, damit er nicht aufragen könne. Heißt das seinen Nebenmenschen glücklich machen, wenn man ihn auch um das, was er schon hat, beneidet, ihn bey andern verkleinert, seine Verdienste herabse-

ßet, oder ihn gar verleumdet, damit er nur das nicht erlange, was er suchet, und das verliere, was er hat? Heißt das seinen Nebenmenschen glücklich machen, wenn man ihm nicht nur Böses wünschet, sondern ihn auch durch Ungerechtigkeiten, und Bedrückungen um das Seinige bringt? Heißt das ihn glücklich machen, wenn man ihn leiden sieht, ohne ihn zu trösten, Noth leiden sieht, ohne ihm zu helfen, klagen höret, und seinen Schmerz noch durch rauhe Worte, oder Unbilden vergrößert? Es hat wahrlich bey manchen den Anschein, als wenn sie nicht gebohren wären, andre glücklich zu machen, sondern sie vielmehr zu stürzen, um sich groß zu machen, und über das Unglück des Nebenmenschen sich zu erfreuen.

Beschluß.

O ihr, die ihr des Essens, und Trinkens, und der Ergötzlichkeiten wegen auf der Welt zu seyn scheinet, ihr, die ihr täglich so vieles arbeiten müsset, ohne daß ihr recht wisset, warum ihr es thut, höret mich. Befraget euch täglich selbst: Was ist meine Bestimmung in dieser Welt? Warum bin ich da? Was soll aus mir werden? Und beantwortet euch auch diese Frage selbst. Ich soll mich glücklich machen. Das ist der Willen Gottes. Also muß ich mich der wahren christlichen Tugend be-

fleißen, ohne welche keine wahre Glückseligkeit möglich ist. Ich darf nichts thun, wodurch ich meine Gesundheit schwäche, muß alles thun, wodurch ich sie erhalte, muß meine Kräfte, und Talente brauchen, so gut ich kann, nicht feyern, nicht die Arbeit fliehen. Ich muß meine Leidenschaften vernünftig gebrauchen. Thu ich das nicht, so würde ich unglücklich. Ich muß auch andre glücklich machen. Also darf ich ihnen nicht um ihr Glück neidig seyn, sie nicht daran hindern, sondern muß mitarbeiten, daß sie glücklich werden, und alles thun, was dazu verhülflich ist.

Christen, liebste Christen! was für einen edeln, und liebenswürdigen Endzweck unsers Daseyns haben wir! Sollen wir uns selbst wegwerfen, und nur unsers Leibes wegen leben, wie die unvernünftigen Thiere? Denket daran, wenn euch eine Versuchung kömmt, die euch, wenn ihr darein willigen würdet, an eurem, oder euren Nebenmenschen an seinem Glücke hindern würde. Saget euch selbst: Dieß darf ich nicht thun; Gott will es, ich, und mein Bruder sollen glücklich werden. Denket daran, wenn eine Gelegenheit kömmt, euch, und andre glücklich zu machen. Saget es euch selbst: Dieß muß ich thun. Gott will es, ich soll mich, und andre glücklich machen. Ja, vergesset das niemals. Es ist doch der Mühe werth, daß ihr auch täglich daran denket; denn, wie ich in der nächsten Predigt zeigen

werde,

werde, die Glückseligkeit auf dieser Welt ist nur ein geringer Anfang einer andern in jener Welt. Wir sollen hier anfangen glücklich zu seyn, und dort ewig selig werden. Amen.

Erste Predigt
auf
das Fest der heiligen Apostel Peter, und Paul.

Text. Matth. 16.

Quem dicunt homines esse filium hominis? At illi dixerunt: alii Joannem Baptistam, alii autem Eliam, alii vero Jeremiam, aut unum ex Prophetis.

Wer sagen die Leute, daß der Menschensohn sey? Aber sie sprachen: Einige meynen, du seyst Johannes der Täufer, andre, du seyst Elias, andre, du seyst Jeremias, oder der Propheten einer.

Ein-

Eingang.

In meiner letzten Predigt habe ich von der Bestimmung des Menschen in dieser Welt geredet, und dargethan, daß wir nur auf der Welt sind, uns, und andre glückselig zu machen. Aber sehr natürlich entsteht daraus eine andre Frage: Ist diese Glückseligkeit, welche ich auf der Erde durch einen tugendhaften Wandel erlange, schon alles, was ich von der Güte Gottes erwarten kann? Hat mit dem Tode meine Glückseligkeit ein Ende, wie jene der Thiere? Oder ist auch eine Hoffnung für mich übrig, daß meine Glückseligkeit auch nach dem Tode noch jenseits des Grabes fortdauern, und sogar noch immer zunehmen kann? Ich frage mich selbst: Bist du unsterblich? und wenn du es bist, was hast du zu hoffen? Mit einem Worte: ich frage: wozu ich in jener Welt bestimmet bin?

Wie wird wohl die Antwort ausfallen? Wir wünschen wenigst alle aus einem innern Triebe der Natur, daß unsre Glückseligkeit ewig fortdauern möge, wir erschrecken über den Gedanken unsrer gänzlichen Vernichtung, und nur in einigen traurigen Augenblicken kommen wir so weit, daß wir gerne ganz vernichtet seyn möchten. Ist die Zeit der Trübseligkeit vorüber, so ist uns das Leben doch wieder angenehm, wir möchten noch länger fortleben. Wir

hof-

hoffen sogar, daß wir auch nach dem Tode fortdauern werden. Aber wir sollten dieses doch recht gewiß wissen. Sonst werden wir immer zwischen Furcht, und Hoffnung unruhig fortleben.

Ein gutes Zeichen, daß unsre Hoffnung der Unsterblichkeit nicht eitel, und ungegründet sey, ist es schon, weil alle Völker des Erdbodens, die man bis itzt kennen gelernet hat, eine gewisse Art von Unsterblichkeit der Seele glauben, einige freylich deutlicher, und bestimmter, als die andern. Nicht nur jene, welche in der christlichen Religion erzogen sind, und denen man es von Jugend auf eingepräget hat, daß sie eine unsterbliche Seele haben, sondern auch die Wilden aller Welttheile, die mit den Christen keinen Umgang gehabt, und also von ihnen diese Meynung nicht lernen konnten, auch diese glauben durchgehends, daß ihre Seelen unsterblich sind. Man hat seit neunzehn Jahren einen neuen Welttheil entdecket, dessen Bewohner mit der übrigen Welt seit Jahrtausenden keinen Umgang haben konnten. Wir wußten nichts von ihnen, und sie nichts von uns. Und doch hat man bey allen diesen Völkern Spuren von einem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele angetroffen. Sogar die Jüden, welche jederzeit die Feinde der Offenbarung für das dümmste, und roheste Volk ausschreyen, und es bey allen Gelegenheiten herabzusetzen trachten, die Jüden, denen

Mo-

Moses gar nichts von einer Unsterblichkeit der Seele gesagt haben soll, auch diese glaubten daran. Das heutige Evangelium beweiset es. Nach diesem hielten sie Jesum entweder für den Täufer Johannes, oder für den Elias, Jeremias, oder einen aus den Propheten. Die Jüden wußten es ja, daß alle diese Propheten längst gestorben wären. Wie konnten sie also glauben, Jesus wäre einer aus diesen Propheten, wenn sie nicht überzeugt gewesen wären, daß ihre Seelen wenigst noch da seyn, welche sich mit ihren ehemaligen Leibern wieder vereinigen, und sie also von den Todten auferstehen könnten? In der That stunden sie in der Meynung, daß vor der Ankunft des Meßias alle Propheten der Reihe nach von den Todten auferstehen, und seine Ankunft verkündigen würden.

Die Meynung also, daß unsre Seelen unsterblich seyn, ist allgemein, sie muß von Gott selbst jedem Menschen eingepflanzt seyn. Sonst würde sie einer haben, und der andre nicht. Kömmt sie aber von Gott selbst, so kann sie nicht falsch, nicht ungegründet seyn.

Doch es giebt noch weit stärkere Gründe für sie, und diese will ich itzt so klar, und deutlich vortragen, daß sie auch jeder unstudierte Mensch fassen, und — ich sage nicht zuviel — ihre Wahrheit mit

Hän-

Händen greifen kann. Also was ist die Bestimmung des Menschen in jener Welt? Dauert er fort, und warum dauert er fort. Ich antworte darauf: Die Bestimmung des Menschen ist Unsterblichkeit, und eine Glückseligkeit. In dem ersten Theile zeige ich, daß unsre Seele nach der Trennung vom Leibe noch fortlebe, und unsterblich sey, und im zweyten Theile, daß sie Gott nur darum fortleben lasse, um sie ewig glückselig zu machen, wenn sie selbst will. Kann ich beydes beweisen, wie trostreich muß diese Predigt für euch werden! O ja, liebste Zuhörer! es ist doch innigste Freude für uns, wenn wir uns überzeugen können, daß es uns nach diesem armseligen Leben erst recht gut gehen soll, wenn wir selbst wollen. Verschaffet euch diese Ueberzeugung, und höret mich aufmerksam.

Der erste Theil.

Die Bestimmung des Menschen ist Unsterblichkeit.

Unsterblich müssen wir seyn, unsre Seele muß nach der Trennung vom Leibe noch fortleben. Sonst, verzeih mir, o Herr! was ich da sage, sonst hast du nicht weise, nicht gütig, nicht gerecht gehandelt, daß du uns erschaffen hast.

Die Weisheit Gottes erfordert, daß er nichts erschaffe, das seinen Endzweck nicht erreichen kann, wegen welchem es da ist. Er darf nichts erschaffen, was ganz unnütz, und überflüßig wäre. Wer eine Uhr machet, die keine Stunden zeiget, und auch nicht zeigen kann, der ist ein Stümper, und kein Künstler. Ein Haus, worinn Niemand wohnen kann, ist etwas Ueberflüßiges, weil das Haus eine Wohnung seyn soll.

Hieraus schließe ich, daß Gott nicht weise gehandelt, wenn er uns erschaffen hätte, und wir wären doch nicht unsterblich; denn alsdann hätte er uns eine Menge Kräfte, und Eigenschaften gegeben, die wir niemal brauchen können, die für uns ganz überflüßig wären. Und das wäre doch nicht weise gehandelt. Wir haben natürliche Neigungen in uns, die von Gott selbst herkommen müssen, und diese könnten niemal befriediget werden. Welcher Mensch, er sey auch noch so dumm, als er mag, welcher will nicht immer mehr wissen, als er schon weis? Welcher hat nicht ein Verlangen, von jedem Dinge die Wahrheit zu wissen, und freuet sich, wann er sie da, und dort findet? Welcher will nicht immer noch glücklicher, ruhiger, und zufriedner werden, als er schon ist? Welcher will nicht alle Uebel von sich entfernen? Wir haben alle ein Verlangen, die Wahrheit zu erkennen, einen natürlichen Trieb, uns immer glücklicher zu machen. Die-

Diesen Trieb, dieses Verlangen hat uns Gott selbst ins Herz gelegt, weil ihn einer, wie der andre hat. Allein er ist für uns überflüßig, und unnütz, wenn wir nicht unsterblich sind, weil er in diesem Leben niemals befriediget wird, und es auch nicht werden kann. Ich berufe mich hier auf die eigene Erfahrung eines jeden. Verlangen wir ein zeitliches Gut, als Geld, Ehren, Ansehen, u. d. g. so meynen wir freylich, wenn wir nur dieses hätten, so würden wir zufrieden seyn, und in unserm Leben nichts mehr verlangen. Aber es ist nicht so, wir betrügen uns nur selbst. Sobald wirs erhalten, besitzen wir es einige Zeit, wir haben eine Freude daran. Aber nach einiger Zeit bekommen wir genug daran, wir empfinden einen Eckel darüber, wie die Kinder an ihrem Spielzeuge, und trachten wieder nach einem höhern Glücke. Nichts befriediget uns auf dieser Welt vollkommen. Der Gelehrte will immer gelehrter, der Reiche reicher, der Mächtige noch mächtiger werden. Sogar der Tugendhafte, der auf dieser Welt allein glücklich, und zufrieden ist, will doch immer noch ruhiger, glücklicher, und zufriedner werden, und es schmerzt ihn wenigst der traurige Gedanken, daß sein Glück schon mit diesem Leben ein Ende haben soll.

Um wie viel glücklicher ist das Thier? Es fühlet keine Begierde in sich, die nicht wenigst befriediget werden kann, keine Kraft, die es nicht ganz

gebrauchen kann. Der Adler fliegt zur Sonne auf, und wenn er eine gewisse Höhe erreichet hat, fliegt er wieder zufrieden zurück. Er fliegt wieder auf. Aber weiter will er nicht. Jedes Thier hat Begierden, sie werden befriediget, wachen wieder auf, werden wieder befriediget. Aber bey diesen Begierden bleibt es auch. Sie gehen niemals weiter. Sie verlangen niemal etwas, wozu nicht Gott in der Natur alles bereitet hätte, daß zur Stillung ihres Verlangens nothwendig wäre. Aber wir allein sind so armselig, fühlen ein Verlangen nach einer größern Glückseligkeit, wollen Wahrheit erkennen, und es ist uns doch schon kraft der Einrichtung unsrer Natur unmöglich, das zu erhalten, was wir wünschen. Der Mensch allein will immer steigen, und kann nicht. Arbeitet er viel, sich noch geschickter, und glücklicher zu machen, so schadet er seiner Gesundheit, und stirbt, ehe er seinen Zweck erreichet. Je mehr er lernet, desto besser sieht er ein, daß er wenig kann, und die Arbeit selbst verstärket noch sein Verlangen mehr zu wissen. Herr! ich verstehe einmal deine Einrichtung in der Welt nicht. Ich habe etwas, das mein Aug, mein Ohr, meine übrigen Sinne befriediget, dafür hast du gesorget. Aber was meinen Verstand, meine Begierde nach Glückseligkeit befriedigen könnte, da finde ich auf der Welt nichts. Und meine Seele ist doch mehr als mein Leib. Sollst du für sie nicht auch gesorgt haben. Noch mehr. Was machet das

Kind,

Kind, das noch stirbt, ehe es seinen Verstand gebrauchen kann, was machet der Wilde, der niemal so weit kömmt, daß er ihn brauchen kann, was macht der Dumme, und Einfältige, der ohne seine Schuld niemals, oder nur sehr unvollkommen seine Vernunft gebrauchen lernet, was machen diese mit einer vernünftigen Seele, mit Verstand, und Vernunft? Alle haben selbige ganz, oder fast gar umsonst, wenn es keine Ewigkeit mehr giebt, wo diese auch ihre Seelenkräfte noch besser entwickeln, und gebrauchen können, als hier, wo auch der gute, einfältige Christ, der Handwerksmann, der Bauer, das Kind, der wilde Mensch nach und nach Gott, und seine Werke viel besser, als itzt alle Gelehrte, einsehen lernen. Dieses Leben muß für uns nur der Anfang unsrer Erkenntnisse, die Kindheit seyn, wo wir Gott noch wie in einem Spiegel sehen. In jener Welt, in einem erwachsenen Alter werden wir ihn erst erkennen, wie er ist. Ist aber mit diesem Leben alles aus, so hat uns Gott Kräfte gegeben, die wir nur ein wenig brauchen, Begierden, die wir nie befriedigen können. Etwas umsonst thun ist aber nicht weislich. Also hätte Gott, wenn wir nicht unsterblich wären, fürs erste nicht weislich gehandelt.

Und noch viel weniger gütig. Ein Vater, der seinem Kinde immer schöne Sachen zeigt, um dadurch bey dem Kinde eine Begierde darnach zu erwecken,

wecken, aber ihm doch niemals etwas giebt, ist der nicht grausam? Wenn man einem Heißhungerigen eine Tafel zeigte, die mit den köstlichsten Speisen besetzet ist, ihn aber nicht davon essen ließ, wäre dieses nicht unmenschlich? Hätte es nicht den Schein, als wenn man des armen Tropfen nur spotten wollte? Nun die Anwendung! So ein grausamer, unempfindlicher Herr wird Gott gegen uns, sobald nach diesem Leben kein anders mehr für uns übrig bleibt. Er ist es, der in uns die Begierde nach einer immer größern Glückseligkeit erwecket hat. Er hat sie uns ins Herz geleget. Er hat uns einen Verstand gegeben, der immer mehr und mehr erkennen will. Er zeiget uns seine Werke, die eine unendliche Weisheit, Allmacht, Güte, Gerechtigkeit verrathen. Wir werden darauf aufmerksam, denken nach, und erkennen von ihm kaum etwas weniges. Unsre Natur ist schon so beschaffen, daß wir es itzt in der Erkenntniß Gottes nicht weit bringen können. Unterdessen, weil er einmal die Begierde, ihn mehr zu erkennen, in uns erwecket hat, denken wir nach, beobachten, lesen. Und wann wir glauben, etwas finden zu können, zieht er einen Schleyer für, der Tod reißt uns von der kaum angefangenen Arbeit weg, und Gott vernichtet uns gar. Sehet ihr da in Gott den Tyrannen, der uns etwas zeigte, eine Begierde darnach erweckte, und es uns doch nicht gäbe? Er giebt uns eine Begierde, ihn zu erkennen, und läßt sich doch nicht

von

von uns erkennen. Er giebt uns eine Begierde nach Glückseligkeit, und keine Mittel, keine Gelegenheit, diese Begierde vollkommen zu sättigen. Er muß also eine Freude daran haben, wenn er die armen Menschen martern kann. Denn je heftiger die Begierde nach etwas ist, das ich nicht erhalten kann, desto größer ist auch mein Schmerz. Wäre also Gott gütig, wenn er uns in dem Augenblicke unsres Todes vernichtete, und das in jener Welt nicht ausmachen ließ, was wir hier angefangen haben? Wäre es nicht besser, wenn er uns zu einem Thiere gemacht hätte, das ihn nicht zu kennen verlangt, weil er sich nicht kennen lassen will, das niemal glückseliger werden will, als es ist, weil es keinen Trieb nach einer höhern Glückseligkeit hat, als die es erreichen kann. Entweder nach diesem Leben noch ein anders, wo der, der will, seine Begierden sättigen kann, oder Gott ist nicht gütig, und folglich nicht Gott, es giebt keinen Gott.

Eben so wenig ließ sich die Gerechtigkeit, und Unpartheylichkeit Gottes rechtfertigen, wenn unsre Seele nicht unsterblich wäre. Kann es Gott wohl zugeben, daß der ehrliche, gerechte, fromme Mann meistentheils auf dieser Welt verfolgt, bedrückt, und hintangesetzt, und daß ihm oft ein Bösewicht, der sich durch Ränke, und oft durch Schandthaten die Gunst der Großen erworben hat, vorgezogen wird.

Ein wackerer Vater erzieht sechs Kinder wohl, daß sie einmal in der Welt gut zu gebrauchen sind. Allein er muß elend, und kümmerlich leben. Er fällt in eine langwierige Krankheit, und stirbt unbelohnt. Ein Wohllüstling sättigt nur seine viehischen Begierden, zerstört den Ehefrieden, macht unschuldige Weibspersonen unglücklich, erzeuget keine Kinder, oder sorget gar nicht für ihre Erziehung, setzet Wildfänge in die Welt, die einmal die Last, und die Geißel des Staates werden. Allein dieser Wohllüstling lebt im Ueberflusse, hat, was sein Herz verlanget, drücket sogar noch den wackern Vater, dessen Herr er ist. Mit einem Worte, dem frommen, ehrlichen Mann geht es in dieser Welt oft böse, ohne daß er es verdienet hätte, und er empfängt doch keinen Lohn für sein Leiden. Und dem Bösewichte geht es oft gut, ohne daß er es verdienet hätte, und er bekömmt keine hinreichende Strafe dafür; denn der Tod, der den Frommen, wie den Bösewicht trifft, ist keine hinlängliche Strafe für den Bösen, und das Zeugniß rechtschaffen gehandelt zu haben, ist keine zureichende Belohnung für den Frommen, weil das auch der Schurke oft glaubt, der die Folgen seiner schlimmen Handlungen nicht überlegt. Der Bösewicht kann es so weit bringen, daß sein Gewissen schweigt, und ihm über seine Schandthaten keine Vorwürfe mehr macht. Zu geschweigen, daß schon feinere, und wohlerzogene Menschen dazu gehören,

ren, welche die Schönheit einer That ganz einsehen, und empfinden wollen. Der gemeine Mann handelt ehrlich, und gerade hin, weis oft nicht, wie viel Gutes er durch eine einzige That stiftet. Für ihn ist also das Bewußtseyn, recht gehandelt zu haben, kein Lohn. Und doch, wenn Gott gerecht ist, muß er alle Leute, die gleich gut handeln, gleich belohnen. Ist kein anders Leben, so muß Gott den Gerechten hier belohnen, und den Boshaften strafen, weil er es nicht mehr hereinbringen kann. Sonst ist er selbst nicht gerecht, und es ihm kein Ernst, die Beobachtung seiner Gebothe zu betreiben. Ist aber ein anderes Leben, dann ists mir erst begreiflich, warum es Gott hier den Schlimmen oft gut, und den Frommen böse gehen läßt; denn der Boshafte wird seine Strafe, und der Fromme seine Belohnung in jener Welt finden. Da wird erst Gott seine Gerechtigkeit zeigen, und auch für dieses Leben rechtfertigen. Also alles zusammengenommen, wären wir nicht unsterblich, so wäre Gott nicht weise. Er hätte uns umsonst Kräfte, und Begierden gegeben, die wir nicht brauchen können. Er wäre nicht gütig; denn diese Kräfte, und Begierden, die wir nicht brauchen können, dienen nur uns zu martern. Er wäre nicht gerecht; denn ohne ein anders Leben empfieng der Gerechte seinen Lohn, und der Bösewicht seine Strafe nicht. O ja, liebste Christen! unsre Seele ist unsterblich, sie ist bestimmt noch fortzuleben, wenn auch

unser Leib schon in die Verwesung geht. Voll von der Wahrheit dieser Lehre, welche die Vernunft in einem sehr hohen Grade der Gewißheit vermuthen kann, welche aber die Offenbarung außer allem Zweifel setzet, verlangte der heilige Paulus von den Banden des Fleisches aufgelöset zu werden, und mit Christo zu seyn (*a*). Er war also gewiß, daß seine Seele nach der Trennung vom Leibe noch fortdauerte. Voll von dieser Wahrheit sagte er: Wir wissen, wenn dieses irdische Haus unsrer Wohnung, d. i. unser Leib, aufgelöset wird, daß uns eine Wohnung von Gott wird angewiesen werden (*b*). Also leben unsre Seelen nach dem Tode des Leibes fort. Ihre Bestimmung ist Unsterblichkeit, — und was noch weiter? — Ewige Glückseligkeit.

Der zweyte Theil.

Die Bestimmung des Menschen ist ewige Glückseligkeit.

Wir sollen ewig glückselig werden, das ist unsre letzte Bestimmung. Hier muß alle menschliche Vernunft zurück. Nur Gott kann es uns zuverläßig sagen, daß er uns ewig glückselig machen wolle. Er kann uns allein sagen, worinn diese Glückseligkeit bestehen soll.

Die

(*a*) Philipp. 1, 23.
(*b*) 2. Cor. 5, 1.

Die Vernunft allein führt mich hier zwar auf tröstliche; aber immer noch ungewisse Vermuthungen über die Dauer, und die Art der Glückseligkeit. Ueber die Dauer lehret sie mich, daß ich Gott immer mehr erkennen, und mehr lieben kann. Nun hat mich Gott erschaffen, ihn zu erkennen, und zu lieben. So lange ich also den Endzweck erfüllen kann, wozu er mich erschaffen hat, bin ich nicht überflüßig in der Welt, Gott darf mich nicht zernichten. Ich kann ihn immer mehr erkennen, und lieben. So habe ich ewig einen Endzweck meines Daseyns, und werde also ewig leben. Allein ich als ein eingeschränkter Mensch erfahre es auch gar zu oft, daß mein Verstand Schranken hat, eben weil er nicht unendlich ist. Es könnte also auch für mich in Ansehung Gottes Gränzen geben, die ich nicht überschreiten könnte. Mein Verstand könnte, wenn er in der Erkenntniß Gottes, und mein Herz, wenn es in der Liebe Gottes einen gewissen Grad erreichet hat, einsehen: Weiter ists für mich unmöglich, Gott noch mehr zu erkennen, itzt ist meine ganze Begierde nach Glückseligkeit befriediget. Also ist keine Ursache mehr da, warum mich Gott als ein eingeschränktes Geschöpf noch länger erhalten müßte. Meine Vernunft allein überzeugt mich also wohl, daß ich nach dem Tode noch leben; aber nicht, daß ich ewig leben muß.

Noch viel weniger kann sie mir von der Art einer ewigen Glückseligkeit sagen. Ich finde wohl, daß es ein sehr großes Vergnügen für mich seyn muß, wenn ich in jener Welt alles erkenne, was hier auch den Gelehrtesten noch ein Räthsel ist, wenn ich erkenne, warum die Sonne just so, der Mond just so sich bewegen mußten, warum es gerade heute regnen, warum gerade itzt der Donner in dieses Haus einschlagen, warum ich gerade itzt glücklich, und ein andersmal unglücklich seyn mußte, wenn daraus das größte Beßte für mich, und andre Menschen entstehen sollte. Es muß eine Freude seyn, wenn man alle Ursachen einsieht, warum Gott die Welt so, und nicht anders eingerichtet hat. Allein was ist das alles? Was fragt der gemeine Mann nach diesem? Er lebt ruhig fort, wenn er gleich von der Einrichtung der Welt sehr wenig versteht. Er hat auch oft keine Begierde, mehr zu verstehen, wenn nur seine Arbeit gut von statten geht. Es muß doch in jener Welt noch eine andre Art von Glückseligkeit für uns geben. Sähen wir die Einrichtung der Welt einmal ein, so wären wir auch bald ihrer satt, wir möchten gerne etwas neues wissen. Aber hier kann uns die Vernunft nichts mehr sagen. Sie steht still. Wir wollen also die Offenbarung zu Rathe ziehen.

Da versichert uns aber sowohl unser Erlöser, als seine heiligen Apostel, daß unser Leben nicht nur

eine

eine lange Zeit, sondern ewig dauern werde: Ein jeder, spricht er, der sein Haus, seine Brüder, oder Schwestern, oder seinen Vater, oder seine Mutter, oder sein Weib, oder seine Brüder, oder seine Güter wegen meinem Namen, oder wenn es mein Dienst erfordert, verlassen wird, wird es hundertfältig empfangen, und das ewige Leben besitzen (*c*). Die Gerechten werden in das ewige Leben eingehen (*d*), sagt er wieder. Und wie oft sagt es nicht Paulus, daß wir zu Erben eines ewigen Lebens berufen, daß die Gnade Gottes das ewige Leben sey, u. s. w. Wir würden die Worte der heiligen Schrift verdrehen, wenn wir hier nicht eine ewige Dauer unsrer Glückseligkeit verstehen wollten, nachdem es uns Gott so oft, und ohne alle Einschränkung sagen läßt, daß wir ewig leben werden. Also belehret uns erst die Schrift hinlänglich, und gewiß über die Dauer unsrer Glückseligkeit.

Aus ihr müssen wir auch lernen, wie diese beschaffen seyn wird. Wie wenig hier wieder die sich selbst gelassene Vernunft kann, zeiget die Geschichte. Unsre alten deutschen Vorfahren glaubten in ihrem wilden Zustande, ihre größte Glückseligkeit in jener Welt würde darinn bestehen, daß sie aus den Hirnschädeln ihrer erschlagenen Feinde miteinander trinken konn-

(*c*) Matth. 19, 29.
(*d*) Ebend. 25.

konnten. Römer, und Griechen beschreiben uns die ganze künftige Glückseligkeit, als wenn sie nur im Essen, und Trinken, und im Umgang mit guten Freunden bestünde. Mahomet setzet die Glückseligkeit nach dem Tode gar in den Genuß fleischlicher Wohllüste. So weit bringt uns die Vernunft. Und wenn sie uns auch noch weiter führt, so kann sie uns doch nichts zusichern, als daß wir einen Theil jener Glückseligkeit fortsetzen werden, die wir hier angefangen haben, daß wir da unsre Freunde, Kinder, Geschwistrige, und Bekannte wieder finden, erkennen, und mit ihnen in der größten Zufriedenheit leben werden. Das wäre freylich immer schon viel. Aber der heilige Paulus verspricht uns noch ungleich mehr. Nicht das, was wir hier kannten, und gesehen haben, nein, was noch kein Aug gesehen, kein Ohr gehöret, was niemal in eines Menschen Herz gekommen, das hat Gott jenen vorbereitet, die ihn lieben. Mag uns also immer die Vernunft sagen, wir finden in jener Welt das, was wir uns in dieser Welt als ein großes Glück vorstellen, ein ruhiges, und vergnügtes Leben mit unsern Freunden, und Bekannten. Gott giebt uns noch mehr, als wir uns einbilden können, eine Glückseligkeit, die uns weder unsre Sinne, weder unser Herz vorstellen kann, von der wir gar keinen Begriff haben. Und diese Glückseligkeit soll darinn bestehen, daß wir Gott sehen, wie er ist. Auch das verspricht uns der Apostel.

Ein

Ein gewiß recht großes Versprechen. Alles, was schön, was liebenswürdig, was uns immer hier erfreuen, erquicken, und trösten kann, ist in Gott versammelt. Er ist das höchste Gut, die Quelle alles dessen, was wir immer schätzen. Und diesen großen Gott sollen wir besitzen, sollen durch seinen Besitz alles haben, was wir wünschen, sollen ewig glückselig durch ihn werden.

Beschluß.

Itzt, meine lieben Zuhörer! habe ich euch durch zwo Predigten erkläret, wozu wir bestimmet sind, oder warum uns Gott erschaffen habe. In jenem Leben wartet auf uns Unsterblichkeit, und ewige Glückseligkeit. Die heiligen Apostel, derer Fest wir heute begehen, leben gewiß itzt im Himmel, und leben ewig glückselig, so schlimm es ihnen auch manchmal auf der Erde gieng, so daß sie auch ihr Leben um den Glauben lassen mußten. Aber es war ihre ganze Beschäftigung auf der Erde, sich, und andre Menschen glücklich zu machen. Sich machten sie glücklich durch einen tugendhaften Wandel, der ihnen bey allen Widerwärtigkeiten, und Verfolgungen Ruhe, und Zufriedenheit verschaffte. Andere aber, da sie ihnen die christliche Lehre bekannt machten, deren Ausübung gewiß jeden Menschen glücklich macht. Nun genießen sie im Himmel den Lohn ihrer Arbeiten, und sind ewig glücklich.

O Christen! wollen wir nicht in ihre Fußstapfen eintretten? Wollen wir uns bis zum blossen Thiere erniedrigen, als wenn wir nur auf der Welt wären, zu essen, und zu trinken, und uns zu erfreuen? O nein, das sey ferne von uns. Wir mögen itzt daran denken, oder nicht, was unsre Bestimmung sey. Sie ist es doch, und wenn wir sie nicht erfüllen, wird Gott einmal die strengste Rechenschaft von uns fordern. Es ist der Mühe werth, daß wir aus allen Kräften arbeiten, in dieser Welt uns, und andre glückselig zu machen; denn ich habe es bewiesen, daß eine Unsterblichkeit, und eine ewige Glückseligkeit auf uns warte. Amen.

Zwey-

Zweyte Predigt
auf
das Fest der heiligen Apostel Peter, und Paul.

Text. Matth. 16, 16. 17.

Tu es Christus Filius Dei vivi. Jesus autem respondens dixit ei: Beatus es Simon Bar-jona, quia caro, & sanguis non revelavit tibi, sed Pater meus, qui in cœlis est.

Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Jesus aber antwortete, und sprach zu ihm: Selig bist du, Simon Barjona, weil es dir nicht Fleisch, und Blut geoffenbaret hat, sondern mein Vater, der im Himmel ist.

Ein-

Eingang.

Wenn man das heutige Evangelium, das ich eben verlesen habe, aufmerksam überdenket; so weis man nicht: ob man mehr über den Glauben der Apostel, oder über den Unglauben der übrigen Jüden erstaunen muß. Ist es einerseits bewundernswürdig, daß die Apostel ohne Bedenken von Christo sagten: Du bist Christus der Sohn des lebendigen Gottes, da sie ihn doch in dem Stande der Erniedrigung dürftig, und verachtet als einen Menschen vor ihren Augen herumwandeln sahen; so ist es auf der andern eben so unbegreiflich, wie ihn die übrigen Jüden für einen blossen Menschen ansehen konnten, nachdem er vor ihren Augen die Blinden sehend, die Tauben hörend, die Stummen redend, und die Todten lebendig gemacht hätte. Entweder sollten ihn die Jüden, wie die Apostel, für den Sohn Gottes erkennet, oder die Apostel, wie die Jüden, nicht erkennet haben. Beyde hatten von Außen die nemlichen Beweggründe zu glauben, oder nicht zu glauben.

Indessen fraget man die Jüden: Wer Jesus sey, so antworten sie: Er ist Johannes der Täufer, er ist Elias, er ist Jeremias, oder einer aus den Propheten. Fraget man aber die Apostel, so antwortet Petrus im Namen der übrigen: Er ist

der

der Sohn des lebendigen Gottes. Woher diese Verschiedenheit der Meynungen bey den nemlichen Gründen? Warum glaubet einer, und die andern nicht, da beyde die nemlichen Beweggründe zu glauben haben? War vielleicht Petrus, und seine Brüder einsehender, und gelehrter, als die übrigen Jüden? Nein. Der Heiland mußte vielmehr selbst den Jüngern öfters den Vorwurf machen: Auch ihr seyd noch ohne Verstand? Haben sich die Apostel von andern Menschen von der Gottheit Christi überzeugen lassen? Nein, Fleisch, und Blut, das heißt, der Mensch, weder ihre eigene menschlichen Einsichten, weder der Unterricht anderer, haben sie nicht belehret. Blos die innerliche Erleuchtung, welche der Vater der Lichter ihnen von Oben herabschickte, überzeugte sie von der Gottheit ihres Meisters: Fleisch, und Blut hat es dir nicht geoffenbaret, sondern mein Vater, der im Himmel ist.

Hiedurch, meine werthesten Zuhörer! wird uns gezeigt, daß der blos sich selbst überlassene Verstand des Menschen zwar Christum erkennen; aber niemal an ihn glauben kann, wenn Gott nicht von Oben herab denselben erleuchtet, und überzeuget, oder was eben soviel ist, wir lernen, daß der Glaube ein Geschenk Gottes ist, und seinem Ursprunge nach allzeit übernatürlich seyn muß. Dieser übernatürliche Glau-

ben nun wurde den Aposteln aus einer unendlichen Güte des himmlischen Vaters mitgetheilet; aber den Jüden nur angebothen, und sie legten selbst durch ihre Hartnäckigkeit zu viele Hinderniſſe in den Weg, als daß er wirklich in ihr Herz Eingang finden konnte. Dieß ist die Ursache, warum die Apostel glaubten, und die Jüden nicht glaubten.

Wie glücklich also sind wir Christen, da uns dieses übernatürliche Geschenk des Glaubens sogleich durch die heilige Taufe eingegossen, und durch das Sakrament der Firmelung noch mehr in uns befestiget wird! Alle Christen, sagt ein berühmter Ausleger der Schrift, haben heutiges Tages den nemlichen Vortheil, den der heilige Petrus, und die Apostel hatten, nemlich aus der göttlichen Offenbarung zu wissen, daß Jesus Christus der wahre Sohn Gottes ist. Wäre aber diese Wissenschaft in den Aposteln unfruchtbar gewesen; hätten sie den Heiland erkennet, ohne ihn zu lieben, so wäre ihr Glauben, anstatt ihre Glückseligkeit auszumachen, ihre Verdammung gewesen.

Wollen wir also, meine Geliebten! nicht auch das glauben, was die Apostel geglaubet haben, so glauben, wie sie geglaubet haben, da ihr Glauben selig machet: Selig bist du Simon Barjona? Ihr habet euch ohne Zweifel heute hier in die-

diesem Gotteshause nur darum versammelt, weil ihr die Schutzheiligen desselben, die heiligen Apostel Peter, und Paul, verehren wollet. Die angenehmste Verehrung ist den Heiligen immer, wenn man ihre Tugenden, und ihren heiligen Wandel nachahmet. Ich werde euch also nichts heilsameres, und der Feyerlichkeit dieses Tages mehr angemesseneres vortragen können, als wenn ich euch unterrichte, wie ihr diesen beyden Heiligen nachfolgen sollet. Der Glauben der heiligen Apostel muß das Vorbild eures Glaubens seyn. Ihr müsset an Christum glauben, wie diese zween heiligen Apostel. Diesen Unterricht wird der erste Theil geben. Ihr müsset einen lebendigen Glauben an Christum haben, der Gegenstand des zweyten Theiles. Weder das, was ich vortrage, noch die Art, wie ich es vortragen werde, ist für euch zu hoch. Ich werde euch eine der wichtigsten Wahrheiten unsers Christenthumes mit einer christlichen Einfalt erklären; und hoffe darum soviel mehr, daß ihr mir eure ganze Aufmerksamkeit schenken werdet. Fürst der Apostel, heiliger Petrus! der du Jesum Christum bis an dein Ende unerschrocken gepredigt hast: heiliger Paulus! der du sebst von dir sagst, daß du zu den Völkern nicht in hohen, und gekünstelten Reden gekommen bist, bringet mir euren Eifer in Verkündigung des göttlichen Wortes zuwegen, lasset mich eure heilige Einfalt erreichen. Nur diese Gnade, o Herr! Ave Maria!

Der erste Theil.

Wir müssen an Christum glauben, wie die heiligen zween Apostel.

Glauben heißt nichts anders, als den Worten, der Aussage eines andern Beyfall geben, sie für wahr halten, und annehmen. Was wir inner uns empfinden, oder außer uns sehen, hören, oder auf eine andere Art fühlen, das glauben wir nicht, wir sind vielmehr von der Wahrheit eines Dings, und seinem Daseyn aus der Erfahrung überzeuget, wir wissen es. An Christum glauben, sagt also eben so viel, als für wahr halten, daß Jesus als Gott die menschliche Natur angenommen, daß er aus einer Jungfrau gebohren, für die Sünden der Welt gekreuziget worden, und aus eigener Kraft wieder nach dem Tode aufgestanden ist. Wir haben diese Dinge alle nicht gesehen. Aber wir zweifeln doch nicht an ihrer Wahrheit, weil es uns Gott geoffenbaret, und seiner Offenbarung durch Wunder, und Weissagungen das Siegel der Göttlichkeit aufgedrücket hat. Dieß ist also der Glauben an Christum, den wir haben müssen, und wovon uns die zween heiligen Apostel Petrus, und Paulus das schönste Beyspiel gegeben haben. Lasst uns der Ordnung halber ihren Glauben an Christum erst in seinem Anfange, und dann in seiner Fortdauer betrachten.

Je-

Jesus gieng an dem Ufer des galiläischen Meeres, und sah zween Fischer, welche eben ihr Netz ausgeworfen hatten. Es waren zween Brüder, Petrus, und Andreas. Er rief ihnen zu: Folget mir nach, und ich will euch zu Menschenfischern machen. Aber diese ließen ihre Netze zurücke, und folgten ihm alsogleich. Ich bitte euch hier, meine Geliebten! alle Umstände wohl zu erwägen, damit ihr recht einsehet, wie willig der heilige Petrus der göttlichen Gnade sein Herz geöffnet, und wie gerne er den Glauben angenommen. Wer rief den Petrus zu sich? Es war freylich Jesus, es war Gott. Aber die Stralen der Gottheit waren verborgen unter der Gestalt eines niedrigen Menschen. Es war der Lehrer der Welt; aber der erst sein Lehramt angefangen hatte, der seiner Wunder wegen noch nicht sonderlich bekannt seyn konnte. Jesus war in den Augen des Petrus damals vielleicht nichts weiters, als der Sohn eines Zimmermanns. Was verlangte Christus von dem Petrus? Gerade das, was ihm das Beschwerlichste seyn mußte. Er, der von dem Fischfange leben, und seine Familie erhalten mußte, er sollte sein Gewerbe liegen lassen, und ihm nachfolgen, ohne noch zu wissen, was er dafür bekommen würde, ohne auch von einem selbst Dürftigen viel hoffen zu können. Und wozu wurde er berufen? Petrus soll ein Menschenfischer, ein Lehrer der Menschen, ein Apostel werden. Mußte den hei-

ligen Petrus dieser Auftrag nicht befremden? Ich selbst ungelehrt, sollte er bey sich gedacht haben, weis außer meiner Fischer Handthierung nichts. Wie werde ich andre unterrichten können? Werden nicht die Leute über meine Verwegenheit spotten? Allein alles dieses hielt den heiligen Petrus nicht zurücke. Er folgte nach, und glaubte, glaubte alsogleich.

Ach, meine Geliebten! wäre doch unser Glauben an Christum auch so, wie der Glauben des Petrus beschaffen! Wäre er so willig, so uneigennützig, so einfältig! Aber wir thun gerade das Gegentheil. Wir wissen gewiß, daß Gott es ist, der uns zu glauben befiehlt, er hat seine Offenbarung bis zum Ueberfluße glaubwürdig gemacht. Unterdessen haben wir manchmal eine sehr geringe Hochschätzung für unsre Religion, wir trauen den Worten der Menschen, den eiteln Vorspiegelungen dieser Welt mehr, als dem Worte Gottes. Wir wissen, daß Gott denjenigen, die nicht glauben, ewige Strafe drohet, und den Gläubigen eine ewige Glückseligkeit verspricht. Aber wie oft verleugnen wir unsern Glauben blos um eines zeitlichen Vortheiles wegen? Blos aus Menschenfurcht? Blos weil wir eine geringe Beschwerlichkeit übernehmen sollten? Der Geizige wird unbarmherzig, und ungerecht gegen seine Brüder, damit er ein wenig nichtswürdiges Geld

zu

zusammenscharren kann. Und er sollte doch als Christ andre, wie sich selbst, lieben. Der Unkeusche sollte seine unreinen Begierden unterdrücken, der Vollsäufer seiner Unmäßigkeit Einhalt thun. Aber es ist beyden zu beschwerlich. Sie wollen lieber ihren Glauben durch die That selbst verleugnen, und wie die Heiden leben. Damit man seinem Herrn gefalle, bey seinem Freunde nicht einbüsse, oft gar nur die Gunst einer Buhlerinn erhalte, machet man sich kein Gewissen, alle Arten von Sünden, und Ausschweifungen zu begehen. Heißt das wohl so, wie Petrus, glauben?

Auch Paulus ist bey dem Anfange seines Glaubens bewunderungswürdig. Er war zwar so ferne von Annehmung des christlichen Glaubens, daß er vielmehr die Bekenner der Lehre Jesu mit dem grimmigsten Haß verfolgte. Wirklich reisete er mit dieser feindseligen Absicht von Jerusalem nach Damaskus, daß er die Christen aufsuchen, und gefangen nach Jerusalem führen wollte. Aber gählings umglänzte ihn ein himmlisches Licht, welches ihn, und seine boshaften Gesinnungen wie ein Donnerstreich zu Boden schlug: Ich bin Jesus, den du verfolgest, sagte ihm eine Stimme. Und Paulus antwortete alsobald furchtsam, und zitternd: Herr! was willst du, daß ich thun soll? Er geht hin, läßt sich taufen, prediget sogleich in den Synagogen Jesum,

daß er der Sohn Gottes ist, und wird aus einem Verfolger der Wahrheit ein Verfechter, und die größte Stütze derselben.

Wie lange entgegen lasset ihr euch Gott oft zurufen, ehe ihr ihm Folge leistet? Wie lange traget ihr den Haß gegen Jesum Christum in eurem Herze herum, da ihr in dem erbärmlichen Stande einer schweren Sünde verharret? Gebet Gott die Ehre, saget es zum Lobe seiner unendlichen Barmherzigkeit, daß er alles gethan hat, um euch zur Bekehrung zu bringen. Paulus hatte ein Licht vom Himmel. Auch euch fehlte es nicht an einer innerlichen Erleuchtung, die euch euren gefährlichen Zustand zu erkennen gab. Wenigst machte euch doch euer Gewissen darüber Vorwürfe. Paulus wurde zu Boden geschlagen. Auch euch schlug der Herr durch Unglücke, Krankheiten, und andere Uebel nieder, damit euch die Noth dringen sollte, ihn wieder zu suchen. Paulus hörte eine Stimme. Und wie oft erscholl die Stimme der Prediger, und der Beichtväter in euren Ohren, eine göttliche Stimme, weil sie euch den Willen Gottes offenbarte. Allein Paulus glaubte, und ihr glaubet nicht. Ihr fahret fort, heute noch fort, euer Herz zu erhärten, wenn ihr die Stimme des Herrn höret. Getrauet ihr euch zu sagen, daß ihr an Christum glaubet, wie Paulus?

Wir wollen itzt den Glauben beyder Apostel auch in seiner Fortdauer sehen. Es ist freylich wahr, daß uns Petrus zweymal ein nicht rühmliches Beyspiel gegeben habe. Er verleugnete aus Menschenfurcht seinen Meister dreymal. Er beobachtete mit den Juden noch die Ceremonien, und Gebräuche des mosaischen Gesetzes, wodurch er die aus dem Heidenthume bekehrten Christen ärgerte, und zwar so sehr ärgerte, daß ihm selbst Paulus einen Verweis geben mußte. Aber Gott ließ den Petrus nur darum zweymal fallen, damit er ihn desto behutsamer machte, ihm seine eigene Schwachheit, und die unwiderstehliche Macht seiner Gnade zu erkennen geben konnte, damit auch er nach seiner Bekehrung desto mehr an der Befestigung seiner Brüder in dem Glauben arbeiten sollte.

Er hat es aber auch treulich gethan. Schon an dem Pfingstfeste sehen wir ihn unerschrocken vor den versammelten Jüden auftretten, er sagt ihnen, daß jener Jesus, den sie ungerechter Weise an das Kreuz geschlagen, wieder erstanden wäre, und fordert sie auf, ihre Seelen aus diesem verderbten Geschlechte zu retten. Wir sehen ihn vor dem jüdischen Rathe mit dem nemlichen Muthe erscheinen, hören ihn Jesum predigen, und da man ihm dieses verbiethen wollte, sagen: Wir müssen mehr Gott, als die Menschen hören, und das reden, was wir gesehen, und

gehöret haben. Nachdem er aber in Jerusalem einige tausend Menschen in dem Glauben unterrichtet, und sein Eifer für denselben sich in so enge Gränzen nicht einschränken konnte, geht er nach Cäsarea, und bekehret da den Hauptmann Cornelius, nach Antiochia, und errichtet da seinen bischöflichen Sitz zum Unterrichte der Gläubigen, prediget den Jüden im Pontus, in Galatien, Kappadocien, Asien, und Bithynien. Noch mehr, er eilet sogar nach Rom, in die Hauptstadt der Welt, um die Erkenntniß Jesu Christi, wovon sein Herz voll war, von da aus am leichtesten in alle Welt auszubreiten. Er leget da den Mittelpunkt der Einigkeit des Glaubens, und der Liebe an.

Paulus — welch eine unendliche Geschichte fange ich zu erzählen an — Paulus, wie stark, wie standhaft war der nicht in seinem Glauben? Man nennet ihn noch heute vorzüglich den Apostel der Heiden, und er war es auch; ob er gleich nicht unterließ auch die Jüden zu bekehren, oder doch wenigst sie ihrer Hartnäckigkeit wegen zu beschämen. Wir wollen ihn nicht lange vor den Pharisäern, und Sadducäern zu Jerusalem, nicht vor den Landpflegern Festus, und Felix, und dem Könige Agrippa zu Cäsarea den Namen Jesu verkündigen hören. Er wählete sich einen erhabeneren Standort, wo er seinen Eifer glänzen lassen wollte. Er erscheint vor

dem

dem Kaiser selbst, und vertheidiget seine, und die Sache Christi zugleich. Er demüthiget den Stolz der Römer, beschämet die eitle Weisheit der Griechen, bestrafet die Ausschweifungen der Corinthier, die Unbeständigkeit der Galater. Er arbeitet mehr, als andre Apostel, erträgt die Qualen des Kerkers länger, als sie, ist öfters in Todesgefahr, als sie, wird dreymal mit Ruthen gestrichen, einmal gesteiniget, leidet dreymal Schiffbruch, ist Tag und Nacht in dem Abgrunde des Meeres, macht unzählige Reisen, erduldet unbeschreibliche Gefahren, leidet Hunger, Durst, Kälte, und Blöße, sorget für alle Kirchen. Aber ich würde an kein Ende kommen, wenn ich alles erzählen wollte, was Paulus gethan, und gelitten hat. Genug ist es, den Eifer dieser Apostel für den Glauben, und die Standhaftigkeit in demselben zu beweisen, daß beyde den Martertod für denselben ausgestanden, und ihn mit ihrem Blute versiegelt haben.

Geliebte Zuhörer! wir müssen einen Glauben an Christum haben, wie diese zween heiligen Apostel, wir müssen ihnen nachfolgen. Aber, werdet ihr vielleicht denken, wie kann ich das? Ich kann den Glauben nicht predigen, wie sie, dazu bin ich nicht bestellet? Nicht für den Glauben leiden, wie sie, dazu fehlet mir die Gelegenheit. Ihr irret euch. Sey es, daß ihr nicht eben euer Blut für den Glau-

ben vergießen müßet, welche Probe eures Glaubens vielleicht den meisten zu schwer fallen würde. Aber wie oft habet ihr Gelegenheit, um der Gerechtigkeit willen Verfolgung zu leiden, wie oft werdet ihr wegen guten, und frommen Handlungen dem Gespötte schlimmer Menschen ausgesetzet? Wie oft verbindet euch euer Glauben zu etwas, das euch sehr schwer ankömmt? Sehet, hier giebt es Gelegenheit, für den Glauben zu leiden. Uebertraget alles geduldig. Dieß ist das Märterthum, das Christus von euch verlanget. Wie oft könnet ihr den Glauben predigen, predigen mit Worten euren Kindern, euren Hausgenossen, und Untergebenen, indem ihr ihnen die Pflichten, zu welchen sie der Glauben verbindet, erkläret, und sie zu Erfüllung derselben anhaltet, predigen in der That selbst; indem ihr ihnen mit eurem guten Beyspiele vorausgehet, und das thuet, was ihr glaubet? Denn ihr müsset wissen, das der Glauben nicht blos todt seyn darf. Wir müssen einen lebendigen Glauben haben. Die zween heiligen Apostel hatten ihn auch.

Der zweyte Theil.

Wir müssen einen lebendigen Glauben an Christum haben, wie die zween heiligen Apostel.

Der Glauben ohne die Werke ist todt. Man muß äußerlich durch seine Handlungen zeigen, was

was man innerlich glaubet. So wenig ihr mit einem Dienstbothen zufrieden seyd, der alle Arbeit versteht, aber selbst nicht arbeiten will; eben so wenig begnüget sich Gott damit, wenn man nur alles glaubet, was er zu glauben befohlen hat. Wir sind seine Knechte, wissen seinen Willen, und werden, wie er es selbst androhet, mit vielen Streichen geschlagen werden, wenn wir diesem Willen nicht nachleben. Aber was will denn der Herr von uns? Welche Werke schreibt er uns vor, durch die wir zeigen sollen, daß unser Glauben lebendig sey? Du sollst Gott deinen Herrn lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, und aus allen deinen Kräften, und deinen Nächsten, wie dich selbst. Die Liebe Gottes, des Nächsten, und seiner selbst machen unsern Glauben lebendig. Wir müssen einen durch diese dreyfache Liebe belebten Glauben haben.

Ich führe euch das Beyspiel unsrer heiligen Apostel wieder zu Gemüth. Welch eine feurige Liebe zu Christo hatte nicht Petrus? Kaum höret er, daß die Leidenszeit seines Meisters sich nähere, so erbiethet er sich gleich mit ihm zu leiden: Herr! ich bin bereit mit dir in den Kerker, und in den Tod zu gehen. Kaum rücken die Jüden an, Jesum zu fangen, und Petrus zieht schon das Schwert, seinen lieben Meister aus ihren Klauen zu retten.

Er

Er getrauet sich sogar, Christo dreymal zu sagen, daß er ihn mehr, als alle andre Jünger liebe, und wird traurig, sobald es den Anschein hat, als wollte der Heiland an der Aufrichtigkeit seiner Liebe zweifeln. Welch eine unbeschreibliche Liebe zu Christo zeigte nicht der heilige Paulus? Er schreibt es ohne alles Bedenken: Wenn einer Jesum Christum nicht liebet, der sey verflucher. Er rühmet es von sich, daß ihn Jesus Christus immer tröste, damit er andre trösteu könne. Er erzählet, daß ihm der Heiland selbst öfters erschienen, und ihn sogar bis in den dritten Himmel verzücket habe. Würden wir auch nichts wissen, wie sehr sonst der heilige Paulus seine Liebe gegen Christum bewiesen, so würde uns schon dieses allein davon überzeugen, weil ihm Christus so außerordentliche Gnaden entgegen erwiese, die er sonst nur seinen innigsten Freunden zu erweisen pfleget. Allein wir haben nicht nothwendig, unsre Beweise so weit herzuholen, da wir einen, wie den andern Apostel ihr ganzes Leben in dem Dienste Gottes zubringen, in Verkündigung des Evangeliums unermüdet arbeiten, da wir sie sogar lieber ihr Leben hingeben, als ihren Heiland verlassen sehen. Nein, eine größere Liebe hat Niemand, als der sein Leben für seine Freunde giebt, dieß ist der Ausspruch Christi selbst.

Was thun wir, wertheste Zuhörer! wodurch wir unsre Liebe gegen den göttlichen Heiland an den

Tag

Tag legen? Wodurch zeigen wir uns als Nachfolger der heiligen Apostel? Frechheit, und Unverschämtheit haben wir zwar genug, es Christo in das Angesicht zu sagen, daß wir ihn lieben. Bey der heiligen Kommunion wenigst, wo nicht sonst auch, sagen wir ihm es: Ich liebe dich über alles. Sonst würde er es wahrhaftig nicht wissen. Ja wohl, daß wir daran gedächten, seine Ehre bey andern zu befördern, ja wohl, daß wir uns selbst der unendlichen Wohlthaten einmal ernstlich erinnerten, die er uns durch seine Menschwerdung erwiesen hat. Man höret von seinem Leiden, und Tode, von seiner Liebe gegen uns Sünder so reden, mit so einer Gleichgültig- und Unempfindlichkeit, als wenn man uns eine Sache erzählete, die uns gar nicht angieng. Man macht sich gar nichts daraus, seine Gebothe zu übertretten, so oft es unser Vortheil, und unsre Begierden verlangen, und doch kann man ihn ohne die Beobachtung seiner Gebothe nicht lieben; weil er selbst sagt: Wenn mich Jemand liebet, so haltet er meine Gebothe. Eine Liebe, ohne das Bestreben dem Geliebten zu gefallen, ist etwas Unmögliches.

Möchten wir doch den heiligen Aposteln in der Liebe des Nächsten besser nachahmen, um ihnen wenigst in einem Stücke gleich zu seyn! Aber wenn Petrus einen Lahmen an dem Eingange des Tem-

pels liebreich heilet, wenn Paulus einen ganz zerfallenen Jüngling wieder zum Leben bringet, wenn er den Vater des Publius von dem hitzigen Fieber, und unzählige andre von ihren Krankheiten befreyet, fällt es manchen Christen zu beschwerlich, wenn er seinem bedrängten Mitbruder den geringsten Liebesdienst erweisen soll. Wenn Petrus für die dürftigen Wittwen zu Jerusalem sorget, wenn Paulus für die Armen bey einer Hungersnoth selbst überall Allmosen sammelt, kann mancher Christ seinen Bruder ohne alles Mitleiden, ohne alles menschliches Gefühl die äußerste Noth leiden sehen, oder wirft ihm nur mit Verdruß ein Allmosen zu. Wenn Petrus an dem Heile seiner Mitbrüder der Jüden unermüdet arbeitet, wenn Paulus von einem Ende der Welt bis zum andern läuft, die Heiden zu bekehren, wenn er die Sorge für alle Kirchen über sich nimmt, wenn er keine Beschwerlichkeit ihnen zulieb achtet, wenn er endlich um alle Christo zu gewinnen verlanget, für seine Brüder ein Fluch zu werden, so sieht man entgegen Christen, welche für das Heil ihrer Brüder nicht die geringste Sorge tragen, Aeltern, welche ihre Kinder in der Unwissenheit der nothwendigen Glaubenswahrheiten aufwachsen lassen, Hausväter, und Mütter, welche ihren Dienstbothen alle Ausschweifungen erlauben, Christen, welche ihren Mitbruder vor der Gefahr der Sünde nicht warnen, oder der begangenen Sünde wegen nicht bestrafen, sogar Chri-

sten,

sten, welche andre noch selbst vorsätzlich zur Sünde verleiten, und noch ein Gewerbe daraus machen, daß sie sich fremder Sünden theilhaftig machen. Wenn Petrus seinem Bruder, der ihn beleidiget, sieben und siebenzigmal vergiebt, wenn Paulus für seine Feinde, und grimmigsten Verfolger noch bittet, so können wir bey der unbedeutendsten Beleidigung, über ein Wort einen solchen Haß gegen unsern Bruder schöpfen, daß wir uns ein Geschäft daraus machen, ihm bey aller Gelegenheit Tücke zu spielen, und den Haß oft noch gar bis in das Grab mitnehmen. Haben wir wohl das Herz es zu sagen, daß wir Nachfolger der Apostel sind, da wir so lieblos gegen unsre Mitbrüder verfahren? Würde ein Heid, welcher die Geschichte der Apostel, und das Evangelium gelesen, würde er wohl glauben, wenn er uns ansehe, daß wir Nachfolger dieser Apostel, und Bekenner dieses Evangeliums sind? Würde er nicht mitten unter den Christen noch Christen suchen?

Wir wollen aber wieder zu unsern heiligen Aposteln zurücke kehren, und ihre Liebe gegen sich selbst noch zu unserm Beyspiele betrachten. Die ordentliche Liebe gegen sich selbst besteht nach der Lehre Christi darinn, daß man seine Seele in dieser Welt hasse, das heißt, daß man sich selbst verleugne, sein Kreuz auf sich nehme, und Christo nachfolge, sich der Bequemlichkeiten dieses Lebens entschlage, sobald sie ein

Hinderniß auf dem Wege des Heiles werden. Und wie herrlich ist nicht das Beyspiel wieder, das uns in diesem Stücke die Apostel gegeben haben! Petrus verläßt seine Handthierung, welche, so beschwerlich sie auch war, ihm ein zwar nicht ruhiges, doch gewiß vergnügtes Leben in dem Schooße seiner Familie, unter seinen Bekannten, und Befreundten gewähret hätte, und geht in fremde Länder mitten unter seine Feinde. Er wußte zuvor hinlänglich, wie es ihm ergehen würde. Der Heiland hatte es ihnen mehr als einmal vorgesagt, daß er sie wie Schafe unter die Wölfe schicke, daß man sie aus den Städten verjagen, in den Synagogen geißeln, vor die Richterstühle schleppen, und um seines Namens willen hinrichten würde. Petrus hatte nichts Gutes für sich zu erwarten. Er übernimmt aber doch das Apostelamt mit Freuden, und verrichtet es mit Geduld. Er hasset seine Seele, um sich selbst zu lieben.

Eben dieses that auch Paulus. Er hätte, wie andre Apostel, gottselige Weiber mit sich herumführen können, welche Sorge für seinen Unterhalt getragen hätten. Allein bey den ohnehin so beschwerlichen Verrichtungen des Predigtamtes wollte er noch von seiner Handarbeit leben, und nährte davon sowohl sich, als diejenigen, die mit ihm waren. Er verlangte weder Silber, noch Gold, oder Kleidungs-

stücke, und erinnerte sich immer an die Worte Christi; daß es besser zu geben, als zu nehmen sey. Er tödtete seinen Leib ab, und bracht ihn in die Dienstbarkeit, damit er nicht selbst, da er andern predigte, unter die Zahl der Verworfenen käme. Er trug allzeit die Abtödtung Jesu Christi, wie er von sich sagt, an seinem Leibe herum, das heißt, er tödtete sich ab, dem leidenden Heiland ähnlich zu werden, um das an sich zu erfüllen, was dem Leiden Christi noch fehlte, damit es ihm zum Nutzen gereichte. Was soll ich hernach erst von den Gefahren sagen, denen er sich ausgesetzet, von den Verfolgungen, die er willig übernommen, von den Martern, die er geduldig ausgestanden? Ferne von allen Bequemlichkeiten dieses Lebens, aller Weichlichkeit, und Verzärtlung seines Leibes abhold bracht er sein Leben in Müheseligkeit zu, und beschloß es noch unter den schmerzlichsten Peinigungen. Auch er hassete sein Leben, um sich selbst zu lieben.

Hieraus, meine Geliebten! müssen wir lernen, wie auch wir uns selbst vernünftig lieben sollen. Ich gedenke nichts weniger, als euch aufzufodern, daß ihr euren Leib auf eine tyrannische Art hernehmen, oder ihm den nothwendigen Unterhalt entziehen sollet. Selbst bey einigen Heiligen würden diese übertriebenen Abtödtungen nicht zu entschuldigen seyn; wenn man nicht vermuthen müßte, daß sie der heilige Geist

dazu angetrieben, um durch solche auffallende, und gewaltsame Beyspiele die Menschen aus ihrem weichlichen Leben herauszureißen. Aber wenn man nichts Ueberflüßiges von euch begehret, so wird es doch billig seyn, euch zu sagen, daß ihr nicht blos für euren Leib allein leben, zu sagen, daß ihr euch in Speis, und Trank in dem Genuße erlaubter Erquickungen mäßigen sollet. Alle diese Dinge müssen bleiben, was sie sind, Mittel zum Zwecke, nicht der Zweck selbst werden, sie müssen euch nur zur Erholung dienen, damit ihr desto freudiger wieder an dem Heile eurer Seelen arbeiten könnet. Es wird nicht zuviel seyn, wenn man von euch verlanget, daß ihr wegen Gott euch nicht scheuen sollet, etwas zu leiden, daß ihr die Gelegenheit dazu mit Freuden ergreifen, daß ihr nicht aus einer unanständigen Zärtlichkeit alle Widerwärtigkeiten fliehen sollet, die euch Gott zusendet. Es ist gewiß höchst unbillig, wenn wir unter einem mit Dörnern gekrönten Haupte nur weichliche Glieder seyn wollen. Die Liebe eines Christen gegen sich selbst muß eine vernünftige Liebe seyn, vernünftig, indem er zwar für sein Leben pflichtmäßig sorget; aber nicht so sorget, als wenn er kein besseres mehr zu erwarten hätte. Vernünftig; indem er in dem Gebrauche zeitlicher Dinge immer seine Absicht auf das Ewige richtet. Vernünftig; indem er sich erinnert, daß nur ein rauher, und mit Dörnern bedeckter Weg allein zum Himmel führet. Von

diesen Betrachtungen erfüllet, wird er erst ein wahrer Nachfolger der Apostel seyn, und durch die Liebe Gottes, des Nächsten, und seiner selbst seinen Glauben an Christum lebendig machen.

Beschluß.

Seyd ihr nun, christliche Zuhörer! in dieser Verfassung, so saget heute Jesu mit dem heiligen Petrus: Du bist Christus der Sohn des lebendigen Gottes. Saget es ihm, daß ihr an ihn glaubet, wie die heiligen Apostel, deren Glauben ich euch in seinem Anfange, und in seiner Fortdauer vorgestellet habe. Saget es ihm, daß euer Glauben, wie der ihrige, lebendig, und durch die Liebe Gottes, des Nächsten, und eurer selbst beseelet sey. Dieß wird das angenehmste seyn, was ihr zur Ehre eurer Schutzheiligen thun könnet. Aber saget es ihnen mit einem aufrichtigen Herzen. Was soll es sonst helfen, wenn ihr an den Festtagen der Heiligen euch zahlreich in den Kirchen einfindet, dem Gottesdienste, und dem Worte Gottes, aber ohne alle Rührung, ohne alle Theilnehmung des Herzens beywohnet. Gehet nicht heuer wieder, wie ihr es sonst vielleicht schon gewohnt waret, ohne allen Nutzen, ohne allen guten Vorsatz von dem Worte Gottes weg. Zeiget vielmehr gleich diesen Augenblick, daß euer Glauben lebendig sey, zeiget eure Liebe gegen

Gott durch ein eifriges, und brünstiges Gebeth, eure Liebe gegen den Nächsten, indem ihr für eure Mitbrüder, für alle Menschen bittet, absonderlich für die Einwohner dieses löblichen Stiftes bittet, die schon seit mehr als tausend Jahren an dem Seelenheile der Bewohner dieser Gegend unermüdet fortarbeiten. Zeiget eure Liebe gegen euch selbst, bittet die großen Schutzheiligen, die zween Apostel Petrus, und Paulus, daß sie euch zuerst jene Gnaden von Gott erhalten, die euch vorzüglich nothwendig sind; und dann auch soviel zeitlichen Segen, als euch ersprießlich seyn wird. Und darf ich, ihr zwo Grundfesten des Glaubens, darf ich, ihr heiligen Apostel, auch meine Bitte noch mit meinen Zuhörern vereinigen, bittet Gott für mich, für alle Gegenwärtige, er wolle doch nach seiner unendlichen Güte geben, daß ich nicht ohne Nutzen geprediget habe. Amen.

Predigt
auf
das Fest der Heimsuchung Mariä.

Text. Luk. 1.

Exsurgens Maria in diebus illis abiit in montana cum festinatione in civitatem Juda.

In jenen Tagen stund Maria auf, und gieng eilfertig ins Gebürg in eine Stadt Juda.

Eingang.

Wenn uns die Kirche sagt, es sey löblich, und nützlich, die Heiligen Gottes zu verehren, so lehret sie eines Theiles, daß wir diese Freunde Gottes wegen ihren Tugenden, und ihrer Rechtschaffenheit, wegen ihrer Treue, welche sie in Erfüllung ihrer Berufsgeschäfte nach der Vorschrift des Evangeliums bewiesen haben, hochschätzen sollen, wie wir sonst jeden rechtschaffnen, und tugend-

haften Menschen hochschätzen, sie lehret uns, daß diese Heiligen eben darum bey Gott ganz besonders in Gnaden stehen, und darum wieder unsre ganze Hochschätzung verdienen. Andern Theiles will sie aber ganz besonders, daß wir die Tugenden der Heiligen nachahmen sollen, weil eben dieses die nützlichste Art der Verehrung ist.

Ihr seyd Christen, habet die löblich, und nützliche Absicht, die Mutter unsers Erlösers heute an diesem zu ihrer Ehre gewiedmeten Festtage ihrer Heimsuchung zu verehren. Ich werde also meine Pflicht, und eure Erwartung erfüllen, wenn ich euch die Tugenden Mariä, oder, weil dieß doch nicht wegen Menge derselben auf einmal geschehen kann, eine einzige derselben zur Nachahmung vorstelle, welche uns in dem Evangelium des heutigen Festes erzählet wird.

In jenen Tagen stund Maria auf, gieng eilfertig ins Gebürg in eine Stadt Juda. Maria hatte eben durch den Engel Gabriel die Nachricht gehöret, daß ihre alte Base Elisabeth schon im sechsten Monate schwanger wäre, und sie konnte leicht vermuthen, daß Gott mit dem Kinde, das aus ihrer Base gebohren werden sollte, etwas besonders vorhaben müsse; weil es gegen den ordentlichen Lauf der Natur aus schon betagten Eltern erzeuget, und dessen Geburt schon durch einen Engel angekündet

wur

wurde. Sie machte sich also auf, und wollte ihrer Base einen Besuch abstatten. Aber ein bloßer Besuch, ein Kompliment, wie wir es nennen, konnte doch ihre einzige Absicht nicht seyn. Warum sollte sie sonst so eilfertig die gewiß sehr beschwerliche Reise über das Gebürg vornehmen? Es war noch drey Monate Zeit, der Elisabeth Glück zu wünschen, daß sie der Herr gesegnet hätte, wenn es blos auf das allein angesehen war. Nein, Maria reisete noch aus einer andern Ursache dahin. Elisabeth, dachte sie, ist schon wohl bey Jahren, ist noch dazu in gesegneten Umständen. Das Arbeiten wird ihr schwer fallen. Sie wird Jemanden nöthig haben, der ihr an die Hand geht. Ich will also zu ihr eilen, und sie unterstützen, und drey Monate bey ihr bleiben, bis sie meine Hülfe wird entbehren können.

Und da bitte ich euch besonders auf den Umstand Achtung zu geben, wann, zu welcher Zeit Maria dieses gethan habe. Es war, nachdem ihr der Engel schon verkündet hätte, daß sie zur Mutter des Allerhöchsten erwählet wäre, es war, da sie selbst schon den Heiland der Welt unter ihrem jungfräulichen Herzen trug. Damals hat sich Maria noch entschlossen, ihrer Base zu dienen, mit ihr, und für sie zu arbeiten.

Sehet ihrs nun beyläufig, was meine Absicht ist, indem ich euch auf diesen Umstand aufmerksam

mache? Ich möchte gerne, daß ihr von Maria die Arbeit, und das arbeitsame Leben recht hochschätzen lernen solltet. Noch mehr, ich möchte, daß ihr es als Christen, das ist, aus einem Beweggrunde, den uns unser heiliger Glauben an die Hand giebt, hochschätzen solltet, wie Maria. Und in dieser Absicht sage ich: Ein Christ muß die Arbeit ganz besonders hochschätzen, und gerne arbeiten, erstens, weil die Arbeit ein wahrer Gottesdienst, und zweytens Gott oft angenehmer, als der eigentliche Gottesdienst ist. Ich werde euch dieses alles aus dem Beyspiele der heiligsten Jungfrau erläutern, und fange an ꝛc.

Der erste Theil.

Die Arbeit ist ein Gottesdienst.

Es ist ein schädlicher Irrthum unter den Christen, der sich vom Anfange des Christenthumes bis auf unsre Zeiten unter tausenderley Gestalten gezeiget, und ungeachtet ihn der heilige Paulus schon bestritten, und die Kirche allzeit verabscheuet hat, doch sehr oft wieder gekommen ist, daß man, wenn man recht fromm seyn, und Gott recht eifrig dienen will, alle irdischen Geschäfte aufgeben, allen Umgang mit den Menschen fliehen, und gleichsam aus dieser Welt austretten müsse, um in einer Einöde nur immer bethen, wachen, sich kasteyen zu können. Ich

nen-

nenne das einen schädlichen Irrthum, weil weder Christus, noch die Apostel jemals so etwas, sondern vielmehr das Gegentheil gelehret, und weil die ganze menschliche Gesellschaft aufhören, und folglich alle die Absichten Gottes vereitelt werden müßten, die er in der menschlichen Gesellschaft erhalten will, wenn man sich allgemein darnach richten wollte. Einige wenige auserwählte Seelen, die Gott besonders rufet, mögen zu einem blos beschaulichen Leben berufen seyn. Aber alle andre müssen arbeiten, sey es auch, daß einige bethen, und Gott zu loben zum Hauptgeschäfte machen. Arbeit muß dabey seyn. Und das gilt besonders von Leuten, die ihr Beruf an die Welt bindet. Der heilige Paulus schreibt seinen Korinthern: Ein jeder bleibe in seinem Berufe, in dem er berufen ist. Ich verlange nicht, will er sagen, daß der, welcher ein Christ ist, oder werden will, sein Handwerk, sein Gewerb, seinen Beruf aufgäbe. Er bleibe darinn; man kann dessentwegen doch Gott dienen, und so dienen, wie ers von einem Christen verlanget. Die Arbeit ist selbst schon ein christlicher Gottesdienst; denn wer arbeitet, thut, was Gott will, und hat Gelegenheit, sehr viele christliche Tugenden dabey auszuüben.

Die Arbeit selbst ist schon ein christlicher Gottesdienst. Vielleicht, meine Lieben! habet ihr euch das bisher nicht so schön vorgestellet. Ihr hieltet

nur

nur bethen, in die Kirche gehen, das Wort Gottes anhören, die heiligen Sakramente empfangen, einer Messe beywohnen, und das, was wir mit dem Namen Gottesdienst nennen, für einen Gottesdienst. Daran hat vielleicht der Bauer, wenn er ackert, säet, einschneidet, und drischt, noch nicht gedacht, daß auch das ein Gottesdienst wäre. Der Handwerker in seiner Werkstatt hat sich vielleicht kaum erinnert, wenn ich itzt da schmiede, hoble, nähe, wirke, so verrichte ich einen Gottesdienst. Der Soldat, wenn er Wache steht, oder exerciret, hats vielleicht nicht geglaubt, daß er Gott damit diene. Vielleicht ists dem Knecht, dem Diener, oder der Hausmagd bey ihrer Arbeit nicht eingefallen, daß sie Gott dienen, wenn sie ihrer Herrschaft dienen. Und doch ist dieß der einzige Gedanken, der uns die Arbeit angenehm machen, und die Beschwerlichkeiten derselben versüßen kann. Wenn ich das thue, was mein Beruf von mir verlanget, so thue ich, was Gott will, ich erfülle seinen Willen; und den Willen Gottes erfüllen, heißt ja, Gott dienen. Dieß lehret die Schrift, beweiset das Beyspiel Mariä.

Ihr Knechte, sagt der heilige Paulus zu den Kolosſ. 3, 22—25. gehorchet in allem euren Herren, nicht dem Scheine nach, damit ihr den Menschen gefallet, sondern in der Einfalt des Herzens; was ihr euren Herren thuet, das thuet ihr Gott, und

wisset,

wisset, daß euch dafür die Erbschaft des Himmels zu Theil werden wird. Eben dieses schreibt er auch zu den Ephesern, daß, wer seinem Herrn gehorchet, Christo gehorchet, und dem Willen Gottes nachkomme. Der heilige Apostel Jakobus sagt ferner: Ein reiner, und unbefleckter Gottesdienst vor Gott, und dem Vater ist, die Weisen, und Wittwen in ihrer Bedrängniß besuchen. Und wie viele Stellen der göttlichen Schrift könnte ich da anführen, wenn ich alle vorbringen wollte, worinn unsre gewöhnlichen Berufsarbeiten als Gott gefällig, und angenehm vorgestellet werden?

Maria, werden vielleicht manche glauben, nachdem sie zur höchsten Würde der Mutter Gottes erkiesen worden, hätte sich nur durch Gebeth, und Entfernung von aller menschlichen Gesellschaft vorbereiten sollen, damit sie sich der großen Gnade, die ihr der Herr erwiesen, immer würdiger zeigte. Allein sie wußte wohl, daß Arbeiten, und Werke der christlichen Liebe verrichten, als da ist, andern bey der Arbeit an die Hand gehen, und sie überheben selbst schon ein Gottesdienst war, und gieng darum über das Gebürg zu Elisabeth.

Saget mirs nun, meine Lieben! werden euch ins Künftige nicht alle eure Geschäfte ehrwürdig vorkommen? Wird es euch schwer fallen, im

Schwei-

Schweiße eures Angesichtes euer Brod verdienen zu müssen? Werdet ihr euch nicht selbst ermuntern, und zu euch sagen: Ey was soll mich diese Arbeit erschrecken? Warum soll ich sie nicht übernehmen? Ich diene ja Gott damit. Andre, die mehr Zeit haben, als ich, sind in der Kirche, und bethen. Ich thue itzt, was Gott haben will, ich erfülle die Pflichten meines Berufes, ich gefalle darum meinem Gott nicht weniger. Arbeiten ist auch gebethet, ist auch ein Gottesdienst.

Ja gewiß ist es auch ein Gottesdienst, auch darum, weil man dabey Gelegenheit hat, so viele schöne Tugenden, und Christenpflichten auszuüben. Ich will da nicht davon reden, daß man alle seine Arbeit mit Gebeth in der Furcht Gottes anfangen, alles vor Gottes Augen thun, alles mit Gott vollenden, ihm alles zuschreiben, und verdanken müsse. Alles, was ihr thut, ist ohnehin die Lehre der Schrift, alles, was ihr thut, thut im Namen des Herrn. Nein, ich sage insbesondere, der Christ habe bey der Arbeit gar oft Gelegenheit, allerhand schöne Tugenden auszuüben. Die Arbeit geht uns oft nicht so vonstatten, wie wir es wünschen, andre hindern uns daran, man arbeitet oft umsonst. Und da ist nun eine recht herrliche Gelegenheit, die christliche Geduld zu üben, und zu sagen: Im Namen des Herrn, es wird schon noch gehen, oder wills

dann

dann Gott nicht haben, daß ich das, und das zu wegen bringe? Bey allen Arbeiten weis man, daß ihr guter Erfolg blos von dem Beystande Gottes abhänge, z. B. bey der Feldarbeit. Was hilft ackern, und säen, wenn der Herr seinen Segen nicht giebt? Was hilfts, sein Handwerk gut verstehen, wenn Gott kein Brod schicket? Wäre da nicht wieder zur Ausübung vieler Tugenden Gelegenheit? Solltet ihr nicht sagen: Mein Gott! was nützt meine Arbeit, wenn du nicht deinen Segen dazu giebst? Ich hoffe es aber von dir, wenn ich das Meinige thue, so läßt du es auch an dem Deinigen nicht fehlen. Wie oft kann ich also bey der Arbeit an Gott denken, ein Vertrauen auf ihn schöpfen, ihn mit einem Seufzer um Beystand bitten. Ihr sehet, daß andre oft gute Tage haben, indem ihr arbeitet. Da solltet ihr euch sagen: Gott will es so, er hat mich in diesen Stand gesetzet, seine weise Fürsehung macht alles recht. Und das wäre ja wieder eine Tugend, mit Gott, und seinem Berufe zufrieden seyn. Oft kann euch bey der Arbeit eine Niedergeschlagenheit, eine Traurigkeit anwandeln, daß ihr euch so vieles abschleppen, und bemühen müsset. Und da wäre es Zeit, euch zu demüthigen, und zu erkennen, daß euch Gott wegen euren Sünden das Joch der Arbeit aufgeleget, und daß ein Wurm das Recht nicht hat, seinen Schöpfer zu fragen, warum thust du das? Also

Geduld, Vertrauen auf Gott, Zufriedenheit mit ihm, Demuth, anderer Tugenden zu geschweigen, kann man bey der Arbeit ausüben, Soll sie nicht ein wahrer Gottesdienst seyn?

Sehet nun, wie viel ihr euch selbst schadet, wenn ihr zwar arbeitet, aber auf dieß alles nicht denket. Wenn ihr nur über Gott murret, daß er euch in einen so müheseligen Stand gesetzet, und immer mit ihm unzufrieden seyd, daß er nicht einen großen Herrn, oder eine reiche Frau aus euch gemacht habe. Da ists nun freylich kein Wunder, wenn euch alle eure Arbeit sauer, und widrig ist, und wenn ihr, nachdem ihr euch soviel bemühet, doch keinen Lohn von ihm zu hoffen habet. Ihr habet ja die Absicht nicht, ihm zu dienen; wie soll er euch belohnen? Noch mehr aber schaden sich diejenigen, welche, sobald ihnen die Arbeit nicht gleich von statten geht, anfangen zu fluchen, Pferd, Vieh, Wagen, alles in den Erdboden hineinwünschen, sagen, der Donner soll alles erschlagen, der Teufel soll alles holen, oder welche sich gar so verblenden lassen, daß sie glauben, man müsse fluchen, sonst gehe es nicht. Ich frage euch: Seyd ihr Christen? Wisset ihr nicht, daß wir allen Fortgang unsrer Arbeit von Gott erhalten müssen? Was rufet ihr dann den Teufel an? Warum dienet ihr ihm? Kann euch der etwas helfen? Es ist doch gar zu abscheulich,

wenn

wenn Christen, die selbst wissen, daß sie auf der Welt etwas leiden, und durch Widerwärtigkeiten in den Himmel eingehen müssen, sogleich alles verwünschen, und verfluchen, wenn es nicht nach ihrem Kopfe geht. Und wie dumm ist es zu fluchen? Wird die Sache darum besser gehen? Wenn ihr aufhöret zu fluchen, habet ihr Gott ohne den geringsten scheinbaren Nutzen davon zu haben beleidiget, müßt ihr doch wieder an die alte Arbeit hin, und arbeitet sodann als Teufelsmärterer, ohne daß eure Arbeit ein Gottesdienst wäre, wie sie es doch seyn könnte. Seyd also klüger. Ihr sehet, Arbeit ist ein Gottesdienst, und ich setze hinzu, oft noch bey Gott angenehmer, als der eigentliche Gottesdienst.

Der zweyte Theil.

Die Arbeit ist oft bey Gott angenehmer, als der eigentliche Gottesdienst.

Wenn ich die Arbeit, und ein arbeitsames Leben so sehr preise, so müsset ihr nicht glauben, daß ich darum den eigentlichen Gottesdienst herabsetzen wolle, und behaupte, man müsse nur arbeiten, und gar keine besondere Zeit dem Gottesdienste, und Gebethe wiedmen. Das wäre ein recht unchristlicher Irrthum. Wir haben ja unsre gesetzten Stunden zum Gebethe, zu den gottesdienstlichen Versammlun-

gen, die kein Christ aus Nachläßigkeit versäumen darf. An Sonn- und gebothenen Feyertage will die Kirche, daß wir von der Arbeit ablassen, und den Gottesdienst besuchen. An den Werktagen ermahnet sie uns wenigst, daß wir morgens, und abends, und bey dem Speisen uns durch ein Gebeth zu Gott wenden. Auch dieses ist mehr, als billig. Ich will auch denen das Wort nicht reden, die an Werktagen nur aus lauter Bequemlichkeit, und Trägheit, ob sie gleich nichts Wichtiges zu thun haben, niemal in der Kirche, oder bey einer heiligen Messe erscheinen, auch denen nicht, die aus übermäßiger Sorge fürs Zeitliche sich nicht die Zeit nehmen, in die Kirche zu gehen, und glauben, sie versäumten, ich weis nicht was, wenn sie ein wenig in der Kirche betheten. Ich sage hier nur: Arbeit ist Gott oft angenehmer, als der eigentliche Gottesdienst; weil dieser oft nur im bloßen Aeußerlichen besteht, und weil man nicht zum Bethen allein, sondern auch zur Arbeit erschaffen ist.

Es ist so ein gewöhnlicher Fehler, daß man bey dem Gottesdienste nur auf das Aeußerliche Achtung giebt, und das Herz gar selten Antheil daran nehmen läßt. Ich rede da nicht von frommen, und eifrigen Christen, die wissen, wie sie bethen müssen, und bethen auch so. Aber wie viele andre bethen nur mit dem Munde? Wenn sie ihre Gebether aus

ei-

einem Buche herausgelesen, wenn sie ihren Rosenkranz abgebethet haben, so meynen sie, Gott werde schon mit ihnen zufrieden seyn. Sie würden sich ein Gewissen machen, nur irgend einen Gottesdienst, eine Andacht, einen Ablaß, eine Procession zu versäumen. Aber wenn sie dabey sind, weis ihr Herz nichts davon, sie bethen ohne Empfindung, und unter tausend Zerstreuungen. Sie hören hundert Predigten, und bleiben immer die alten. Sie ärgern sich noch, daß andre ihrer Arbeit nachgehen, und nicht auch so fleißig, wie sie, bethen. Diesen allen, und diesen allein sage ich, daß Gott die Arbeit angenehmer, als ihr Gottesdienst sey; denn Arbeit mit guter Meynung verrichtet, ist auch ein Gottesdienst, und nur mit dem Munde, nicht mit dem Herzen bethen ist kein Gottesdienst. Wer so bethet, nützt sich, und andern nichts. Wer aber arbeitet, schaffet sich, und andern Nutzen.

Hernach behaupte ich ferner, daß auch darum Gott die Arbeit oft angenehmer, als das Gebeth ist, weil wir nicht zum Bethen allein, sondern auch zur Arbeit erschaffen sind. Und dieß aus einer zweyfachen Ursache, damit wir uns, und andern damit nützlich werden sollen. Wir nützen uns selbst; indem wir durch die Arbeit von vielen bösen Gedanken befreyet werden, die der Müßiggang erzeuget. Wir verdienen uns dadurch eine große Belohnung. Nach

dem Gleichniß des Evangeliums gab der Herr nur demjenigen Knechte eine Belohnung, der mit dem ihm anvertrauten Pfunde gewuchert hatte, nicht dem, der es in ein Schweißtuch einwickelte, und vergrub. Und er (Christus) hats ja versprochen, daß er jedem nach seinen Werken geben wolle. Nebst diesem bekömmt unser Leib durch die Arbeit selbst eine größere Stärke, und Festigkeit; Essen, und Trinken, und Schlafen werden auf die Arbeit noch so angenehm. Bey der Arbeit darf man sich des Segen Gottes getrösten; wenn anders der Ausspruch der Schrift wahr ist, wie er es dann gewiß seyn muß: Eine faule Hand macht arm. Aber der Fleißigen Hand macht reich. Wir nützen durch die Arbeit auch andern. Denn ein arbeitsamer Mensch ist immer auch ein nützlicher Bürger, ein gutes Mitglied des Staates. Der, welcher die geringste Arbeit verrichtet, arbeitet einem andern in die Hand, und alle zusammen befördern das allgemeine Beßte, jeder wird ein Wohlthäter des andern, und macht andere glücklich. Das gilt um soviel mehr von Vätern, und Müttern, von Beamten, von allen, die in einem öffentlichen Dienste stehen. Wie oft, wenn wir nur arbeiten wollen, werden wir in den Stand gesetzet, von dem, was wir durch Arbeit erworben haben, andern Nothleidenden unter die Arme zu greifen, und ihre Noth zu erleichtern. Da nun dieses alles wahre Pflichten sind, unsern, und den Zustand

an-

anderer zu verbessern, könnet ihr noch zweifeln, ob wir nicht auch zur Arbeit, sondern nur zum Gebethe allein erschaffen sind?

Und da bitte ich euch, daß ihr wieder einen Blick auf die göttliche Mutter werfet. Sie vergaß es nicht, ehe sie noch an die Arbeit gieng, ihr Gebeth zu Gott abzuschicken, und das heutige Evangelium meldet uns das Lobgesang, welches sie angestimmet: Meine Seele macht groß den Herrn, und mein Geist hat sich in Gott meinem Heilande erfreuet. Aber dabey ließ sie es nicht bewenden, sie arbeitete mit ihrer Base Elisabeth. Dann, als sie wieder nach Hause kam, und den Heiland zur Welt gebohren hatte, war ihr übriges Leben auch nur eine immerfort währende Arbeit; wie es sich bey dem armen Stande, in dem sie ihr Leben zubringen mußte, nicht anders vermnthen läßt.

Es ist also ganz gewiß eine Verblendung, die in einer unrechten Auslegung unsrer christlichen Lehren ihren Grund hat, wenn viele ihre Geschäfte, und Berufsarbeiten versäumen, und dafür ihre Zeit in der Kirche zubringen. Sie laufen allen Andachten nach, und ob sie gleich gesunde, und starke Glieder zur Arbeit hätten, legen sie sich blos aufs Gebeth, das keine Mühe erfordert. Es mag zu Hause unter Ehehalten, und Kindern zugehen, wie es will,

sie bethen, und sorgen nicht darum. Sie meynen, Gott den größten Dienst zu erweisen, wenn sie nur immer aufs Geistliche denken; dabey aber das Zeitliche vernachläßigen. Ich sage, das ist ein Irrthum; weil Niemand zum Bethen allein, sondern jeder zur Arbeit erschaffen ist.

Beschluß.

Also, meine lieben Zuhörer! aus Gehorsam, und Liebe gegen Gott, und um sein Wohlgefallen zu erlangen, und ihm zu dienen, wollen wir arbeiten, so lange uns Gott Kräfte giebt, jeder in seinem Berufe, wollen wir arbeiten. Wir wollen uns immer erinnern: Arbeit ist Gottesdienst. Fällt uns die Arbeit beschwerlich, und werden wir damit überhäufet, dann wollen wir denken: Es ist der Willen Gottes so. Sehe ich doch das Beyspiel meiner göttlichen Mutter vor mir, welche bey allen ihren Vorzügen doch keinen Anstand nahm, ihrer Base Elisabeth als eine demüthige Magd zu dienen. Und wenn auch dieß alles nicht wäre, sehe ich doch, daß eine ewige Belohnung auf mich warte: Der Herr wird mir nach meinen Werken geben. Ist mein Leben hier müheselig auf Erden, so wartet doch meiner ein besseres Leben in dem Himmel. Amen.

Erste Predigt

auf

das Fest der heiligen Maria Magdalena.

Text. Luk. 7, 36.

Rogabat autem illum quidam de Pharisæis, ut manducaret cum illo.

Es bath ihn aber einer von den Pharisäern, daß er mit ihm speisen möchte.

Eingang.

Die Pharisäer waren nach der Beschreibung, die uns Christus selbst von ihnen giebt, eine schlimme Gattung von Jüden. Sie waren heuchlerische, lieblose, ungerechte Leute, die aber ihre Laster gar fein unter dem Deckmantel des Eifers für das Gesetz Moysis, und der Frömmigkeit zu verbergen, und ihnen den Schein der Tugend zu geben wußten. Um soviel mehr muß man sich verwundern, daß der Heiland mit einem Pharisäer speisen

möchte. Er gieng zwar sonst mit den Sündern gerne um, weil er nur gekommen war zu suchen, und selig zu machen, was verlohren war. Aber es mußten doch noch solche Sünder seyn, die sich bekehren, und eine Hoffnung zur Besserung sehen ließen. Mit andern verdarb er die Zeit nicht, die schon verstockt waren. Und von dieser letzten Gattung waren wirklich die Pharisäer. Sie erkannten ihre Fehler nicht, sondern hielten sich schon für heilig. Sie ließen keinen Arzt zu, weil sie glaubten, sie wären nicht krank.

Da aber Jesus nichtsdestoweniger mit einem Pharisäer umgeht, und so vertraut mit ihm umgeht, daß er sogar mit ihm speiset, so muß eine ganz andere Ursache zum Grunde liegen. Und wir finden sie leicht in dem heutigen Evangelium. Wie allzeit sonst, so handelt der Heiland auch hier. Weil sich die Pharisäer nicht heilen lassen wollten, suchte er sie wenigst wegen ihren Sünden zu beschämen, damit das Volk sich von ihrer Scheinheiligkeit nicht blenden, und zu gleichen Fehlern verleiten ließ. Heute wollte er den Pharisäern zeigen, wie ungerecht, und lieblos sie gegen ihre Nebenmenschen verführen, indem sie über selbige freventlich urtheilten. Ein Weib, das eben nicht in dem besten Rufe stund, kam währender Mahlzeit, wusch Jesu die Füße, salbte sie, und vergoß häufige Thränen. Nichts wäre

der Liebe gemäßer gewesen, als wenn der Pharisäer Simon bey sich so gedacht hätte: Dieses Weib war eine Sünderinn. Aber, weil sie itzt auf einmal hier in einer so demüthigen Stellung erscheint, so wird sie sich bekehret haben. Allein so menschenfreundlich, und liebreich konnte kein Pharisäer denken. Das Weib ist eine Sünderinn, sagte er bey sich, noch eine Sünderinn, wie sie es allzeit war. Und doch war sie damals schon eine reumüthige Büßerinn, und das Urtheil des Pharisäers über sie war äußerst ungerecht.

Jesus beschämet ihn aber auch darüber, und zeiget ihm seine Ungerechtigkeit. Er hatte keine Ursache, dieses Weib noch für eine Sünderinn zu halten, als weil sie nicht that, was er gethan hat, und weil sie that, was er nicht gethan hat. Sie hat die Füße Jesu mit ihren Thränen abgewaschen. Er hat es nicht gethan. Das war also in seinen Augen ein Fehler. Er hat Jesum nicht geküßet. Sie hat es gethan. Wieder ein Fehler! Sie hat Jesum gesalbet, er nicht. Auch ein Fehler! Entgegen er hatte Jesum zu Gast geladen, und sie nicht, wäre es auch seiner Meynung nach als eine Sünderinn nicht würdig gewesen, ihn zu bewirthen. Darum war sie vor ihm verächtlich. Jesus zeiget ihm aber, wie wir gleich hören werden, daß sein Urtheil voreilig, und freventlich war.

Ich bitte euch, meine Lieben! auf das Verhalten des Pharisäers recht wohl Achtung zu geben; denn es ist gerade euer Verhalten, das ihr so oft gegen euren Nebenmenschen zeiget. Ihr urtheilet so freventlich, wie dieser. Eure Regel, euren Nebenmenschen zu beurtheilen nehmet ihr nur von euch selbst. Ihr lobet an ihm nur, was ihr thuet, und tadelt, was ihr nicht thuet, ein sehr falsches, und ungerechtes Urtheil, wie ich in den zween Theilen meiner Predigt erweisen werde. O! wenn sie euch doch ins Künftige in euren Urtheilen über den Nebenmenschen ein wenig behutsamer machen könnte! Vielleicht, daß mir die Gnade Gottes eure Herzen öffnet, und ihr mich nicht umsonst anhöret. Gieb es, ja, barmherziger Gott. Ich fange an ꝛc.

Der erste Theil.

Wir loben nur, was wir thun.

Wir haben nur ein einziges vollkommenes Beyspiel aller Tugenden an unserm Heilande Jesus Christus. Thun wir, was er gethan hat, so handeln wir gewiß allzeit vollkommen, und recht. Auch seine göttliche Mutter würde von aller Sünde bewahret, und, sie nachahmen, heißt der Tugend selbst folgen. Außer ihnen ist kein Heiliger im Himmel, der nicht in seinem Leben einige Fehler, und

manch-

manchmal sehr große Fehler begieng. In ihren Lebensbeschreibungen sind ihre Fehler, wie ihre Tugenden aufgezeichnet, und es ist dem Gesetze Christi zuwider, wenn man ihren Wandel in allen Stücken uns als ein Muster zu unsern Handlungen vorlegen will. Kurz, sie hatten alle ihre schwache Seiten.

Ist nun nicht desto verwegener, desto thörichter, desto pharisäischer, wenn wir uns selbst unserm Nebenmenschen zum Muster aufdringen, und ihn nur loben, wenn er thut, was wir thun, als wenn wir ganz ohne Fehler wären, und allen zur Richtschnur ihres Wandels dienen könnten. Und doch ist kein Fehler so gewöhnlich, als dieser. Wir loben nur, das an unsern Nächsten, was wir thun; als wenn es schon ausgemacht wäre, daß wir die besten aus allen sind. So stolz die Pharisäer immer auf ihre eigenen guten Werke waren, so stolz sind wir auf die unsrigen.

Die Pharisäer waren Liebhaber von einem langen Gebethe, und meynten damit Gott einen Dienst zu erweisen, und zwar einen so großen Dienst, daß er darüber ihre Ungerechtigkeit nicht sehen soll, ungeachtet sie die Häuser der Wittwen verzehreten. Und machet ihr es dann meistentheils anders? Das Gebeth, das an sich so gute Gebeth, misbrauchet ihr oft schändlich. Ihr bildet euch ein, daß ihr heilig

seyd,

seyd, und Gott gefallet, wenn ihr nur täglich eure gewissen Gebether fleißig hersaget, wenn ihr zur gewissen Zeit beichtet, und kommuniciret, und haltet auch andere für fromm, die dieses thun. O wie schön wären diese Handlungen! wie löblich! Allein das Gebeth macht es noch nicht aus, daß ihr heilig seyd. Warum hütet ihr euch nicht auch vor den Ungerechtigkeiten? Warum seyd ihr so feindselig, so lieblos gegen euren Nächsten?

Die Pharisäer gaben fleißig den Zehnten von allen Kleinigkeiten, die sie hatten, ungeachtet es ihnen Gott nicht vorgeschrieben. Sie machten sich aber kein Gewissen daraus, viel wichtigere Gebothe Gottes, der Barmherzigkeit, der Treue, und der Gerechtigkeit zu übertretten. Das erstere, sagt der Heiland, wäre schon recht gewesen. Aber man sollte auch das zweyte gethan haben. Sehet euch hier nur wieder in den Pharisäern. Ihr lasset manchmal eine heilige Messe lesen, ihr vermachet bey eurem Tode etwas in die Kirche, ihr stiftet einen Jahrtag, und gebet Gott so freywillig den Zehnten von Dingen, da ihrs nicht schuldig wäret. Und dann meynet ihr, der Himmel wäre euch schon gewiß. Ja, er wäre es. Aber ihr müßtet nur auch aufhören, eure Lieblingssünde zu begehen, müßtet das Geld, das ihr Gott schenket, nicht zuvor durch Wucher, und Ungerechtigkeiten andern abgedrücket haben.

Die

Die Pharisäer fasteten die Woche zweymal, sie gaben häufige Allmosen, damit sie von den Leuten gesehen würden; kurz, sie hatten durchaus äußerlich den Schein, daß sie fromm, und eifrig wären. Aber bey alledem waren sie nach dem Ausdrucke Christi nichts anders, als überweisete Gräber, welche von außen ein schönes Aussehen hatten, innerlich aber voll Todtengebeiner, und aller Unreinigkeiten waren. So verlasset ihr euch auch oft blos auf eure äußerlichen guten Werke, welche zuweilen gar nicht aus der Liebe Gottes, und des Nächsten, sondern nur aus einer euch natürlichen Gutherzigkeit, Sanftmuth, oder Eingezogenheit herkommen. Darüber bekümmert ihr euch nicht mehr, daß ihr in eurem Herzen unreinen Gedanken Platz gebet, daß ihr euch über euren Nächsten erhebet, daß ihr euch ganz an Eitelkeiten, und Sinnlichkeiten hinhänget, mit einem Worte, daß ihr nur übertünchte Gräber seyd.

Und doch seyd ihr unbesonnen genug, euren Nebenmenschen nur nach eurem Verhalten zu richten. Kann er sich so verstellen, daß er gerade den Kopf so hänget, wie ihr es wollet, hält er das für gut, was ihr gutheißet, bethet er so lange, wie ihr, bethet er das, was ihr bethet, findet ihr den Rosenkranz in seinen Händen, redet er, was ihr gerne höret, und schmeichelt gar euren Leidenschaften, o, so saget ihr, das ist ein frommer, ein wohlbethender

Mensch,

Mensch, der hat den wahren Geist in sich, und ihr findet alsdann auch die übrigen guten Eigenschaften an ihm, die ihr doch gar nicht wahrgenommen habet. Und auf dieses hin, weil sich dieser Mensch so gut in euch zu schicken weis, weil er thut, was ihr thut, helfet ihr ihm zu einem Amte, ihr befördert ihn zu einem Stande, und machet andre damit unglücklich.

Ich weis wohl, daß wir andre Leute oft beurtheilen müssen, und sie nicht anders, als aus dem Aeußerlichen beurtheilen können. Aber das ist ganz und gar nicht nothwendig, daß wir sie nur nach uns beurtheilen, und nur das für schön halten, was wir thun, nur das für löblich, was uns wohl gefällt. Entgegen aber alles tadeln, was wir nicht thun, wie es eben unsre Gewohnheit ist.

Der zweyte Theil.

Wir tadeln, was wir nicht thun.

Dem Pharisäer im heutigen Evangelium mieffiel alles, was Magdalena gegen Christum gethan hat, das Waschen, Salben, und Küßen der Füße, ihre Gebärden, und ihr Weinen. Warum? Er hat es nicht so gemacht, er hat Christum anders empfangen. Christus hat am Sabbath einen Kranken

ge-

geheilet, und die Pharisäer tadelten ihn darüber. Er hatte öfters mit den Zöllnern, und Publikanen Umgang, und speisete sogar mit ihnen. Und die Pharisäer warfen es ihm vor. Die Jünger des Herrn giengen an einem Sabbath durch die reifen Felder, und streiften aus Hunger die Aehren aus. Und die Pharisäer, ohne nur die geringste Untersuchung anzustellen, warum diese Dinge geschähen, hielten sie für Sabbathsschänder.

Wir haben, leider! noch genug solche Pharisäer unter uns, die ihren Nebenmenschen nur darum ohne Barmherzigkeit verdammen, weil er etwas thut, das sie nicht thun. Schon darum ist er verwerflich, und sie nehmen sich auch nicht einmal mehr die Mühe, seinen übrigen Lebenswandel auszuforschen. Genug, er thut etwas, was sie nicht thun, und darum ist er lasterhaft.

Oder saget mir, worauf gründet ihr euch, wenn ihr eine Weibsperson der Frechheit, und Ausgelassenheit beschuldiget? Ihr habet sie vielleicht lachen, und scherzen gesehen. Sie redete munter mit Personen des andern Geschlechtes, oder ihres gleichen. Das ist alles. Aber weil ihr schon bey Jahren seyd, weil ihr alles Scherzes überdrüßig seyd, so sollten alle junge Leute gerade so mürrisch, so traurig seyn, wie ihr, oder ihr richtet sie ohne Barmherzigkeit.

Wor-

Worauf gründet ihr euch, wenn ihr einen Menschen als einen schlechten, ja als einen gottlosen Christen verschreyet? Er bückt den Kopf nicht, er trägt den Rosenkranz nicht immer in der Hand, er schätzet das Wesentliche des Christenthumes mehr, als einige Nebendinge, die ihr für die Hauptsache haltet, er widerspricht euch in Dingen, auf die ihr hartnäckigt versessen seyd, und das erklecket euch, daß ihr das liebloseste Urtheil über ihn aussprechet. Worauf gründet ihr euch, wenn ihr Jemanden Stolz, und Hoffart vorwerfet. Er schwätzt nicht gerne, wie ihr, weil sein Naturell anders, als das eurige ist, weil er gewohnt ist, die Worte mehr, zu überlegen, als ihr, weil seine Erziehung daran Schuld, daß er leutscheu geworden ist, und sich selbiges nun umsonst abzugewöhnen suchet. Und da muß es dann wieder Hoffart, und Verachtung der andern seyn, wenn ihr ihn beurtheilet.

Ach, meine Brüder! nehmet doch nicht immer euch selbst zum Maaßstabe an, wenn ihr andre richten wollet. Ihr müsset nicht glauben, daß gerade alle auf den nemlichen Weg in den Himmel gehen müssen, auf den ihr wandelt. Wozu hätte uns wohl Gott so verschiedene Gemüthsarten, und Leidenschaften eingepflanzet, wenn gerade einer das, was der andre, thun müßte? Jeder hat seinen für ihn besonders von Gott vorgezeichneten Weg, auf

dem

dem er selig werden muß. Wenn David Kriege führen, und die Hände im Blute seiner Feinde waschen muß, so wäre es unvernünftig von ihm zu fodern, daß er, wie Abel, immer nur seine Heerden weiden, immer, wie Jakob nur in dem Lande herumwandern soll. Wenn Johannes der geliebte Jünger des Herrn überall nur Liebe, und Sanftmuth von sich blicken läßt, so wäre es ungerecht, wenn wir darum den heiligen Petrus tadelten, daß er Simon den Zauberer verdammet, oder den heiligen Paulus, daß er den Zauberer Elymas mit der Blindheit schlägt. Jeder auf seine Art handelte doch so, wie es Gott von ihnen verlangte, ohne daß einer, wie der andre, handelte.

Bethet also immer, wenn ihr wollet. Aber verdammet den nicht, der glaubet, daß er neben dem Gebethe der Kirche Gottes, und dem Staate durch seine Arbeiten nützlich werden kann; denn ganz gewiß ist dieses Gott auch eben so angenehm. Tödtet euer Fleisch ab. Aber verdammet den nicht, der es wenigst nicht so öffentlich thut, als ihr. Ihr wisset ja nicht, ob sein Naturell, seine Gesundheit eine solche Abtödtung, wie die eurige ist, vertragen kann. Traget, und kleidet euch, wie ihr wollet. Aber verdammet diejenigen nicht, die sich anders tragen, und kleiden. Es kann unter dem rauhesten Bußkleide eben sowohl noch ein ungebessertes Herz verborgen

stecken, als ein gottgefälliges unter einem weltlichen Kleide. Brechet nicht sogleich den Stab über Leute, die sich da, und dort eine Ergötzlichkeit, ein Spiel, einen Tanz, einen Besuch erlauben, so lange ihr nicht offenbar etwas Böses wisset. Das ist noch nicht genug, daß ihr an solchen Dingen keine Freude habet. Die Freude bey andern kann immer noch unschuldig, und sogar löblich seyn. Noch einmal, ihr seyd die Richtschnur nicht, nach der sich alle Leute zu fügen haben.

Ihr sehet es ja, wie sehr man sich sonst in seinem Urtheile betrügen könne. Der Pharisäer verdammte die Magdalena schlechterdings als eine Sünderinn, weil sie nicht that, was er that. Es zeiget ihm aber der Heiland entgegen, daß sie etwas anders gethan, das er nicht that; und nichtsdestoweniger Verzeihung ihrer Sünden verdienet habe. Sie liebte Gott, ohne die Scheinheiligkeit des Pharisäers an sich merken zu lassen.

Beschluß.

O wie sehr wünschte ich, daß ihr diese meine Ermahnungen recht wohl zu Gemüth nehmen möchtet! Gewiß, sie würden die schönsten Früchte der Liebe unter euch hervorbringen. Ihr würdet lernen, nicht mehr so stolz auf euch selbst zu seyn, und

nicht

nicht mehr nur das allein zu loben, was ihr thut. Das ist Pharisäer Stolz, der euch hindert, eure häufigen Fehler einzusehen. Ihr bemerket eine einzige gute Handlung an euch, und tausend Fehler übersehet ihr. Ihr würdet lernen, nicht sogleich alle zu verdammen, die nicht thun, was ihr thut, weil ihr erkennen würdet, daß sie darum nichtsdestoweniger fromme, nützliche, und christliche Leute seyn, und Gott auf eine andere Art dienen können. Und wie viele Uebel auf der Welt würden nicht unterbleiben, wenn ihr auf diese Art dächtet. Hundert verwegene Urtheile über euren Nächsten, hundert Ehrabschneidungen, und Verleumdungen würden unterbleiben. Ein jeder würde seinen Nächsten als das Werkzeug Gottes ansehen, durch welches er eine gewisse heilige Absicht erreichen wollte, und würde ihn darum lieben. O! so erkennen wir endlich einander, halten wir unsern Nebenmenschen für so gut, als uns selbst. Trage einer des andern Last, übersehen wir die Fehler andrer, wie sie die unsrigen übersehen müssen; und so werden wir das Gesetz Christi erfüllen.

Zweyte Predigt

auf

das Fest der heiligen Maria Magdalena.

Text. Luk. 7.

Pharisæus — ait intra se.

Der Pharisäer sagte bey sich.

Eingang.

Gott hat uns die Kraft zu urtheilen verliehen, und diese ist eine der vornehmsten Eigenschaften unsrer Seele. Durch diese verbinden wir Dinge zusammen, die zusammen gehören, und trennen von einander, was getrennet werden soll. Wir lassen diese Kraft in uns auch nicht müßig liegen, sondern schlagen einen kleinen Richterstuhl in unsrer Seele auf, vor welchen wir alles ziehen. Wir urtheilen über die Handlungen der Könige, und Kaiser, wie über jene des Bettlers. Alle Worte, Werke, ja sogar

alle

alle Meynungen, und Absichten, welche der Nebenmensch unsrer Einbildung nach haben mußte, werden da gerichtet, und wenn ich es kurz sagen soll, ein jeder von uns sieht sich für den allgemeinen Richter andrer an, und gleichsam, als wäre er von Gott dazu aufgestellet, fället er über alles, was ihm vorkömmt, sein Urtheil.

Das gieng immer noch hin, und wäre an sich nicht zu tadeln. Aber es scheint eine Art von angebohrner Bosheit zu seyn, daß wir immer mehr geneigt sind, böse, als gut von unserm Nächsten zu urtheilen. Sind wir selbst nicht die besten, und handeln wir aus schlimmen Absichten, so sind wir gleich fertig, die Handlungen andrer ebenfalls böse auszulegen, und es ist schon zum Sprichworte geworden, daß man den andern hinter dem Ofen suchet, wenn man selbst da gewesen ist. Man empfindet nemlich eine heimliche Freude darüber, wenn man sich überreden kann, daß andre auch nicht besser, als wir sind. Sind wir aber gut, das heißt, wenn wir da, und dort eine löbliche Handlung verrichten, so möchten wir gerne allein die Ehre davon haben, mit einem pharisäischen Stolze verkleinern wir andre, und tadeln sie. Alle ihre Werke finden wir fehlerhaft, nur die unsrigen sind gut, damit wir uns rühmen können: Ich bin nicht, wie andre Leute. Unsre Urtheile über andre fallen meistentheils schlimm aus.

So machte es auch der Pharisäer Simon, der Jesum nach dem Berichte des heutigen Evangeliums zu Gast gebethen. Auch er urtheilte böse, und freventlich: Er sagte bey sich: das ist, er urtheilte bey sich. Und was urtheilte er dann? Erstens sagte er: Jesus wäre kein Prophet. Ein Prophet, so schloß er bey sich, ist ein von Gott besonders erleuchteter Mann. Der muß die Leute, sobald er sie nur ansieht, von außen, und von innen kennen. Wäre Jesus ein Prophet, so hätte er es gleich gemerket, daß das Weib, von der er sich anrühren, die Füße waschen, und küßen läßt, eine Sünderinn ist. Nun aber läßt er sie ungehindert fortmachen. Also kennet er sie nicht, also ist er kein Prophet. Hernach hielt er die Magdalena noch für eine wirkliche Sünderinn: Sie ist eine Sünderinn, saget er. Daß ihre vormalige Aufführung nicht die anerbaulichste war, das konnte er wissen, weil es stadtkündig war. Aber lieblos war es von ihm geurtheilt, daß er sie auch itzt noch für eine Sünderinn ansah, wo sie doch von Reue, und Scham durchdrungen schon zu den Füßen des Erlösers sich geworfen hatte, und um Verzeihung bath.

Da sehen wir in diesem Pharisäer das wahre Bild von uns. Auch wir beurtheilen unsern Nebenmenschen eben so lieblos. Wir finden nichts, als Böses an ihm, und sagen alle Augenblicke: Er ist

ein

ein Sünder. Kömmt uns auch manchmal eine löbliche Handlung an ihm vor, so grübeln wir nach, bis wir eine böse, oder verdächtige Seite daran finden: und sodann heißt es: Wenn dieser so fromm wäre, als er scheinen will, würde er wohl das, und das thun. Wenn dieser ein Prophet wäre.

Lasset euch, christliche Zuhörer! heute von diesem abscheulichen, menschenfeindlichen Laster, von dem freventlichen Urtheile über euren Nächsten abmahnen, indem ich euch zwo wesentliche Pflichten der Liebe des Nächsten erkläre. Sie sind folgende: Man soll von dem Nächsten niemal ohne Grund Böses denken, der erste Theil. Man soll, soviel möglich, von ihm Gutes denken, der zweyte Theil. Weil jeder so geneigt ist, den Nächsten böse zu beurtheilen, so wird dieser Unterricht allen nützlich seyn. Weil jeder selbst von andern gut beurtheilet, und für gut angesehen seyn will, wird diese Predigt allen erwünscht seyn, weil sie dazu Anweisung giebt. O wie viele Zänkereyen, wie viele Händel, wie viele Ungerechtigkeiten, wie viele Ehrabschneidungen, die alle oft aus einem freventlichen Argwohn, oder Urtheil herkommen, werden unterbleiben, wenn man meinen Unterricht recht fasset. Gott segne ihn! Ave Maria!

Der erste Theil.

Man muß von dem Nächsten ohne Grund niemal Böses denken.

Ueber den Nächsten urtheilen ist überhaupt nicht verbothen. Es ist sogar nothwendig, daß wir andre beurtheilen, damit wir wissen, in wie ferne wir uns ihnen anvertrauen dörfen, oder in wie ferne wir uns ihrer bedienen können. Dieß erfodert die Klugheit. Es ist nicht verbothen, von dem Nächsten Böses zu denken, wenn er wirklich böse ist, oder doch sehr verdächtige Handlungen unternimmt. Steigt ein Mensch bey eitler Nacht an einem fremden Hause die Leiter hinauf, öffnet er ein Fenster, und suchet hineinzuschliefen, so darf ich ihn sicher für einen Dieb halten. Von solchen Urtheilen ist die Rede nicht. Ich verstehe freventliche Urtheile, durch welche man dem Nächsten ohne hinreichenden Grund etwas Böses schuldgiebt. Nur diese sind unerlaubt.

Richtet nicht, sagt Christus bey dem heiligen Lukas, und ihr werdet nicht gerichtet werden. Verdammet nicht, und ihr werdet nicht verdammet werden. Diese Worte lehren uns genug, daß Gott das äußerste Misfallen an den freventlichen Urtheilen habe. Um uns davon abzuhalten, verspricht er uns einerseits die größten Vortheile, und dro-

drohet uns anderntheils mit den größten Strafen. Wenn wir nicht richten, nicht verdammen, werden auch wir nicht verdammet, oder doch gnädiger gerichtet. Könnte uns Gott wohl etwas besseres, und vortheilhafteres versprechen? Herr! du richtest mich gnädig, wenn ich andre nicht richte. O! wie nothwendig ist mir diese deine Güte bey den unendlichen vielen Sünden, über die du mich richten wirst. Wenn wir aber richten, und verdammen; dann, dann werden wir auch gerichtet, und verdammet. Eine erschreckliche Drohung, die, wenn man sie recht erwägen würde, gewiß alle freventliche Urtheile hintertreiben müßte.

Wir finden aber in der heiligen Schrift noch einen weit stärkern Beweggrund, unsern Nächsten niemals frevenlich zu beurtheilen. Wer bist du, fragt der Apostel in seinem Briefe an die Römer, wer bist du, der du einen fremden Knecht richtest. Er will damit soviel sagen: Der Nebenmensch ist eigentlich nur der Knecht Gottes, nicht der unsrige. Gott, der blos allein der Kenner der Herzen ist, hat es sich vorbehalten, ihn zu richten. Wenn wir es unternehmen, so machen wir einen Eingriff in seine Rechte, wir massen uns etwas an, das ihm allein zukömmt. So wenig es sich nun geziemet, daß ein Richter die verdamme, die nicht unter seiner Gerichtsbarkeit stehen, so wenig kömmt

es dem Menschen zu, einen andern über die Geheimnisse seines Herzens zu richten, die nicht unter seine, sondern unter Gottes Gerichtsbarkeit gehören.

Aber auch vor dem Richterstuhle der Vernunft wird uns der Ausspruch gegeben, daß wir von dem Nebenmenschen niemal ohne Grund Böses denken sollen. Oder haltet ihr es für erlaubet, eurem Nebenmenschen eine große Unbild zuzufügen? Gewiß nicht. Was ist aber ein freventliches Urtheil anders? Er hat das Recht von euch zu verlangen, daß ihr ihn für einen ehrlichen braven Mann, für einen guten Christen, für eine honette Person ansehet, so lange ihr nichts Böses von ihm wisset. Denket ihr nun aber nichtsdestoweniger böse von ihm, so verletzet ihr ihn an seinem Rechte, das er hat, ihr gebet ihm das nicht, was er fordern kann. Und dieß ist eine Unbild gegen ihn. Wollet ihr dieses recht deutlich einsehen, so setzet euch nur an die Stelle eures Nebenmenschen. Ich will einen sehr gewöhnlichen Fall wählen. Ihr begegnet einer jungen Weibsperson auf der Gasse, und weil ihr eben bey guter Laune seyd, sprechet ihr munterer, und aufgeräumter mit ihr, als ihr sonst pfleget. Nun gehen verschiedene Personen neben euch vorbey, und ich setze, ihr könntet alle Gedanken sehen: — Diese zwey Personen sind ziemlich bekannt miteinander. Das erste Urtheil, und noch das glimpflichste. Ey, diese zwey

ste-

stehen doch nicht umsonst da zusammen. Aus der freyen Art, wie sie miteinander umgehen, läßt sich schließen, daß sie heute nicht das erstemal einander kennen lernen. Schon etwas weiter. Sehet da, wie sie einander anlächeln, wie sie liebäugeln. Da muß es schon weit gekommen seyn. Immer ärger. Ey, wenn dieses Mädchen etwas nütze wäre, würde sie wohl so lange daher auf die Gasse stehen, und mit diesem Pursche plaudern. Sie ist keinen Heller werth. Gleich und gleich gesellet sich gern. So ein Urtheil, wie man es allenfalls von einer andächtigen Bethschwester erwarten kann, die aus lauter christlicher Andacht alle Leute für so schlimm hält, als sie selbst war. Seht da! Es kömmt weit, diese Hurenbagage schämt sich nicht einmal mehr, auf der öffentlichen Gasse seine Liebeshändel miteinander abzudreschen. So würden ungefähr die Urtheile ausfallen, wenn ihr allen Personen, die neben euch vorbeygehen, ins Herz sehen könntet. Wäret ihr aber damit zufrieden? Nein, gewiß nicht. Ihr würdet über Ungerechtigkeit, und Lieblosigkeit schreyen, ihr würdet Himmel, und Erde zu Zeugen anrufen, daß eure Unterredung unschuldig sey, daß ihr keinen bösen Gedanken im Sinne habet. Ich glaube euch auch dieses alles. Aber ich frage euch entgegen: Warum thut ihr dann eurem Nebenmenschen, was ihr selbst nicht haben wollet, nicht leiden könnet? Warum denket ihr ohne Ursache Böses von ihm? Solltet

tet ihr euch nicht immer an jenes allgemeine Naturgesetz erinnern: Thut andern nicht, was ihr nicht wollet, daß man es euch thue.

Geschieht das aber? Nein. Wir nehmen insgemein uns selbst zum Maaßstabe an, und beurtheilen unsern Nächsten darnach. Wenn er etwas nicht hat, was wir haben, wenn er etwas nicht thut, was wir thun, nicht schätzet, was wir schätzen, oder es gar verachtet, o! dann sind wir mit unserm freventlichen Urtheile gleich fertig. Er ist verdammet. Ihr schätzet gewisse Bruderschaften, und tretet in alle, die aufkommen. Ein andrer machet sich nichts daraus, und glaubet doch selig werden zu können, wenn er Gott, und seinen Nächsten liebet, und glaubet, was er zu glauben schuldig ist. Beyde könnet ihr vor Gott recht haben. Aber der ist in euren Augen doch alsobald ein Freydenker, der euch saget, daß er für seine Person auf solche Mitteldinge nicht achte. Wenn ihr billig seyn wolltet, so müßtet ihr nur sagen: Der kann ein Freydenker seyn, ists aber nicht nothwendig. Ihr bethet täglich euren Rosenkranz, sehet aber, daß ihn euer Nächster wenigst in eurer Gegenwart nicht bethet. Wenn ihr ihn recht gelinde beurtheilet, so ist er ein lauer, ausgelassener Christ. Was habet ihr für einen Grund dazu? Weil er keinen Rosenkranz zeiget? Weil er das nicht thut, was viele andre, auch kluge Männer

thun?

thun? Berechtiget euch das zu eurem Urtheile? Ich setze voraus, daß die Andacht den heiligen Rosenkranz zu bethen selbst nach dem Urtheile der Kirche eine fromme, nützliche, sogar heilige Andacht sey. Aber wenn nun Jemand das innerliche Gebeth, oder jedes andre, auch löbliche Gebeth für sich nützlicher, und heilsamer fände? Wenn er andre bey ihrer Art Gott zu verehren ließ; aber auch die für sich wählte, die er für seine Seele, für die er allein bey Gott Antwort geben muß, zuträglicher fände, ist er darum schon ein schlechter Christ? Diese Art des Gebethes, die man Rosenkranz heißt, ist weder alt, noch vorgeschrieben in der Kirche. Sie ist löblich; aber nicht einzig löblich, wohl aber immer die beste, wodurch das Volk auf die leichteste Art sich der größten Geheimnisse unsrer Religion erinnern könnte. Aber, was ich leider sagen muß, nur selten erinnert, und aus Gewohnheit zufrieden ist, wenn es die Ringlein richtig herübergezählt, und die gewöhnlichen Gebethsformeln dazu gesprochen hat. Ich gestehe es aufrichtig: Ein einziges durchgedachtes, und überlegtes Vater unser, und Ave Maria wäre mir lieber, als ein ganzer Psalter. Gott ist mit Plaudern nicht gedient, nur mit Bethen, das ist, mit Ueberlegen von dem, was man saget. Uebrigens ist es ihm gewiß gleichgültig, ob man ihms auf diese, oder jene Art saget, wenn man es ihm nur mit gutem Herzen saget, vorausgesetzt, daß er nicht selbst eine besondere

Art

Art des Gebethes vorgeschrieben hat, und verlanget. Dann stunde es freylich nicht mehr in unsrer Willkuhr, anders zu bethen. Und das ist hier der Fall nicht. Ihr sehet, daß Jemand in einer Gesellschaft munter, und aufgeräumt ist, worinn ihr nicht einmal lachen könntet. Muß er darum gleich ausgelassen, unverschämt, oder gar ein Bösewicht seyn? Ich will nicht mehrere Beyspiele anführen. Diese erklecken schon, euch zu überzeugen, daß ihr nicht gleich freventlich urtheilen, oder von eurem Nebenmenschen Böses denken sollet, bis ihr hinlänglichen Grund habet. Sonst werdet ihr euch tausendmal betrügen, und den Leuten Unrecht thun. Wollte ich euch noch eines geben, so wäre es dieses, um euch zu zeigen, wie leicht ihr euch in dem Urtheile über andre irren könnet. Ich wollte itzt ganz zufälliger Weise ein Papier aus dem Sacke ziehen, und nichts mehr reden: da würde in einer Stunde die ganze Stadt voll seyn: Der Prediger bey dem heiligen Kreuze ist heute stecken geblieben. Er hat seine Predigt herausziehen müssen, damit er wieder weiter konnte. Wenn ich aber am Ende der Predigt das Papier von der Kanzel hinabwärfe, und keine Sylbe darauf stünde, würdet ihr sehen, daß ihr mir alle Unrecht gethan hattet, so wahrscheinlich auch eure Muthmassung war. Und so geht es euch tausendmal mit euren Urtheilen. Lernet daraus, niemals Böses ohne Grund von eu-

rem

rem Nebenmenschen zu denken, sondern denket, so viel möglich, allzeit Gutes von ihm.

Der zweyte Theil.

Man muß von dem Nächsten, soviel möglich, Gutes denken.

Dieser Satz hat weiters nichts, als eine Erläuterung nothwendig, und er wird einem jeden von sich selbst einleuchten. Er will nichts anders sagen, als daß wir von unserm Nebenmenschen allzeit gut denken, seine Handlungen niemals böse auslegen sollen, bis wir dazu gezwungen sind. Und kann etwas billiger, als dieses seyn? Der heilige Augustinus sagt: Ich glaube, daß dadurch nichts anders gebothen werde, als daß wir jene Handlungen, von denen es zweifelhaft ist, mit was für einem Gemüthe sie geschehen, allzeit auf die bessere Seite auslegen sollen. Möchtet ihr dann, meine Geliebten! nicht selbst, daß man euch so beurtheilte? Auch damals, wo ihr wirklich gefehlet habet? Da sollen alle Leute blind seyn, eure Fehler nicht sehen, oder sagen, daß ihr höchstens aus Unbesonnenheit, aus Uebereilung, und Schwachheit gefehlet habet. Dieß alles will ich euch zugeben. Aber an das Gebothe Christi sollet ihr euch doch dabey erinnern: Alles, was ihr wollet, daß euch die Men-

schen

schen thun, das thut auch ihr ihnen. Ihr wünschet, daß man allzeit das Bessere von euch denke. Also thut das auch gegen eure Nebenmenschen. So lange die Zeichen, warum ihr einen für böse haltet, nicht augenscheinlich, und entscheidend sind, hat er noch immer das Recht, von euch gut beurtheilet zu werden. Wenigst kann er verlangen, daß ihr euer Urtheil über ihn unterdessen zurücke haltet, bis ihr euch besser über ihn erkundiget habet. Wollet ihr nicht lediglich gut denken, so denket doch nicht böse von ihm. Und damit thut ihr dem Gebothe der Liebe des Nächsten genug.

Ich sehe gar gut, was man mir gegen diese Pflicht für scheinbare Einwürfe machen kann. Ich nehme einen Knecht, eine Magd auf, und weis von beyden nichts Böses. Also darf ich, bis ich es erfahre, nicht fürchten, daß sie Diebe sind, und ihnen alles anvertrauen, bis sie mich hintergehen, weil ich von meinem Nebenmenschen allzeit das Beste denken muß. Allein, meine Geliebten! hierinn würdet ihr euch weit irren. Es giebt verschiedene Menschen. Einer stihlt gerne, der andre liebet den Umgang mit Frauenzimmern, der dritte thut das, und das. Kömmt nun ein Mensch in meine Dienste, so rathet mir die Klugheit, weil ich ihn noch nicht kenne, daß ich mich gegen alles vorsehe. Ohne ihn für einen Dieb, für einen Verliebten, u. s. w. zu halten,

will

will ich ihm unterdessen alle Gelegenheit, soviel in mir ist, abschneiden, so eine Sünde zu begehen. Darüber kann er sich nicht beklagen. Ich halte ihn noch für keinen Dieb. Aber weil es die andern Menschen bey Gelegenheit gar leicht werden, schneide ich ihm nur die Gelegenheit dazu ab. Ich entscheide über seinen Karackter gar nichts. Er mag der beste, oder schlimmste Mensch seyn. Nach den Regeln der Klugheit denke ich zuerst auf mich. Damit füge ich meinem Nächsten, den ich noch nicht kenne, keine Unbild zu. Ich halte ihn noch für keinen Dieb; doch will ich ihm auch keine Gelegenheit geben, es zu werden.

Hernach kann man sagen: Es sey doch ziemlich allgemein, daß die Menschen eher aus einer bösen, als guten Absicht handeln. Wenn ich also immer gut von ihnen denken müßte, würde ich mich der Gefahr aussetzen, mich öfters zu irren, als nicht zu irren. Aber auch in der Voraussetzung liegt schon etwas verborgen, das nicht allerdings wahr ist. Es giebt Teufel unter den Menschen, die andern, sonderlich denen, die sie hassen, eher Böses, als Gutes thun wollen. Aber es ist doch ungerecht, wenn man überhaupt immer von seinem Nebenmenschen mehr böse, als gute Gesinnungen vermuthet. Auf der Huth gegen die, die es böse mit uns meynen könnten, dörfen wir allzeit seyn. Aber, so lan-

ge wir nichts Böses wissen, ist es doch billig, daß wir sie für so ehrliche Leute ansehen, als wir selbst gerne wären. Gesetzt aber auch, Jedermann meynte es wirklich böse mit uns, so würde doch nur das daraus folgen, daß wir auch böse von den Leuten denken könnten, wenn wir ihre Gesinnungen gewiß wüßten, ehe aber nicht. Und Vorsorge dagegen zu gebrauchen, ist uns niemal verwehret. Ueberhaupt aber können wir, ohne dem Nächsten eine Unbild zuzufügen, niemal gleich böse von ihm denken.

Ich will ein sehr auffallendes Beyspiel darüber anführen. Der Pharisäer, von dem das heutige Evangelium Meldung thut, hatte nicht die geringste Ursache mehr, die Magdalena böse zu beurtheilen. Alle Umstände riethen ihm, gut von ihr zu denken. Sey es, daß sie zuvor eine Sünderinn gewesen. Itzt aber hatte sie das Aussehen gar nicht mehr dazu. Demüthig steht sie da, vergießt häufige Thränen, waschet damit die Füße des Herrn, trocknet sie mit ihren Haaren, küßet, und salbet sie. Wer wünschte sich wohl, bey solchen Umständen noch für einen unbußfertigen Sünder angesehen zu werden? Wer verlangte nicht, andre überzeugen zu können, daß es ihn seiner vorigen Fehler reue? Kann also etwas unbilliger seyn, als wenn man von dem Nebenmenschen nicht gut denket, so lange es möglich ist?

Be=

Beschluß.

Das Sagen also bey sich, das Denken, das Urtheilen über den Menschen, ist immer etwas gewagtes, etwas liebloses, so lange man keinen zureichenden Grund dazu hat. Jeder Mensch, als Knecht steht, und fällt Gott, seinem Herrn, nicht uns. Es ist ein unerträglicher Hochmuth, wenn wir jedem Menschen gleich bis in den Abgrund des Herzen sehen, und ihn etwan aus einigen äußerlichen, oft unüberlegten Handlungen beurtheilen wollen. O nein, dazu sind wir viel zu kurzsichtig. Schämet euch über eure eingebildete, liebloſe Weisheit, die, so zu sagen, auf einen Blick den ganzen Menschen gleich kennen will. Bleibt immer zu Hause mit euren süßen Träumereyen. Ihr kennet euch nicht, viel weniger andre. Wollet ihr eure Pflichten recht beobachten, so setzet diese oben an: Ihr seyd nicht erschaffen, andre zu beurtheilen, sondern nur euch selbst. In Ansehung eures Nächsten denket niemal ohne Grund böse von ihm, und die Liebe gebiethet euch, nicht sogleich jeden Grund für hinreichend zu halten, sondern denket, so lange es möglich ist, gut von ihm. Ihr werdet sodann niemal auf die Bosheit des Pharisäers Simon verfallen, niemals Jemanden freventlich beurtheilen, sondern das Gesetz der Liebe gegen andre genau erfüllen. Amen.

Predigt
auf
das Fest des heiligen Apostels Jakobus.

Text. Matth. 20.

Dic, ut sedeant hi duo filii mei, unus ad dexteram tuam, & unus ad sinistram in regno tuo.

Sage, daß diese meine zween Söhne sitzen, einer zu deiner Rechten, der andre zur Linken in deinem Reiche.

Eingang.

Salome, die Mutter des heiligen Johannes, und Jakobus, war gerade, wie alle andre Müttern sind. Sie wollte mit ihren Kindern nur hoch hinaus, und ihnen ansehnliche Ehrenstellen verschaffen, ohne zu wissen, ob sie auch taug-

lich

lich dazu wären. Sie war in ihre Kinder so verliebet, und durch diese Liebe so verblendet, daß sie gar nicht zweifelte, sie würden die besten Hofherren abgeben, ob sie gleich ohne alle Weltkenntniß aufgewachsen, und außer ihrem Fischerhandwerke nichts gelernet hatten. Dessentwegen, da sie sah, daß ihre zwey Kinder bey Christo etwas galten, und, wie die Jüden alle, glaubte, daß Christus nur darum auf die Welt gekommen wäre, damit er ein irdisches Reich errichten, und als ein König der Jüden den ganzen Erdboden sich unterwerfen könnte, nahm sie gar keinen Anstand hinzugehen, und den Heiland zu bitten: Sage, daß diese meine zween Söhne sitzen, einer zu deiner Rechten, und der andre zur Linken in deinem Reiche. Das hieß soviel: Meine Kinder sind zu allem tauglich. Weil du dann ein König werden sollest, nimm sie zu deinen Hofherren, und zwar zu deinen ersten Hofherren an, daß einer zu deiner Rechten, der andre zur Linken zu sitzen komme. Du wirst gewiß mit ihnen zufrieden seyn. Es kömmt nur auf dich an. Von ihrer Seite fehlet nichts. Sage nur, und sie sind es.

Das war freylich eine verwegene Bitte. Ein gemeines Weib will ihre Kinder zu Hofherren machen. Sie weis nicht einmal, was zu einem Hofherrn gehört, und ihre Söhne wissen es eben so wenig. Aber das schrecket sie nicht ab. Christus war

also gezwungen, ihr die Unvernünftigkeit ihrer Bitte zu zeigen, und sie auf eine gute Art abzuweisen. Er redet also die Söhne selbst an, um die Mutter dadurch zu beschämen. Ihr wisset nicht, was ihr begehret. Ihr verlanget, irdische Hofherren zu werden, und ich habe nicht einmal im Sinne, ein irdisches Reich zu stiften. Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Es ist ein ganz geistliches Reich. Wer die Welt, das Fleisch, und den Teufel besiegen, wer wegen meines Namens leiden kann, den nehme ich in dieses Reich auf. Könnet ihr also den Kelch trinken, den ich trinken werde? Habet ihr Muth genug zu leiden, wie ich leiden muß. Sie antworteten: Ja, das können wir. Nun, versetzte Christus, es ist gut. Ihr sollet auch meinen Kelch trinken. Aber darum müsset ihr von mir noch nicht verlangen, daß ich euch gleich zu den Vornehmsten in meinem Reiche machen, und zu meiner Rechten, und Linken setzen soll. Ich kann diesen Vorzug Niemanden geben, ein jeder muß ihn selbst verdienen; denn mein Vater hat eine größere Glorie in dem Himmel nur als einen Lohn für größere Verdienste zubereitet. Ihr werdet höher in dem Himmel hinaufkommen, wenn ihr es verdienet.

Diese Bitte der Mutter, und Kinder ist nicht anders, als unsre Bitten, die wir gewöhnlich an Gott, und seine Heilige thun. Die Mutter der hei-

ligen Johannes, und Jakob verlangte etwas, was ihr Gott ohne Verletzung seiner Ehre nicht zugestehen könnte, einen Lohn ohne Verdienste. Eben so verlangen wir oft von Gott, oder den Heiligen Hülfe wider ihre Ehre. Diese Mutter verlangte etwas wider ihren Nutzen. Ihre Kinder würden sich, und ihr, da sie zu der gesuchten Ehre vollkommen untauglich waren, mehr geschadet, als genützet haben. Und eben sowohl verlangen wir sehr oft etwas, was zu unserm Schaden ist.

Ich sehe euch heute, meine Zuhörer häufig hier versammelt, das Fest eures Schutzheiligen Jakobus zu feyern, und indem ihr bereit seyd, für die bisher erlangten Wohlthaten ihm zu danken, wollet ihr auch ohne Zweifel neue von ihm begehren. Ich werde also an dem Festtage eures heiligen Kirchenpatrons nichts besseres thun können, als wenn ich euch unterrichte, damit ihr nicht in den Bitten, die ihr ihm vortragen wollet, in den nemlichen Fehler verfallet, in welchen er verfallen ist. Dieser Unterricht ist um soviel nothwendiger, da unser Gebeth an die Heiligen meistentheils unvernünftig ist; denn wir verlangen ihre Hülfe meistentheils wider ihre Ehre: dieß werde ich im ersten Theile darthun, und meistentheils auch zu unserm Schaden, welches der zweyte Theil seyn wird. Ein zweyfacher Fehler, dessen sich die Mutter samt den Söhnen im heutigen Evangelium

schuldig gemacht hat. Wir müssen aus den Fehlern der Heiligen eben sowohl, als aus ihren Tugenden lernen. Wollet ihr den Festtag eures heiligen Schutzpatrons mit Nutzen feyern, so hoffe ich auch, daß ihr mir aufmerksam zuhören werdet, da blos euer Nutzen die Absicht meiner Predigt ist, die ich euch unter dem göttlichen Beystande vortragen werde. Ave Maria.

Der erste Theil.

Wir verlangen die Hülfe der Heiligen wider ihre Ehre.

Die Heiligen Gottes haben unstreitig bey Gott vieles zu sagen. Durch die Verdienste Christi sind sie Freunde Gottes geworden; und Gott kann seinen Freunden nichts abschlagen. Sie können, und wollen für uns bitten. Aber, da sie Gott über alles lieben, können sie von ihm nichts verlangen, was wider seine Ehre wäre; sie müßten sonst nur wider ihre eigene Ehre handeln, welche von der Ehre Gottes unzertrennbar ist. Gott könnte sie auch aller Liebe ungeachtet, die er zu den Heiligen trug, nicht erhören, wenn es möglich wäre, daß sie ihn um etwas bitteten, wodurch seine Ehre geschmälert werden könnte.

Ist

Ist nun dieses eine ausgemachte Wahrheit unsers Glaubens, warum wagen wir es dann, derselben schnurgerade entgegen zu handeln? Warum bitten wir die Heiligen um Dinge, die ihrer, und der Ehre Gottes zuwider sind? Glaubet ihr vielleicht, ich thue euch Unrecht, da ich euch diesen Vorwurf mache? Ich will euch davon überzeugen. Was ist der Ehre der Heiligen mehr zuwider, als wenn wir diesen Freunden Gottes zumuthen, sie sollten mit uns sündigen, oder sie sollten uns ohne unser Zuthun selig machen? Und doch ist es gewiß, daß wir mit unsern Bitten an sie beydes verlangen.

Oder saget mir: Was thut ihr endlich, wenn ihr eure Heiligen verehren wollet? Die Fleißigsten unter euch gehen zur Beicht, und Kommunion. Die andern wohnen dem Gottesdienste bey an dem Feste ihres Schutzheiligen, und die übrigen nehmen sich gar nicht einmal die Mühe, an ihren Patronen zu denken. Das ist aber auch alles, worauf sich euer Schutzheiliger bey den meisten ein ganzes Jahr hindurch zu getrösten hat. Und da kommet ihr doch, ihr bittet, und hoffet Erhörung. Ihr suchet Hülfe, und meynet ein Recht zu haben auf seinen Beystand.

Wenn euch euer Schutzheiliger Jakobus als seine Pflegkinder, und als solche ansehen soll, denen er seine Hülfe schuldig ist, so müßtet ihr zuvor leben,

daß er sich eurer nicht schämen darf, und daß er Ehre vor Gott hat, wenn er sich eurer annimmt. Ihr müsset nicht blos äußerliche Werke verrichten, die den Menschen allein nicht heiligen können, nicht blos Beicht, und Kommunion des Gebrauches halber, nicht blos heute in dem Gottesdienste erscheinen. Er will, daß ihr ihm nachfolget, und euer Herz bessert, die sündhaften Neigungen desselben bestreitet, und einen guten Gebrauch davon machet, wie er es euch durch sein Beyspiel gezeiget hat.

Um ins besondre zu gehen. Von eurem Kirchenpatron, dem heiligen Jakobus, erzählet Clemens von Alexandrien, ein bewährter Schriftsteller, eine sehr merkwürdige Begebenheit, die eure Nachahmung durchaus erfordert. Der Haß der Jüden gegen die Christen war damals noch viel grimmiger, als er itzt ist. Sie konnten es unmöglich über ihr Herz bringen, daß ihr Glauben durch Ausbreitung der christlichen Religion nach und nach zerfiel; und suchten daher die Prediger dieser Religion, die Apostel, und ihre Jünger auf alle mögliche Weise zu verfolgen, und zu unterdrücken. Dieß begegnete auch dem heiligen Jakobus. Ein Jüde gab ihn bey Gerichte an, daß er zum Nachtheil der jüdischen Religion die christliche überall zu verbreiten suchte. Herodes, um sich bey dem jüdischen Volke einzuschmeicheln, sprach das Todesurtheil über den

hei-

heiligen Jakobus. Aber dieser bekannte Christum unerschrocken, und schickte sich standhaft zum Tode an. Den Ankläger rührte diese unerwartete Standhaftigkeit, und Unerschrockenheit so sehr, daß er sogleich öffentlich bekannte: er wolle an Christum glauben, ja, er wäre wirklich schon ein Christ. Jakobus, und sein Ankläger wurden schon zum Richtplatze ausgeführt. Doch, weil dieser das Christenthum noch nicht genug kannte; zweifelte er noch, ob ihm auch Jakobus das verzeihen würde, daß er ihn auf den Tod angeklagt hätte, und bath ihn um Verzeihung. Jakobus hat ihn kaum vernommen, als er ihm zur Antwort gab: Der Friede sey mit dir, ihn küßete, und zugleich mit ihm dem Richtplatze zueilte.

Nicht wahr! das war eine heldenmäßige Ueberwindung der Rachbegierde? Das hieß seine Feinde lieben? Wenn ihr aber eurem Schutzheiligen gefallen wollet, so wird er es euch leicht verzeihen, wenn ihr gähling an seinem Namensfeste nicht beichtet, und kommuniciret. Das wird nicht gar viel zu bedeuten haben. Aber wenn ihr nur das Jahr hindurch keine Feindschaft gegen euren Nächsten führet, das wird ihm viel lieber seyn. Sonst kann er euch bey allem eurem Eifer, den ihr heute bezeiget, doch nicht helfen, oder es litte seine Ehre darunter. Oder meynet ihr, Gott würde ihn erhören

können, wenn er für euch anhielte, für euch, die ihr eurem Nächsten wegen einem Worte, wegen einem geringen Schaden aufsäßig seyd, den er euch zugefüget. Er verzieh dem, der ihn in den Tod gebracht; und das war noch viel mehr, als daß euch euer Feind gähling einen Schaden von etlichen Gulden zugefüget; oder vielleicht, daß ihr euch gar nur einbildet, es wäre euch ein Schaden geschehen. Meynet ihr, er könne euch erhören; wenn ihr immer nur, anstatt eurem Feinde zu verzeihen, trachtet, wie ihr euch an ihm rächen, und ihm einen Schaden zufügen könnet? Soll es ihm gefallen, wenn ihr euren Feind nicht grüßet, da er den seinigen geküßet hat? Wenn ihr nichts als Böses von ihm redet? Ihm nichts als Böses thuet, und alles daran wenden würdet, ihn ins Verderben zu stürzen? Nein, Jakobus verzieh seinem Feinde, und wer ihm angehören will, muß es auch thun. Alles andre allein ist umsonst.

Jakobus war ein Fischer, und kaum rief ihn der Erlöser zu sich; als er Netz, und sein ganzes Gewerbe zurücke ließ, um ihm nachzufolgen, und sich nach dessen Befehlen zu richten. Gehet nun hin, und bittet ihn: Er solle euch erhören, ihr, die ihr die größte Beschwerniß findet, auch nur die leichtesten Gebothe Gottes, oder der Kirche zu halten. Gott mag euch hundertmal innerlich durch seine Gnade, und äußerlich durch den Mund der Prediger,

und Beichtväter zurufen: Ihr sollet endlich einmal in euch gehen, ihr sollet euren strafbaren Umgang mit gewissen Personen, die Sünde, und die Gelegenheit zur Sünde meiden, er mag euch immerhin sagen: Schadet eurem Nächsten nicht, gebet das ungerechte Gut zurücke, ihr lasset ihn rufen, und bleibet doch, wie ihr zuvor waret. Jakobus folgte Christo auf den ersten Ruf. Euch darf Gott hundertmal rufen, und ihr ändert euch doch nicht. Kann sich itzt wohl euer Kirchenpatron eurer annehmen? Kann er von Gott verlangen, daß er euch selig machen soll? Nein. Verlangen, daß euch Gott ohne eure Bekehrung doch selig machen soll, wäre verlangen, daß Gott nicht gerecht, nicht heilig seyn soll, wäre wider die Ehre Gottes, und der Heiligen selbst.

Jakobus war der erste aus den heiligen Aposteln, der den Glauben an Jesum Christum mit seinem Blute bestättiget hat; denn als Herodes Agrippa, der König in Jüdenland, sich bey den Jüden einschmeicheln wollte, that er, was diese gerne sahen. Nichts war ihnen aber angenehmer, als wenn alle Anhänger Jesu vom Erdboden wären vertilget worden, und sonderlich diejenigen, die wegen ihrem Eifer, und Frömmigkeit in Ansehen stunden. So einer war der heilige Jakobus. Herodes ließ ihn also aus Haß des Glaubens einziehen, und um das Oster-

fest herum mit dem Schwerte enthaupten. So wird uns dieses in der Apostelgeschichte erzählet.

Wolltet ihr nun wahre Pflegkinder eures heiligen Kirchenpatrons seyn, wolltet ihr verlangen, daß er, ohne seine eigene Ehre zu verletzen, bey Gott für euch bitten sollte, so müßtet ihr auch, wie er, willig leiden, was ihr entweder wegen des Glaubens, oder sonst zu leiden habet. Aber, o mein Gott! wie ganz anders ist euer Verhalten! Murren gegen Gott, sobald eine Widerwärtigkeit kömmt, kleinmüthig werden, fast verzweifeln, in Flüchen, und Wünschen ausbrechen, das ist eure Geduld im Leiden. Ja wohl für den Glauben sterben, man schämt sich fast, ihn auch nur zu bekennen, und sich in gewissen Fällen für einen Christen ansehen zu lassen. Aus menschlichem Respekt sündiget man, und man fürchtet sich mehr, seinen Freund, seine Kinder, seinen Mann, oder sein Weib, oft gar noch eine Hure, als Gott zu beleidigen. Was hilft es hernach, wenn ihr etwa das Jahr einmal an diesem Tage zu eurem heiligen Jakobus kommet, und ihn bittet, er solle euch in den Himmel helfen, er soll sich eurer annehmen, wenn ihr aber das ganze Jahr zuvor, und hernach doch lebet, als wenn ihr nicht in den Himmel wolltet? Wenn ihr ihm nicht nachfolget? Ihr verlanget wirklich seine Hülfe wider seine Ehre, und er kann auf euer Gebeth nicht Achtung geben. Doch

das

das gieng noch hin, wenn ihr von ihm nur etwas begehrtet, was wider seine Ehre ist. Ihr verlanget seine Hülfe auch zu eurem eigenen Schaden.

Der zweyte Theil.

Wir verlangen die Hülfe der Heiligen zu unserm eigenen Schaden.

Dasjenige, um was wir die Heiligen bitten, ist meistentheils nur etwas Zeitliches. Nun sage ich zwar gar nicht, daß es unerlaubet sey, durch die Fürbitte der Heiligen zeitliche Güter von Gott zu verlangen? da einerseits unser Leben ohne dieselbigen nicht bestehen kann, andrerseits uns aber Gott in dem heiligen Vater unser selbst gelehret hat, um das tägliche Brod, oder unsre täglichen Bedürfnisse zu bitten. Allein wir bitten meistentheils um das Zeitliche zu unserm Schaden; weil wir es entweder zur unrechten Zeit, oder zum unrechten Gebrauche begehren.

Die Mutter des heiligen Jakobus fehlte nicht so fast dadurch, daß sie für ihren Sohn die höchste Ehrenstelle in dem Reiche Christi erhalten wollte. Es ist nichts sündhaftes, so eine Würde zu übernehmen, da doch ein König Leute um sich haben muß, mit denen er seine Sorgen, und Arbeiten theilen kann.

Aber

Aber das war unrecht, daß sie itzt schon von Ehrenstellen redete, wo man sie erst durch Leiden, und Arbeiten verdienen mußte. Das war unrecht, daß sie sonst gar keinen andern Endzweck, als blos die Erhebung ihrer Kinder, und ihrer Familie suchte. Sie begehrte etwas Erlaubtes; aber zur unrechten Zeit, und zu einem unrechten Endzwecke.

Gerade so machen wir es auch. Wir kommen zu den Heiligen, und bitten sie in unsern Anliegen um Hülfe. Wir wollen ungestümm, sie sollen uns gleich erhören, und das Kreuz uns alsobald abnehmen. Wer krank ist, will gleich gesund seyn. Das kranke Vieh soll alsobald wieder hergestellt seyn. Heute soll es noch regnen, wenn wir es wollen, und der Himmel soll sich aufheitern, wenn wir jenes nicht wollen. Ich habe nichts gegen derley Bitten. Es ist dem Menschen viel zu natürlich, daß er sich aller Uebel entledigen will, die ihm beschwerlich sind. Aber muß es dann gleich, und zu der Zeit seyn, zu der ihr es euch einbildet. Wisset ihr auch schon, ob die Befreyung von eurem Kreuze euch eben so nützlich sey, als lieb ihr sie hättet? Wie, wenn es Gott beschlossen hätte, euch zur Bestrafung eurer Sünden noch länger leiden zu lassen? Wie, wenn euch Gott noch länger durch diese Uebel prüfen, und den Himmel verdienen lassen wollte? Wäre es alsdann nicht euer eigener Schaden, wenn

die

die Heiligen für euch anhielten, daß Gott das Kreuz von euch nehmen soll? Es ist noch nicht die rechte Zeit dazu. Ergebet euch in den Willen des Herrn, stellet es ihm heim, wie lange er für gut befindet, euch leiden zu lassen. Bestimmet ihm keine Zeit. Er weis es doch am besten, wie lange es euch nützlich seyn kann. Würde er euch itzt auf die Fürbitte der Heiligen erhören, so wäre es keine Wohlthat für euch, oder vielmehr euer Schaden. Oder können euch die Heiligen, die es gut mit euch meynen, einen Stein geben, da ihr Brod verlanget, oder einen Skorpion, wenn ihr um ein Ey bittet? Zudem, wenn ihr zwar für gut haltet, was aber an sich selbst schädlich ist, können sie euch unmöglich helfen. Schreibet es also nur euch selbst zu, wenn ihr nicht erhöret werdet. Euer Gebeth ist unvernünftig, und gereichet zu eurem Schaden, weil ihr nicht zur rechten Zeit Hülfe verlanget.

Oft fehlet ihr aber auch darinn, daß ihr keinen guten Endzweck bey eurem Gebethe zu euren Schutzheiligen habet. Und alsdann ist selbiges wieder unvernünftig. Gott giebt zeitliche Güter, Reichthümer, Glück, und Gesundheit nur zur Absicht, damit wir durch dieselbige unser Seelenheil befördern, und auch andre damit glücklich machen sollen. Wir müssen sie nur als Hülfsmittel, leichter in den Himmel zu kommen, ansehen. Aber, meine Geliebten!

habet ihr dann auch diesen heiligen Endzweck, wenn ihr euch an euren Schutzpatron Jakobus wendet, und um zeitliche Dinge bey ihm anhaltet? Man kann aus der Anwendung urtheilen, die ihr machet, wenn ihr wirklich erhöret werdet. Ihr verlanget gutes, fruchtbares Wetter von ihm, damit die Erdfrüchten gedeihen sollen. Ihr werdet erhöret. Gott segnet eure Felder. Aber anstatt daß ihr den Armen, sonderlich den dürftigen Hausarmen unter euch von dem Segen mittheilen solltet, den euch Gott verliehen hat, wuchert ihr entweder damit, oder ihr verschwendet es oft lüderlicher Weise. Ihr verthuet, oder verspielet auf einmal soviel, daß ihr davon eine arme Familie, einen armen Kranken lange Zeit damit hättet erquicken können. Schenket euch Gott nach einer Krankheit die Gesundheit wieder; wie wendet ihr sie an? Ihr lebet hernach, wie zuvor, ihr begehet eure alten Sünden wieder, und misbrauchet eure Kräfte nur, Gott wieder zu beleidigen. Bittet ihr nicht oft nur darum auch um zeitliche Güter, weil ihr eurem Nebenmenschen um die seinigen neidig seyd, und euch gerne über ihn erheben möchtet, damit ihr ihn drücken, und ihn eure Rache fühlen lassen könntet?

Geliebte! das ist nicht das Gebeth eines Christen, es ist das Gebeth eines Heiden, das Gott mehr zum Zorne, als zur Barmherzigkeit reizen muß.

Er

Er kann euch kein Messer in die Hand geben, weil er vorsieht, daß ihr, wie unvernünftige Kinder euch damit verwunden, oder gar ermorden würdet. Der König Antiochus lag auch auf dem Sterbbette, und schrie bey seinen entsetzlichen Schmerzen zu Gott um seine Gesundheit. Er versprach Besserung; allein Gott kannte sein heimtückisches Herz. Er wußte, daß er, so ferne er nochmal aufkäme, die Jüden noch viel grausamer, als vor seiner Krankheit verfolgen würde; und erhörte daher seine Bitte nicht. So wenig kann Gott ein Gebeth gefallen, so wenig können die Heiligen eure Bitten für das Angesicht Gottes bringen, und es durch ihre Verdienste unterstützen, wenn euch ein heiliger Endzweck bey demselbigen fehlet.

Beschluß.

Lasset also, meine Geliebten! die Mutter des heiligen Jakobus immer zu dem Heilande reden: Sage, das diese meine zween Söhne sitzen, einer zu deiner Rechten, der andere zur Linken in deinem Reiche. Sie war damals ein einfältiges Weib, und wußte nicht, was sie begehrte. Lernet von ihr, daß euer Gebeth an eure Schutzheiligen eben so oft unvernünftig ist. Denn ihr verlanget etwas, was wider die eigene Ehre der Heiligen ist, daß sie euch nemlich bey allen euren Ausschweifungen doch selig

machen sollen. Ihr verlanget etwas zu eurem eigenen Schaden; da ihr ihre Hülfe nicht zur rechten Zeit, oder nicht zu dem rechten Ziele, und Ende begehret.

Es sey ferne von mir, daß ich euch von dem Vertrauen auf eure Sutzheiligen, von dem Gebethe zu eurem heiligen Schutzpatron, dem heiligen Jakobus, abwendig machen wollte. Nein, ich ermahne euch vielmehr, verehret ihn, verehret ihn eifrig, und beständig. Nur glaubet nicht, daß er damit schon zufrieden seyn könne, wenn ihr euch an dem heutigen Tage hier einfindet, und zu ihm bittet. Die angenehmste Verehrung ist ihm, wenn ihr ihm das ganze Jahr hindurch nachfolget, euren Feinden vergebet, wie er, den Einsprechungen Gottes, und dem Zurufen eurer Seelsorger, und Beichtväter folget, wie er, alles Gott zu lieb willig leidet, wie er. Bittet ihn immer in euren Anliegen um Hülfe; aber werdet nicht müde zu bitten, wenn er nicht gleich erhöret. Er weis die Zeit, wann es euch nützlich seyn wird, nicht ihr. Bittet ihn auch um zeitliche Güter, aber blos in der Absicht, in so weit sie euch, und den Eurigen zur Seligkeit nothwendig, oder nützlich sind. Ich will euch selbst, wenn ihr mit eurem Herzen folgen wollet, lehren, wie ihr ihn bitten sollet. Bringe uns, großer heiliger Apostel! bringe uns von Gott die Gnade zuwegen, daß wir einen

christ-

christlichen Wandel führen, daß wir das Gesetz der Liebe, gegen Gott, gegen den Nächsten, und gegen uns selbst erfüllen. Befreye uns von den Uebeln, die uns drücken, wann, und wie es zu unserm Seelenheile ist, und mache, daß diese unter deinem Schutze hier auf Erden stehende Pfarrgemeinde einmal zu dir ganz in dem Himmel wieder versammelt werde. Amen.

Predigt
auf
das Fest des heiligen Lorenz.

Text. Joh. 12.

Si quis mihi ministrat, me sequatur.

Wer mir dienet, der folge mir nach.

Eingang.

Man mag sagen, was man will, es giebt kein vortrefflicheres, kein heiligeres, kein vollkommneres Buch, als das Evangelium, das Lehrbuch, das uns Christus zum Unterrichte hin-

terlassen hat. Die erstern Christen sahen dieses gar wohl ein, und lasen es darum unaufhörlich, bis sie es ganz inne hatten, und durch ihren Lebenswandel ausdrückten. Möchten wir ihnen doch auch darinn nachfolgen, möchten wir die Zeit nicht auf Lesung schlüpfriger, gefährlicher, und der wahren Gottesfurcht sowohl, als dem Glauben gefährlicher Schriften verwenden, sondern in den Geist des Evangeliums einzudringen suchen. Manche, die es itzt nicht schätzen, manche, die itzt vielleicht gar mit Verachtung darüber wegsehen, würden bald andre Gesinnungen davon schöpfen, sich demselben niemal ohne heilige Begierde nähern, und es niemal ohne Vergnügen, und Besserung wieder weglegen. Noch einmal, es giebt bey aller Einfalt nichts so erhabenes, bey aller Kürze nichts so deutliches, bey aller Herablassung nichts so göttliches.

Nur gleich das heutige Stück des Evangeliums, das ich eben verlesen habe, soll es beweisen. Christus will uns die Lehre einschärfen, daß wir ihm nachfolgen, und warum wir ihm nachfolgen sollen. Warum sollen wir ihm nachfolgen? Weil er uns eine ewige Belohnung verspricht: Wenn mir einer gedienet hat, so wird ihn mein Vater ehren. Wie sollen wir ihm nachfolgen? Wir sollen unsre Seele nach seinem Beyspiele auf dieser Welt nicht lieben, sondern hassen. Weil man aber vielleicht Anstand

neh-

nehmen könnte, was diese Worte: Seine Seele hassen, bedeuten könnten, so erläutert er durch ein Gleichniß, und die Vorstellung seines eigenen Beyspieles alles: Ich habe, sagt er, eine neue Lehre gepriget, die aber itzt, so lange ich am Leben bin, noch nicht gar viele Früchte gebracht hat. Die Apostel, und einige andere Jüden glauben an mich. Weiter hat sie sich noch nicht ausgebreitet. Erst nach meinem Tode werde ich Früchte bringen, und meine Lehre wird sich in die ganze Welt verbreiten; denn gleichwie ein Getraidkörnlein, so lange es nicht in die Erde gesäet wird, allein bleibt, und keine andre hervorbringt, sobald es aber in der Erde abstirbt, eine Aehre treibt, und häufige Früchte erzeuget, so werde auch ich erst nach meinem Tode fruchtbar zu werden anfangen. Wer mir also nachfolgen, wer auch Früchte, wie ich, bringen will, der sterbe zuerst ab. Weil er aber Früchte auf dieser Welt bringen soll, so läßt sich dieses nicht von dem wahren leiblichen Tode verstehen, sondern er sterbe sittlicher Weise, und hasse seine Seele, er tödte ihre unordentlichen Begierden, an denen sie hängt.

Lasset uns aber, meine Geliebten! dabey nicht stehen bleiben, daß wir den Vortrag, und die Lehre des Heilandes in seinem Evangelium nur bewundern. Er will auch wirklich, daß wir ihm nachfolgen, und unsre Seele auf dieser Welt hassen; denn weil er will,

daß wir alle selig werden, so will er auch, daß wir nur dadurch selbe glückselig machen können: Wer seine Seele hasset in dieser Welt, der bewahret sie zum ewigen Leben. Wer mir dienet, der folge mir nach. Er sagt dieses nicht etwa nur zu Einsiedlern, und Klosterleuten, die es damal noch nicht gab, und sein Geboth muß noch erfüllet werden, wenn man diese alle vertilgen würde. Er sagt es nicht etwa nur zu den Aposteln. Alle müssen ihm nachfolgen, alle müssen ihre Seele verleugnen, auch die Leute, die mitten in der Welt leben, vom Bettler bis zum König.

Man will aber von diesem Gebothe des Erlösers in der Welt nichts wissen. Kaum denket man daran, wenn man es vorlesen höret. Es wird also gut seyn, wenn ich es erkläre. Man muß seine Seele hassen. Man wird es aber thun, wenn man sich selbst, und die Welt nicht unordentlich liebet. Das Geboth Christi wird also erfüllet, wenn man sich selbst nicht unordentlich liebet, dieß erkläre ich im ersten Theile. Es wird erfüllet, wenn man die Welt nicht unordentlich liebet, dieß erläutere ich im zweyten Theile. Ich schreite zum Beweise.

Der erste Theil.

Man liebe sich selbst nicht unordentlich.

Die Selbstliebe der Menschen besteht in drey Stücken, die an sich selbst gut, und von dem Urheber der Natur selbst eingepflanzet sind, aber erst durch einen Misbrauch unordentlich, und schädlich werden. Es ist die Begierde das Leben zu erhalten, die Begierde glücklich zu werden, und die Begierde sich zu erheben.

Allerdings hat Gott dem Menschen einen Trieb gegeben, an der Erhaltung seiner selbst zu arbeiten, für sein Leben zu sorgen, und seiner Zerstörung sich zu widersetzen. Es ist sogar ein Befehl Gottes, daß wir für unser Leben sorgen müssen. Und in so weit ist die Begierde sein Leben zu erhalten, und zu verlängern ordentlich, und löblich. Aber es können Zeiten, und Fälle kommen, wo die Sorge für unser Leben zu groß, und zu ausschweifend wird, und alsdann liebet man sich selbst unordentlich. In diesen Fällen befiehlt aber Christus, daß wir unsre Seele hassen, und ihre Begierde zum Leben mäßigen. In so einem Falle befand sich der heilige Laurentius. Er mußte entweder seinen Glauben verleugnen, oder sein Leben aufopfern. Die Selbstliebe wäre unordentlich gewesen, wenn er sein Leben mehr, als Gott

geliebet hätte. Darum hassete er seine Seele, er unterdrückte die Begierde nach dem Leben, und übertrug den Martertod. Können wir ihm darinn nicht nachfolgen, daß wir unser Leben für den Glauben aufopfern, so fehlet es uns doch nicht an Gelegenheit, die unordentliche Begierde nach dem Leben einzuschränken. Man muß sich nemlich nicht gar zu sehr in dieses Leben verlieben, als wenn man ewig auf dieser Welt zu bleiben, und kein anders Leben mehr zu erwarten hätte. Man muß den Tod nicht als das erschrecklichste Uebel betrachten, das uns widerfahren kann, und bey jeder geringen Krankheit, bey dem Tode unsrer Bekannten, bey Ansehung einer Leiche sogleich in Angst gerathen, als wenn man sogleich sterben müßte. Man erschricke also nicht zu sehr, sey vielmehr immer bereit, wenn es Gott gefallen wird, dieses Leben zu verlassen, und den Tod zur Strafe der Sünde, und Gott zulieb willig auszustehen. Man scheue sich nicht, seine Kräfte, seine Gesundheit anzuwenden, oder gar sein Leben in Gefahr zu setzen, wenn es darauf ankömmt, daß man seinem Nächsten in der Noth, in der Gefahr, in einer Krankheit beyspringen, wenn man Gott dienen soll. Kurz, wir müssen unser Leben zwar lieben, aber Gott noch mehr. Wir müssen uns selbst lieben, aber auch einige Gefahr nicht scheuen, wenn es die Liebe des Nächsten erfordert. Das will Christus von uns, wenn er sagt, wir sollen unsre Seele hassen.

Auch

Auch den Trieb glücklich zu seyn, und glückseliger zu werden müssen wir mäßigen. Die zweyte Art des Hasses gegen uns selbst. Es ist dem Menschen wieder sehr natürlich, daß er alle Uebel von sich zu entfernen, und alles Gute zu erhalten suche. So hat Gott unsre Natur gemacht, daß man immer nach einem größern Glücke strebe, oder wenigst in seinem vorigen Glücke sich zu erhalten trachte. Wäre dieses nicht, so würde man mit dem nächsten dem besten zeitlichen Glücke zufrieden seyn, und niemal nach Gott, und dem Himmel sich sehnen. Da wir aber dieses thun müssen, so ist unsre Begierde nach einer immer wachsenden Glückseligkeit nicht verwerflich, sondern gut. Aber sie wird eine unordentliche, und sündhafte Begierde, wenn wir ihr nicht entsagen wollen, sobald es die Liebe Gottes, oder des Nächsten von uns verlanget, wenn wir mehr nach unserm Glücke, als nach der Erfüllung des göttlichen Willens trachten. Und wie oft thun wir dieses? Oft schicket uns Gott eine Widerwärtigkeit, einen unvermutheten Zufall, der uns in unsre Absichten, in unsre Begierde nach dem Glücke, das wir schon zu haben glaubten, einen Strich machet. Da hasset euer Glück; denket, Gott will es nicht haben, daß ich es erlange, sonst hätte er mir diesen Zufall nicht geschicket, oder nicht zugelassen. Oft verlanget ihr etwas, das euch zu eurer Glückseligkeit nothwendig, scheinet. Aber ihr könnet es ohne Sünde nicht be-

gehren. Da hasset eure Begierde nach Glückseligkeit, hasset euch selbst. Oft wünschet ihr euch etwas, was an sich erlaubet ist; aber ihr könnet es nur durch sündhafte Mittel erhalten. Da hasset wieder eure Begierde nach Glückseligkeit. Oft könnet ihr nicht glückselig werden, wie ihr wünschet, wenn ihr nicht euren Nebenmenschen unglücklich machet, ihn stürzet, oder ihm einen Schaden an Ehre, oder an Glückesgütern zufüget. Da hasset wieder euren Trieb nach Glückseligkeit. Er ist nur eine unerlaubte, unordentliche Selbstliebe. Hasset euch selbst, oder eure Seele. Denket immer, daß ihr zwar zur Glückseligkeit erschaffen seyd; aber nur zu einer ewigen. Daß die zeitliche Glückseligkeit, eben weil sie zeitlich ist, einmal aufhören kann, und aufhören muß, daß es Gott, und nicht euch zukomme, die Zeit ihrer Dauer zu bestimmen.

Vor allem aber ist die Begierde, uns zu erheben, diejenige, die wir mäßigen müssen, wenn wir unsre Seele hassen wollen. Es ist dem Menschen zwar ein Trieb nach seiner Erhöhung angebohren. Es ist aber zugleich äußerst gefährlich, sich demselben zu überlassen. Ich habe mich schon einmal darüber erkläret, was die christliche Demuth sey. Sie besteht nicht darinn, daß man jene Gaben, und Talente, die uns Gott gegeben hat, nicht erkennen, sie unterdrücken, und verleugnen soll. Sie besteht nicht

darinn, daß man selbst Schimpf, und Verachtung suchen, sich durch eine äußerliche schmutzige Kleidung, durch eine altfränkische Tracht von andern unterscheiden soll. Nicht darinn, daß man glauben soll, man sey unter allen Menschen der niedrigste, und unwürdigste, sondern man soll Gott in den Gaben, die er uns, und andern gegeben hat, loben, man soll erkennen, daß man alles, was man hat, von ihm nicht verdienet, daß er blos aus seiner Gnade uns mehr, als den andern gegeben, daß wir gar nichts von ihm verdienet haben. Wie armselig ist also der Ruhm, den ihr euch wegen eurer Schönheit, wegen eurer Bescheidenheit, wegen eurem Verstande, und Einsichten beyleget? Hätte euch diese Dinge nicht Gott geschenket, blos geschenket, hätte er euch sie entzogen, ihr wäret so häßlich, so unbescheiden, so unvernünftig, als andre, über die ihr spottet. Pralet doch nicht mit eurem Reichthume. Gott hat ihn euch ohne alle Verdienste, oder er hat euch doch die Klugheit gegeben, mit der ihr ihn habet erwerben können. Verachtet andre nicht, wenn ihr eine feinere Lebensart, als sie, besitzet. Wer, als Gott, hat euch in die Umstände gesetzet, daß ihr sie erlernen konntet, und mußtet? Ohne dieses wäret ihr vielleicht so roh, und ungeschliffen, als andre, die dieses Glück nicht genossen haben. Erhebet euch nicht mit eurer Tugend, sie ist vielleicht nur eine Tugend aus Noth, weil ihr nicht Gelegenheit gehabt habet,

sie

sie zu verletzen. Vielleicht ist sie nur in den Augen der Menschen, die euch nicht kennen, in euren Augen, die ihr euch selbst nicht kennet, Tugend. In den Augen Gottes aber ein Greuel. Und was sie auch seyn mag, so ist sie doch immer nur ein freywilliges Geschenk Gottes. Lernet also, meine Lieben! die Selbstliebe in euch zu tödten, lernet die Liebe des Lebens, der Glückseligkeit, und der Erhebung eurer selbst zu unterdrücken, oder zu mäßigen. Und ihr werdet eure Seele in dieser Welt hassen, wie es Christus haben will. Doch das würde noch zu wenig seyn. Ihr müsset auch die Welt nicht unordentlich lieben.

Der zweyte Theil.

Man liebe die Welt nicht unordentlich.

Ich bin damit gar nicht zufrieden, wenn man so sehr über die Welt schmähet, wie es einige im Gebrauche haben, als wenn in der Welt alles nur böse, und ausgelassen, außer derselben aber alles gut wäre. Sie ist so schlimm nicht, als sich einige einbilden, und die Geistlichen, die sich nicht zur Welt rechnen, sind nicht immer so gut, als sie scheinen wollen. Wenn ich dieses sage, habe ich den wahrhaften, und würdigen Gliedern eines Standes nichts vergeben, und will eben so wenig jenen Lästerzungen

Bey-

Beyfall geben, die sich ein Vergnügen daraus machen, die alles mögliche Böse von den sogenannten Pfaffen herausschwätzen. Ich weis es auch gar wohl, daß selbst die heilige Schrift das Urtheil wider die Welt spricht. Aber nicht wider die Welt, sondern wider die unordentliche Liebe der Welt. Man darf die Welt lieben; aber weder die Seinigen, weder die Güter, weder die Ergötzlichkeiten derselben unordentlich lieben. Ich will dieses erweisen.

Man darf, wenn man sich selbst hassen will, die Seinigen nicht unordentlich lieben. Abraham hatte einen herzlich geliebten Sohn Isaak. Er umarmte ihn als den Sohn, durch den aller Welt Heil mitgetheilet werden soll. Er hielt ihn für den größten Schatz, den er hatte. Hat wohl der Herr diese zärtliche Liebe jemals getadelt? Nein. Der Herr sagte ihm nur: Nimm deinen eingebohrnen Sohn, den du liebest, nicht aber, den du nicht lieben sollest, und schlachte ihn auf einem der Berge, den ich dir zeigen werde. Er verwirft diese Liebe nicht, sondern will nur erfahren, ob er ihn mehr, als seinen Sohn liebet. Sobald er dieses weiß, weil Abraham ihn wirklich opfern will, sobald ist er zufrieden. Er wollte also nur, daß man ihn mehr, als diejenigen lieben soll, die wir lieb haben. Es ist also nicht nothwendig, daß man die Liebe zu gewissen Personen, die uns entweder besonders angehören, oder doch wegen

ih-

ihren Eigenschaften liebenswürdig scheinen, sogleich ablege, so lange sie uns zu keiner Sünde verleiten. Gott hat die besondere Freundschaft niemal misbilliget, sondern vielmehr in dem allgemeinen Gebothe der Liebe eingeschlossen. Aber man muß nur bereit seyn, diese irdische Liebe unter dem Gehorsame der göttlichen gefangen zu halten, das heißt, ihr zu entsagen, wenn es die Liebe Gottes, und des Nächsten will, daß wir ihr entsagen. Wer das Gegentheil behauptet, wird von falschen Grundsätzen verblendet, welche durch Unwissenheit von einigen gar zu eifrigen Christen in unsre Sittenlehre übertragen worden.

Wie wenig also zeigen jene, daß sie ihre Seele hassen, welche in die ihrigen so verliebet sind, daß sie Lust hätten, sich mit Gott zu zanken, wenn er ihnen ein geliebtes Kind, einen Vater, eine Mutter, einen Freund, oder eine Freundinn durch den Tod entreißet? Als wenn Gott etwas thun könnte, das nicht immer zu unserm Nutzen wäre, und nicht auch alsdann noch für uns sorgen müßte, wenn er uns jene Stütze genommen, auf die wir bisher unser ganzes Vertrauen gesetzet haben. Wir müssen, und dörfen die Freunde, die wir haben, die unsrigen gebrauchen, so lange er sie uns läßt; aber auch immer bereit, sie zu entbehren, wenn es seine Liebe erfordert. Und so muß man die unordentliche Liebe zu den Seinigen mäßigen, wenn man seine Seele hassen will.

Auch

Auch die Liebe zu den zeitlichen Gütern. Der heilige Apostel Paulus lobet die Hebräer mit folgenden Worten: Ihr habet den Raub eurer Güter mit Freuden erduldet, weil ihr wisset, daß ihr bey euch selbst eine bessere, und bleibende Habe im Himmel habet. Ich bitte euch, meine Geliebten! in diesen Worten des Apostel zwey Worte wohl zu unterscheiden. Er leugnet fürs erste nicht, daß der Verlust zeitlicher Güter den Hebräern nicht wehe that. Das hieß den Menschen befehlen, daß sie nicht Menschen seyn sollen, wenn sie nichts empfinden sollten. So lehrten ehemals einige heidnische Weltweisen, die aber niemal im Stande waren, das auszuüben, was sie lehrten. Christus kannte die Natur der Menschen besser, als daß er ihnen befehlen sollte, über den Verlust eines zeitlichen Gutes nicht traurig zu seyn. Aber dieser so natürlichen Traurigkeit ungeachtet, sagt der Apostel: Ihr habet den Verlust eurer Güter mit Freuden übertragen. Wenn euch gleich euer Verlust schmerzte, so hat euch doch dieses wieder getröstet, daß ihr den Ersatz desselben in dem Himmel zu erwarten habet.

Und hier sehet ihr sogleich wieder, daß es uns Gott nicht in Uebel nimmt, wenn wir bey dem Verlust zeitlicher Güter trauren, die er uns selbst als Mittel zu unserm Heile angewiesen hat. Aber wir müssen uns nur in der Traurigkeit wieder mit der

Hoffnung aufrichten, daß wir nach dieser Abwechselung des Glückes endlich eine andre Welt zu erwarten haben, welche uns beständig fortdaurende Güter geben wird. Wir müssen uns damit trösten, daß die Abwechselung nur kurz, der Genuß der wahren Güter ewig seyn wird. Auf diese Art werdet ihr die Liebe der Welt in Absicht auf die zeitlichen Güter einschränken, und eure Seele, die sich darnach sehnet, vernünftig hassen.

Itzt wollen wir auch noch kurz sehen, wie wir die unordentliche Liebe zu den Ergötzlichkeiten in der Welt mäßigen müssen. Hätte sich nicht Christus selbst so deutlich darüber erkläret, daß nur diejenigen seine Nachfolger sind, welche den Weg der Trübsal, und des Kreuzes wandeln, so wäre es noch einigermassen begreiflich, wie sich einige Menschen blos dem Vergnügen und den Ergötzlichkeiten überlassen, und vielleicht doch noch glauben können, daß sie ihre Seele hassen. Da es aber eine ausgemachte Wahrheit ist, daß nur der enge Weg zum Himmel führe, und die Ergötzlichkeiten dieser Welt, welche an sich nicht sündhaft, uns nur zur Erquickung, nicht aber zur einzigen Beschäftigung dienen dörfen, so weis ich nicht, wie es diejenigen Leute mit dem Gesetze Christi zusammen reimen können, die sich blos dieses einzige Geschäft machen, zwischen Schlafen, Essen, Trinken, Spielen, Schwätzen, und andern Unterhal-

haltungen abzuwechseln, welche so leben, als wenn sie blos zum Genuße dieser Welt erschaffen wären. Man glaube aber nicht, daß diese schwelgerische, und ganz weltliche Lebensart blos an den Höfen der Großen herrsche. Nein. Es giebt noch solche Müßiggänger, und Müßiggängerinnen genug, die sich niemals mit etwas Ernstlichem beschäftigen, sondern ihre Zeit nur in die Ergötzlichkeiten eintheilen, und die man gewiß für Heiden, und nicht für Christen halten würde, wenn sie nicht manchmal noch zum Schein ein christliches Zeichen von sich geben, wenn sie nicht manchmal ein wenig arbeiten müßten, damit sie doch ihre Pflichten einigermassen erfüllten. Wers sagen kann, daß diese ihre Seele hassen, wie es Christus befohlen hat, weis einmal nicht, was seine Seele hassen sey.

Beschluß.

Ich hoffe aber nicht, meine Geliebten! daß ihr es nun, nachdem ihr meine Predigt angehöret, auch nicht wissen sollet. Ich habe es euch ja deutlich erkläret, seine Seele hassen, sey der unordentlichen Liebe seiner selbst, und der Liebe der Welt entsagen. Man entsaget der unordentlichen Selbstliebe, wenn man sein Leben, seine Glückseligkeit, und seine Erhebung nicht zu sehr liebet, daß sie uns an der Liebe Gottes, und des Nächsten hinderlich werden. Man

entsaget der unordentlichen Weltliebe, wenn man die Seinigen, die Güter, und Ergötzlichkeiten dieser Welt nicht unordentlich liebet.

Hasset also eure Seele, wenn ihr sie für das ewige Leben bewahren wollet. Ich stelle euch das vortrefflichste Beyspiel davon in dem heiligen Laurentius vor. Er liebte sein Leben nicht zuviel, weil er die schmeichelhaftesten Anerbiethungen des Tyrannen ausschlug, seine Erhebung nicht zuviel, weil er für einen Christen, welche damals allgemein verachtet waren, angesehen seyn wollte. Die Güter, welche er zu verwalten hatte, theilte er unter die Armen, und seine Ergötzlichkeit war, auf dem Roste sich braten zu lassen, wie er es selbst bekennet, daß ihm die Kohlen nicht zur Marter, sondern nur zur Erquickung dienten. Folget diesem heiligen Beyspiele. Liebet euch, liebet die Welt nicht unordentlich; und so werdet ihr eure Seele für das ewige Leben bewahren. Amen.

Er=

Erste Predigt

auf

das Fest der Himmelfahrt Mariä.

Psalm. 45.

Sanctificavit tabernaculum suum Altissimus.

Der Allerhöchste hat seine Wohnung geheiliget.

Eingang.

Als der König Salomo dem Allmächtigen einen Tempel erbauet, und ihn durch die Priester einweihen ließ, stieg der Herr vom Himmel herab, und würdigte sich selbigen durch seine Gegenwart zu heiligen. Damals wurden die Worte Davids im fünf und vierzigsten Psalm wahr gemacht: Der Herr hat seine Wohnung geheiliget.

Als der Sohn Gottes auf die Welt herabkommen wollte, hat er auch seine Wohnung vorher zu-

bereitet, und geheiliget. Er sah sich zur Wohnung die heilige Jungfrau Maria aus, in der er die menschliche Natur annehmen wollte. Diese bewahrte er schon vorläufig vor der Erbsünde, und überhäufte sie auch schon vorläufig mit so vielen Gnaden, daß sie niemal eine wirkliche Sünde begieng, sondern ganz heilig war. Der Herr hat seine Wohnung geheiliget.

Als er diese Wohnung wieder verlassen, das ist, als er aus ihr ohne Verletzung ihrer Jungfrauschaft gebohren war, mußte sie auch noch heilig bleiben. Durch seine besondere Gnade blieb sie allzeit in ihrem Leben das Muster aller Tugenden, und das Vorbild, das wir nachahmen sollten. Ganz rein, ganz heilig, ganz bewundernswürdig. Der Herr hat seine Wohnung geheiliget.

Als er sie endlich von dieser Welt abgerufen, wurd ihre Heiligkeit erst vollkommen gekrönet. Er nahm ihre allerreineste Seele, und wie man gottselig glaubet, auch ihren reinesten Leib in den Himmel auf. Da ward sie nicht nur eine Heilige, wie andere, sondern die Königinn aller Heiligen; sie wurde durch die Ehren, die ihr wiederfuhren, eben so sehr über andere erhoben, als sie durch ihre Tugenden schon erhoben war. Der Herr hat seine Wohnung geheiliget.

Marianische Brüder, und Schwestern! Wir begehen heute das Fest der Himmelfahrt Mariä, das Fest, an dem sie in dem Himmel gekrönet worden. Es ist billig, daß wir es so begehen, daß wir einen Nutzen davon haben können. Eine blosse Betrachtung ihrer Himmelfahrt würde für viele zu langweilig, und vielleicht für alle zu unnütz seyn. Eine blosse Betrachtung des Nutzens, den wir von ihrer Himmelfahrt haben können, wäre vielleicht nicht zureichend, wenn wir uns nicht zuvor von ihrer Herrlichkeit überzeugten. Ich glaube also, sowohl meine meine Pflicht erfüllet, und der Absicht der Kirche entsprochen zu haben, wenn ich heute zeige, wie der Herr durch Aufnehmung Mariä in den Himmel seine Wohnung geheiliget hat.

Ja, meine Geliebten! er hat sie geheiliget. Er hat die allerseligste Jungfrau heute auf eine ganz besondere Art heilig gemacht. Man stelle sich da nichts von jenen blos zeitlichen Vorzügen vor, die ehemals David der Bethsabee, die Assuerus der Königinn Esther eingeräumet. Nein, da müssen wir alles größer, alles erhabener denken. Gleichwie beyde ehemals erhoben worden, um für das ganze Israel zu sorgen; so ist auch Maria heute in den Himmel aufgenommen worden, um für unser Heil zu sorgen. Ich will also, um die Absichten der Kirche zu befriedigen, heute zeigen, was Maria durch ihre Himmel-

fahrt erhalten, und was wir erhalten haben. Maria ist zur größten Würde erwählet worden, sie hat heute durch ihre Himmelfahrt die Würde einer Himmelskönigiun erhalten. Aber wegen eben dieser Himmelfahrt ist uns der Weg zur ewigen Glückseligkeit geöffnet worden. Sie ward einer Seits Königinn wegen ihrer Ehre, der erste Theil: anderer Seits wegen unserm Nutzen, der zweyte Theil. Diese beyde Rücksichten der Himmelfahrt Mariä heute zu betrachten, wird erst die Absichten der Kirche befördern. Ich hoffe um so viel eher ein geneigtes Gehör, als ich etwas vortrage, das die Ehre eurer Mutter eben so wohl, als euren Nutzen befördern kann. Ich hoffe noch weiter, nicht mehr von jenen Lästerzungen der Fromm-Einfältigen mishandelt zu werden, wenn ich in dieser Predigt nichts sage, als was gewiß wahr ist, und was ich als ein gut katholischer Christ nach den Grundsätzen unsers Glaubens verantworten kann. Uebrigens wird es mir gleich viel seyn, ob mich einige, die es nicht besser verstehen, wieder als einen Freygeist, und halb katholischen Prediger ausschreyen. Ich will nichts reden, als was ich vor Gott verantworten kann. Nach dem Urtheile eines jeden Menschen, oder eines jeden Weibes kann, und darf ich mich nicht richten. Ave Maria!

Der erste Theil.

Die Ehre, die Maria heute erhalten.

Die Ehre, welche Maria heute von ihrem göttlichen Sohne erhalten, scheint aus einer dreyfachen Quelle herzufließen. Er belohnte sie, weil sie tugendhaft, weil sie eine Jungfrau, und weil sie seine Mutter war.

Die Tugenden, welche der seligsten Jungfrau ihre Aufnahme in den Himmel zuwegen gebracht haben, sind vorzüglich ihre ausnehmende Liebe zu ihrem Sohne. Sie hatte ihn drey und dreyßig Jahre um sich gesehen, sie hatte den vergnügtesten Umgang mit ihm gepflogen, und ihr Herz hieng ganz an dem seinigen. Nun war ihr aber dieser ihr geliebtester Sohn durch den schmählichen Kreuztod entrissen worden. Man stelle sich vor, was für ein brünstiges Verlangen sie getragen haben muß, bald wieder mit ihm vereiniget zu werden. Alle Augenblicke wurden ihr zu Stunden, und alle Stunde zu Jahren. Sie verlangte herzlich aufgelöset zu werden, um mit Christo seyn zu können. Diese heiße Sehnsucht, dieses brünstige Verlangen nach ihrem göttlichen Sohne machte, daß ihre allerheiligste Seele schon auf der Erde gleichsam im Himmel schwebte, und mit Christo vereiniget war. Ihr göttlicher Sohn, der sie

eben so zärtlich liebte, als er von ihr geliebet wurde, wollte endlich ihre Liebe krönen, und sie zu sich in den Himmel nehmen.

Es glänzte an der seligsten Jungfrau außer ihrer sehnsuchtsvollen Liebe zu ihrem Sohne ferner eine unbeschreibliche Demuth, da sie als Mutter eines Gottes doch andern Weibern gleich gehalten, in dem niedrigsten Stande fortleben, und keine Vorzüge vor andern sich anmassen wollte. So eine Demuth, die nicht ihres gleichen hatte, verdiente auch eine ganz besondere Belohnung. Wegen dieser Demuth wurde Maria über alle Heilige, und Engel erhoben. Ihre Belohnung floß aus der Demuth. Ihre Standhaftigkeit im Leiden, ihre Ergebung in den göttlichen Willen, ihre Eingezogenheit, ihre Leutseligkeit, u. s. w. waren eben so viele Ursachen, warum ihr Gott heute die Krone der Herrlichkeit aufgesetzet. Sie war tugendhaft.

Sie wurde hernach heute belohnet, und mit Leib, und Seele in den Himmel aufgenommen, weil sie eine Jungfrau war. Ein in den Himmel aufgenommener Leib muß mit dem Licht der Unsterblichkeit, wie mit einem Kleide umgeben werden. Diesen Vorzug kann Gott keinem Leibe zugestehen, der sich jemals mit einiger Unreinigkeit beflecket hat. Er muß entweder allzeit rein verblieben seyn, oder die

Ma-

Mackel der Unreinigkeit durch ein bußfertiges Leben wieder gut gemacht haben. Nun werden wir leicht sehen, daß Gott seine heiligste Mutter auch dem Leibe nach mit dem Glanze der Unsterblichkeit umgeben mußte; denn welcher Mensch war jemals reiner, als sie? Sie, die auch an einem Engel erschrack, der ihr die Bothschaft von der Menschwerdung Gottes bracht? Sie, die niemals einigen Umgang mit einem Manne gepflogen? Sie, die eine Jungfrau vor, in, und nach der Geburt verblieben? Sie allein verdiente es vorzüglich, daß sie mit Glorie, und Ehre gekrönet wurde.

Lernet daraus, meine Geliebten! absonderlich ihr, die ihr eure Jungfrauschaft bisher unversehrt erhalten habet, lernet daraus, wie viel daran liege, daß ihr euren Leib niemal durch eine fleischliche Sünde beflecket, ihr bereitet ihm dadurch zu einer unbeschreiblichen Glorie in dem Himmel, zur ewigen Unsterblichkeit vor. Gleichwie ihr auf der Erde schon anfanget, wie Engel zu leben, so werdet ihr in der Auferstehung wie die Engel Gottes seyn. Eure Leiber werden in einem weit herrlicherem Glanze, und Lichte als derjenigen ihre erscheinen, welche sich auf dieser Welt den unreinen Wohllüsten preisgegeben. Ihr werdet durch eure Liebe zur Jungfrauschaft Gesellinnen der allerseligsten Jungfrau, und weil ihr in ihrem Dienste stehet, werdet ihr um soviel näher

ins

immer um sie seyn, und ihr nachfolgen, wohin sie immer geht, weil sie die Reinigkeit vorzüglich liebet, die ihr an dem heutigen Tage so einen herrlichen Triumph zu wegen gebracht. Trettet also hervor, begleitet sie schon itzt in Gedanken bey ihrem Einzuge in den Himmel, und seyd gewiß versichert, daß der Tag eures Todes einmal eben so freudig, und vergnügt seyn wird, wie der Tag ihres heiligsten Hinscheidens.

Endlich hat Maria die Ehre, welche sie heute in dem Himmel empfangen hat, vorzüglich ihrer Mutterschaft zu verdanken. Christus hat sie heute so in dem Himmel empfangen, wie ein Sohn seine Mutter, so ein Sohn so eine Mutter empfangen muß. Maria hatte auf dieser Welt nichts lieberes, als ihren Sohn. Sie erzog ihn mit der äußersten Sorgfalt, verlohr ihn mit Schmerzen, und fand ihn mit Freuden. Alles, was er empfand, empfand ihr zärtliches Mutterherz eben so sehr. Jesus liebte auch nichts so sehr, als seine Mutter, derer einziger Trost er im Leben gewesen war, und da er sie endlich verlassen mußte, war er noch besonders für die Zukunft auf sie bedacht, und empfahl sie der Sorge seines geliebtesten Jüngers Johannes an. Und nun, da sie heute zu ihm in den Himmel kam, mit welch innigster Entzückung, und Freude wird er sie nicht empfangen haben? Ich

will

will hier, weil doch ein Sünder, wie ich bin, niemals genug sich diesen zärtlichen Empfang vorstellen kann, statt miner den heiligen Bernhard, diesen zärtlichen Verehrer der heiligsten Jungfrau reden lassen. Wer kann dieses genug gedenken, mit welch einem gefälligen Blicke, mit welch heiterer Miene, mit welch göttlichen Umarmungen Maria von ihrem Sohne sey aufgenommen, und über alle Kreaturen erhoben worden? Sie ist aufgenommen worden mit so einer Ehre, welche einer solchen Mutter würdig, mit so einer Herrlichkeit, welche so einem Sohne geziemte. Es war für Maria schon das innigste Vergnügen, wenn sie ihren Säugling, ihren kleinen Sohn küßen konnte, mußte sie aber nicht unendlich mehr Wonne, und zärtliche Freude fühlen, da sie heute ihr auf dem Throne sitzender Sohn umfieng, und zärtlich mit einem Kuße grüßte, wie sie es schon bey ihrer Auffahrt mit der Braut in dem hohen Liede wünschte: Er küße mich mit dem Kuße seines Mundes. Was man von diesem Geheimniße noch auf einige Weise begreifen kann, ist dieses, daß niemal eine Mutter ihren Sohn so, wie Maria, niemal ein Sohn seine Mutter so, wie Jesus die seinige geliebet hat, und daß also niemal eine Mutter so sehr belohnet zu werden verdienet, und niemal ein Sohn seine Mutter so sehr belohnet hat. Es ist also gewiß: Die Ehre, welche Maria heute erhalten, kam daher, weil sie tugendhaft, weil sie eine Jungfrau,

frau, weil sie eine Mutter Gottes war. Sie ward eine Königinn des Himmels zu ihrer Ehre. Sie ward es auch zu unserm Nutzen.

Der zweyte Theil.

Der Nutzen, den wir erhalten.

Ich weis wieder nichts treffenderes davon zu sagen, als das, womit der heilige Bernhard seine Lobrede auf die Himmelfahrt Mariä beschließet: Sieh, gesegnete Jungfrau! spricht er, wir rufen dir, da du in den Himmel aufsteigest, wie wir können, nach, wenigst von weitem: Nach deiner Milde mache die Gnade, die du von deinem Sohne empfangen, der Welt bekannt, erhalte den Schuldigen Verzeihung, den Kranken Hülfe, denen, die in Gefahr sind, Beystand, und Befreyung durch deine heilige Fürbitte. Hierinn liegt alles, was ich euch noch zu sagen habe. Maria ist zu unserm Nutzen heute in den Himmel aufgestiegen. Sie ist daselbst als unser Vorbild, als unsre Fürbitterinn, als unsre Beschützerinn.

Sie ist in dem Himmel als unser Vorbild. Ich werde nicht müde, es euch, marianische Pflegkinder! so oft, als es mir möglich seyn wird, zu sagen, daß die vortrefflichste, und einzige ihr angeneh-

nehme Verehrung blos allein ihre Nachahmung ist. Gebethe, Rosenkränze, das Tragen ihres Skapuliers können ihr niemals gefallen, wenn sie nicht aus einem reinen Herzen kommen. Sehet, sie stellet sich euch in dem Himmel dar als eine Jungfrau. Sie will ernstlich, daß ihre Pflegkinder es auch seyn sollen, weil sie es an ihrem Beyspiele sehen, daß sie es seyn können. Jene ausgelassenen Weibspersonen also, welch in Geheim sich alle Ausschweifungen gegen die Reinigkeit erlauben, welche öffentlich durch frechen, und eiteln Anputz, durch Blicke, und schlüpfrige Gespräche andern Gelegenheit zur Sünde geben, gefallen ihr gewiß nicht, gehören gewiß nicht unter ihre Pflegkinder, wenn sie auch noch so andächtig den Rosenkranz abbethen, und bey ihren Versammlungen erscheinen. Sie stellet sich in dem Himmel dar als ein Vorbild der Demuth. Wird sie wohl jene unter ihre Pflegkinder zählen, welche blos aus Eitelkeit, oder Ueppigkeit hier in der Kirche vor ihr erscheinen, damit sie gesehen werden? Welche wegen einem Fetzen Gewand, den sie auf dem Leibe tragen, wegen einem Bischen vielleicht nur eingebildeter Schönheit über andre wegsehen, und sie verachten? Sie stellet sich in dem Himmel uns als ein Vorbild der Eingezogenheit, der Sanftmuth, der Frömmigkeit, und aller andern Tugenden dar. Könnet ihr wohl glauben, daß ein blos schläfriges, und aus Gewohnheit dahergesagtes Gebeth euch ihre Gunst er-

erwerben werde, wenn ihr dabey immer ausgelassen, immer feindselig, immer schlimm, und lasterhaft bleibet? Nein, sie verlanget reine, und fromme Verehrer. Und alsdann kann man auch sicher erwarten, daß sie unsre Fürbitterinn seyn werde. Die zweyte Absicht, warum sie in dem Himmel ist, der zweyte Nutzen, den wir von ihrer Himmelfahrt haben.

Gott kennet seine Geschöpfe, die er gemacht hat. Er weis, daß wir schwach sind, daß wir uns niemal an ihn, weil er ein gerechter, und strenger Richter ist, unmittelbar zu wenden getrauen, er weis, daß sogar alsdann, wenn wir uns an ihn wenden, doch unser Gebeth selbst noch fehlerhaft seyn wird. Er kömmt also unsrer Schwachheit zuvor, und giebt uns Fürbitter, welche ihr Gebeth mit dem unsrigen vereinigen, solche Fürbitter, an denen er nichts mehr auszusetzen hat. Solche Fürbitter sind die Heiligen Gottes, und vorzüglich seine heiligste Mutter. Da sie mit ihrem göttlichen Sohne innigst vereiniget ist, da ihr in ihm all unser Thun gegenwärtig ist, erkennet sie alle unsre Anliegen. Da sie nach ihrem göttlichen Sohne uns Menschen am zärtlichsten liebet, ist sie bereit, uns durch ihre Fürbitte bey Gott zu helfen. Da sie endlich bey ihm in höchsten Gnaden steht, und was sie will, erhalten kann, soferne es zu unsrer Selig-

keit

keit gereichet, so wird sie uns auch helfen, sie wird unsre stärkste Fürbitterinn seyn. Sie weis, was uns fehlet, sie will uns helfen, sie kann uns helfen, weiter brauchet es nichts mehr. Wir dörfen also unser Vertrauen sicher auf sie setzen, ohne daß wir den nichtsbedeutenden Vorwurf unsrer Glaubensgegner zu befürchten hätten, als wenn wir den Sohn Gottes beleidigten; weil nach unserer Lehre Maria selbst ohne ihren göttlichen Sohn nichts kann, und alles durch ihn allein zuwegen bringt, der sie in den Stand gesetzet, daß sie es zuwegen bringen kann.

Endlich haben wir an Maria auch eine Beschützerinn in dem Himmel erhalten. Der dritte Nutzen, den uns ihre Himmelfahrt verschaffet hat. Freylich wachet eine göttliche allgemeine, und besondere Vorsehung über uns, die uns von allem Uebel bewahren kann. Aber so wenig diese Vorsehung unser eigenes Gebeth überflüßig machet, eben so wenig folget daraus, daß wir keine fremde Beschützer nothwendig hätten. Die Vorsehung wachte auch über Loth. Aber ohne die Fürbitte Abrahams wäre er eben sowohl ein Raub der Flammen geworden, als die fünf Städte, die der Herr vertilget hat. Das Gebeth des Gerechten gilt sehr vieles. Es kann Uebel, die uns ohne unser Vorwissen drohen, und die Gott über uns verhängen würde, von uns abwenden. Um wie viel mehr müssen wir also auf

das Gebeth der heiligsten Jungfrau unser Vertrauen setzen, und sie als unsre Beschützerinn ansehen? Sie weis, daß wir in unzähligen Gefahren des Leibes, und der Seele leben, sie kennet alle Uebel, die wir verdienet haben, und da sie die nächste bey Christo ist, und in besondern Gnaden bey ihm steht, weis sie es besser, als jeder andre Heilige. Sie weis, daß wir wegen unsern Sünden täglich von ihm gestrafet zu werden verdienen. Sie weis endlich, wie er uns wirklich strafen will. Weil sie nun ihren Schutz Niemanden versaget, können wir nicht mit einem kindlichen Vertrauen von ihr hoffen, daß sie sich unsrer allzeit annehmen, und uns beschützen werde. Ja gewiß, wir können, wir müssen es hoffen, wir müssen sie so ansehen, als wenn sie von Gott eigens zu unsrer allgemeinen Beschützerinn wäre aufgestellet worden. Sehet also den Nutzen, den wir von ihrer Himmelfahrt haben. Sie ist in dem Himmel als unser Vorbild, als unsre Beschützerinn, als unsre Fürbitterinn.

Beschluß.

Erfreuen wir uns also an diesem Tage der Herrlichkeit Mariä, woran der Herr seine Wohnung geheiliget hat. Dieß ist der Tag, woran sie unaussprechliche Ehre als eine Tugendhafte, als Jungfrau, und Mutter Gottes erhalten hat. Dieß

ist

ist der Tag, woran wir in dem Himmel ein Vorbild, eine Fürbitterinn, und Beschützerinn erhalten haben.

Du also, göttliche Mutter! genieße den Lohn deiner Tugenden in dem Himmel; sieh aber auch zugleich auf uns deine Diener, und Dienerinnen auf die Erde herab. Rede für uns zu dem Herze deines Sohnes. Rede; denn dein Sohn erhöret dich: Wir bitten dich nicht um menschliche Hoheiten, und Ehre. Erlange uns jene Demuth, wegen welcher du gekrönet worden, und überzeuge uns, daß wir durch nichts, als durch die Demuth groß werden können. Erhalte allen, sonderlich den noch Unbefleckten die Liebe, und Hochschätzung der Reinigkeit, durch welche sie dir ähnlich werden können. Erlange uns, daß wir das Laster fliehen, das dir zuwider ist, und dir in allen Tugenden nachfolgen, damit du alle deine Pflegkinder einmal im Triumphe deinem göttlichen Sohne vorstellen könnest, wie dich heute die Engel ihm vorgestellet haben. Amen.

Zweyte Predigt
auf
das Fest der Himmelfahrt Mariä.

Text. Luk. 10.

Domine! non est tibi curæ, quod soror mea reliquit me solam ministrare? Dic ergo illi, ut me adjuvet.

Herr! achtest du es nicht, daß meine Schwester mir allein die Bedienung überläßt? Sage ihr doch, daß sie mir helfe.

Eingang.

An dem heutigen Festtage erinnert uns die katholische Kirche an das selige Hinscheiden der Mutter Gottes aus dieser, und an ihre glorreiche Aufnahme in den Himmel in jener Welt. Da wir weder von ihrem Tode, noch von ihrer Himmelfahrt etwas anders gewiß wissen, als daß jener in

den

den Augen des Herrn kostbar, nnd diese so glorreich gewesen, als sie immer für eine solche Mutter eines solchen Sohnes seyn mußte; so wollen wir vielmehr miteinander über etwas heute eine Betrachtung anstellen, die für alle Leute, für alle aus uns, nützlich seyn kann, und gewiß auch seyn wird, wenn wir selbige mit der gehörigen Aufmerksamkeit machen.

Was war die Ursache, daß die Mutter Gottes so glückselig starb, und so herrlich in den Himmel aufgenommen worden? Und was müssen wir thun, damit uns dieses Glück auch wiederfahre? Darüber nachzudenken, meyne ich, sey doch der Mühe werth, sey sogar eine besondere Pflicht für euch, die ihr in der hiesigen Pfarrkirche heute die in den Himmel aufgenommene Mutter Gottes als eure Schutzpatronium verehret.

Nun ja, sehen wollen wir heute miteinander, meine lieben Zuhörer! warum Maria so glückselig gestorben, und so sehr in dem Himmel verherrlichet worden. Die Ursache ist bald gefunden. In jener Welt wird Niemand glücklich, aus dieser Welt scheidet Niemand vergnügt, und zufrieden ab, als der hier schon angefangen hat, glücklich zu seyn. Nichts machet uns aber auf dieser Welt wahrhaft glücklich, als die Tugend. Nicht Geld, und Gut, nicht Ehren, nicht Wohllüste sind das wahre Glück des Men-

schen. Alle diese Dinge erlangt man mit vieler Mühe, genießt sie oft mit Eckel, und verliert sie allzeit mit Verdruß. Nicht alle irdische Weisheit, und wenn wir mehr verstünden, als alle Menschen zusammen, wenn wir den Nutzen eines jeden Kräutchens, die Absicht, warum jeder Stern am Himmel, jedes Thier, jeder Stein, jedes Metall auf der Erde wäre, wüßten. Das wäre noch kein befriedigendes, immer fortdauerndes Vergnügen. Nur allein der Tugendhafte hat Trost im Leiden, ist mäßig im Vergnügen, sieht eine glückselige Ewigkeit vor, wo er seine Freude, sein Vergnügen erst vollkommen machen, und allzeit zufrieden seyn wird.

Ich wiederhole also meine Frage noch einmal: Warum starb dann die Mutter Gottes so zufrieden, und warum wurde sie so herrlich in dem Himmel empfangen? Oder vielmehr, warum war sie in dieser Welt schon so glückselig, und setzte diese Glückseligkeit in jener Welt fort?

Als der Engel sie grüßte, und ihr verkündete, daß sie die Mutter Gottes werden sollte, gab sie zur Antwort: Sieh, ich bin eine Dienerinn des Herrn. Mir geschehe nach deinem Worte. So handelte sie aber nicht nur damals, sondern in ihrem ganzen Leben hatte sie kein anders wichtigeres Geschäft, als ihrem Berufe nachzukommen, zu dem

sie

sie Gott bestimmet hatte. Sie sah selbst ihre Unterwerfung unter den göttlichen Willen, oder was eines ist, ihre Demuth als die einzige Ursache an, warum Gott so große Dinge an ihr gethan hat. Weil der Herr auf die Demuth seiner Magd gesehen hat — hat der Allmächtige große Dinge an mir gethan (*a*).

Hieraus folget nun: Wer einmal so vergnügt sterben, wie Maria, und so in den Himmel will aufgenommen werden, wie sie, der muß auch hier seinem Berufe freudig nachkommen. Damit man aber dieses thue, muß man überzeugt seyn, daß Gott jeden an den Platz gesetzet hat, der für ihn der beste ist, und daß es unvernünftig sey, Gott hierinn einreden zu wollen. Ich sage also: Um selig zu werden, wie Maria, muß nur jeder thun, was sein Stand von ihm erfordert, oder muß mit seinem Stande zufrieden seyn, und dieß aus zwoen Ursachen: Erstens weil uns Gott gewiß in den Stand gesetzt hat, der für uns der beste ist, und weil jeder andre, den wir wünschen, für uns schädlich wäre. Gott allein versteht, was für jeden gut ist. Wir aber nicht, und folglich sollen wir ihm auch nicht einreden. Ich werde euch dieses nach Anleitung des heutigen Evangeliums zeigen, und bitte nur Gott noch um seinen Beystand durch die Fürbitte der glor-

(*a*) Luk. 1, 48. 49.

reich in den Himmel aufgenommenen Mutter Gottes: Ave Maria!

Der erste Theil.

Gott hat uns in den Stand gesetzt, der für uns der beste ist.

Jesus, wann er nach Jerusalem gieng, pflegte insgemein bey zwoen frommen Schwestern Martha, und Maria einzukehren. Martha war eine fleißige Hauswirthinn, die sich alle erdenkliche Mühe gab, ihren Gast, den sie so hoch schätzte, nach Würden zu bedienen, indeß ihre stillere Schwester zu den Füßen desselben saß, seinen Unterricht anzuhören. Die ganze Last der Arbeit fiel also auf die gute Martha. Sie hielt eine Weile ruhig aus, weil sie immer hoffte, ihre Schwester werde bald nachkommen, und ihr aushelfen. Aber diese wollte nicht kommen, und blieb immer bey dem Heilande. Endlich als ihr die Arbeit zuviel wurde, tratt sie vor den Erlöser, und sagte ihm: Herr! achtest du es nicht, daß meine Schwester mir allein die Bedienung überläßt? Sie glaubte nemlich, Jesus hätte es übersehen, daß sie die Arbeit allein träffe. Sie wollte ihm begreiflich machen, daß ihr allein zuviel aufgebürdet worden.

Aber der Heiland zeigte ihr gleich, daß er es gar wohl wisse, wie viele Geschäfte sie zu verrichten habe: Martha, Martha, sprach er, du bist sorgfältig, und bekümmerst dich um sehr viele Dinge. Ich weis, wie viel du zu thun hast. Aber ein einiges ist nothwendig. Maria hat für ihren Theil das Beste gewählt, das ihr nicht soll genommen werden. Er tadelt die Martha nicht überhaupt, daß sie sich bestrebte, ihn zu bedienen. Es mußte doch auch Jemand daseyn, der das Hauswesen besorgte. Nur sogar ängstlich hätte sie sich nicht darum annehmen sollen. Er sagt, Maria hätte auch recht gethan, daß sie ihm indessen zugehöret, dieß wäre für sie der beste Theil. Jesus wußte also ganz wohl, was jede aus beyden Schwestern that, er misbilligte keines. Martha sollte arbeiten; nur nicht zuviel, weil er sich blos mit dem Nothwendigen begnügte — Du bekümmerst dich um vieles, und ich brauche nur das einzige Nothwendige. Und folglich hat Maria itzt Zeit genug, mich anzuhören, welches für sie das beste ist.

So weiset Gott jedem Menschen auf der Erde seinen Stand an, und jedem denjenigen Stand, der für ihn der beste ist. Einer muß arbeiten, wie Martha, der andere, wie Maria, das Gesetz Gottes lernen. Freylich sollte nach dem Willen des Erlösers Martha nicht blos arbeiten, sondern auch ihn anhö-

ren, Maria nicht blos allein ihn anhören, sondern hernach wieder arbeiten; aber doch sollte sich jede auf ein gewisses Geschäft besonders verlegen. Diese Bestimmung zu einem gewissen Geschäfte, zu einem gewissen Stande nenne ich den Beruf, den Gott jedem anweiset. Und ich sage, dieser Beruf, dieser Stand sey für jeden der beste, das heißt, derjenige, in welchem er am leichtesten vergnügt leben, und selig sterben könne.

Ihr wisset es aus dem Unterricht, den ihr von Jugend auf empfanget, daß jeder erschaffen ist, Gott zu dienen, und selig zu werden. Also alle Kräfte, alle Eigenschaften, die uns Gott gegeben hat, haben wir von ihm nur erhalten, damit wir durch die gute Anwendung dieser Kräfte, und Eigenschaften selig werden sollen. Einem hat Gott mehrere Stärke, eine dauerhaftere Gesundheit, dem andern wenigere Leibeskräfte, und eine schwächlichere Gesundheit verliehen. Hingegen hat der andere einen bessern, und geliernigern Kopf, einen durchdringendern Verstand, der dem erstern fehlet. Mit einem Worte, die Kräfte des Leibes, und der Seele hat Gott gar verschieden ausgetheilt. Da nun auf der Welt nichts umsonst ist, so muß Gott auch eine weise Absicht gehabt haben, warum er diese Kräfte unter uns so ungleich ausgetheilet hat. Diese Ursache aber ist keine andere, als daß jeder auf eine besondere seinen Kräften angemesse-

messene Art, das heißt, in seinem besondern Berufe Gott dienen, und sich selig machen soll.

Ein unendlich weiser Gott mußte es von Ewigkeit her wissen, wie viele Könige, Fürsten, Soldaten, Kaufleute, Bürger, Handwerksleute, Beamte, und Bauern, Reiche, und Arme er brauchte, um jenen Endzweck zu erreichen, den er sich bey Erschaffung unsrer Erde vorgesetzet hat, nemlich die mögliche größte Glückseligkeit des Ganzen, und eines jeden ins besondere zu bewirken. Er hat also von Ewigkeit her beschlossen, wie viele Könige, Fürsten, Soldaten, Kaufleute, Bürger, Handwerksleute, Beamte, und Bauern, Reiche, und Arme seyn sollen bis ans Ende der Welt, und gerade soviel, nicht mehr, und nicht weniger werden auch seyn. Seine unendliche Weisheit hat wieder vorher gesehen, wie viel, und was für Kräfte, und Eigenschaften ein jeder in seiner Zeit, und in seinen Umständen nöthig haben wird, um das thun zu können, wozu er bestimmt war. Und gerade so viele Eigenschaften, und Kräfte hat er einem jeden gegeben, nicht mehr, und nicht weniger. Endlich mußte diese unendliche Weisheit Gottes auch erkennen, daß alle Kräfte, und Eigenschaften nichts nützen, wenn man keine Gelegenheit hat, sie zu gebrauchen. Also mußte er auch jeden Menschen an einem solchen Orte, von solchen Eltern, in einer solchen Zeit, unter solchen Umständen

gebohren werden lassen, wo er den besten Gebrauch von seinen Eigenschaften, und Kräften machen konnte.

Hätte Gott dieses nicht gethan, so hätte er es entweder nicht thun können, und alsdann wäre er nicht allmächtig. Hätte er es nicht verstanden, wie er es machen müßte, so wäre er nicht allwissend. Hätte er es nicht thun wollen, so wäre er nicht unendlich gütig gegen uns. Also ist es eine so ausgemachte Wahrheit, als daß Gott Gott ist, daß Gott jeden in den Stand gesetzet hat, der für ihn der beste ist, und in welchem er am leichtesten hier zufrieden leben, und in jener Welt ewig glückselig werden kann.

Aber warum sagt man dann: Dieser, und jener habe seinen Beruf verscherzet, er habe seine Talente nicht angewendet, wenn ein jeder in den Stand gesetzt wird, der für ihn der beste ist? Da müsset ihr, meine Lieben! recht wohl unterscheiden, daß es nicht einerley sey: Gott hat mich zu einem gewissen Stande berufen, hat mir alle nothwendigen Kräfte dazu gegeben, und wieder: Ich bin in dem Stande, in dem mich Gott haben wollte. An Gott fehlet es niemals, wenn ich diese Sache wohl überlege, ehe ich einen Stand wähle, mich dazu tauglich mache, und ihn um seine Gnade anrufe, daß er mich den Stand erkennen lasse, zu dem er mich berufen, so bin ich auch gewiß, daß ich sodann in dem Stande bin, in dem mich

mich Gott haben will. Uebereile ich mich aber in der Wahl meines Standes, bitte ich Gott nicht um seine Erleuchtung, lasse ich mich blos von einer blinden Leidenschaft verleiten, einen gewissen Stand zu wählen; dann ist der Fehler bey mir, ich bin nicht in dem Stande, in dem mich Gott haben wollte. Kann ich nun nicht mehr zurücke tretten, und meine Fehler ganz gut machen, so will wenigst Gott, daß ich in diesem Stande mich so gut betrage, und halte, als ich kann.

Hierinn, meine Geliebten! muß also auf dieser Welt unser Trost bestehen: Ich bin in dem Stande, den Gott für mich bestimmet hat. Glaubet nicht mehr, daß ihr von ungefähr in den Stand gekommen, in dem ihr seyd, sehet ihn nicht als eine Strafe an. Sonst muß freylich alle Freude zur Arbeit, alles Vergnügen darinn verschwinden. Viel weniger aber sagt: Der Teufel hat mich in diesen Stand, in diese Ehe, in dieses Haus geführet. Es sollte einer lieber, ich weis nicht was, als ein Bauer, als ein Handwerksmann werden. Man muß sich so viel plagen, und hat doch nichts davon. Wenn ihr so denket, oder redet, versündiget ihr euch schwer an Gott. Nicht der Teufel, Gott hat euch in euren Stand gesetzet, wenn ihr anders euren Beruf nicht aus eigener Schuld vernachläßiget habet. Er brauchte Bauern, und Handwer-

werker, Reiche, und Arme, und hat jeden aus euch zu dem gemacht, wozu er ihn haben wollte, und wozu er ihm Kräfte gegeben hat. Ungerecht aber ist es, wenn ihr saget: ihr müßtet euch viel plagen, und hättet nichts davon. Ist das nicht wahrer, einziger Trost eines Christen, wenn er weis, daß er in dem Stande ist, in welchen ihn Gott gesetzet hat? Kann so ein Mensch nicht auch die sauerste Arbeit mit Freuden, und Vergnügen verrichten? Er weis, daß er in allem, was er nach seinem Berufe thut, den Willen Gottes thue. Ihr möget ackern, säen, schneiden, dreschen, Holz hauen, als ein Dienstboth die Arbeit verrichten, die euch eure Meisterschaft aufgeleget, ihr möget als eine Hausmutter mit euren Kindern viel auszustehen haben, ihr möget als ein Hirt auf dem Felde das Vieh hüten, große, und kleine Werke sind Erfüllung des göttlichen Willens, ihr dienet nicht euch, nicht den Menschen, sondern Gott durch, wie es dann der heil. Paulus ausdrücklich sagt: **Dienet mit gutem Willen, ihr dienet Gott, nicht den Menschen** (*b*). Denn Gott hat euch in diesen Stand gesetzet, und will, daß ihr das thun sollet, was ihr thut. Gerade das ist für euch das nützlichste, und beste. Klaget nicht mehr mit der Martha: Herr! achtest du es gar nicht, daß ich allein arbeiten muß, daß ich dienen, und mein Brod so sauer gewinnen muß. Gott weis ja

das

(*b*) Ephes. 6, 7.

das alles schon, weil er euch selbst in diesen Stand gesetzet hat. Jeder andre Stand würde für euch nicht so gut seyn. Ihr würdet nicht so vergnügt darinn leben, und so selig sterben können.

Der zweyte Theil.

Jeder andre Stand wäre uns schädlich.

Ich weis gar wohl, was sich die Leute insgemein einbilden: Haben es doch andre so gut, sie arbeiten gar nichts, oder doch wenig, und haben doch die besten Tage. Hätte es dann Gott nicht anders einrichten können, daß es mir auf der Welt auch besser gegangen wäre? Sie glauben, die Sache besser zu verstehen, als Gott, und wollen ihm immer einreden. Wie sehr sie sich hierinn irren, werde ich gleich zeigen.

Martha scheint auch so gedacht zu haben. Es war ihr nicht recht, daß sie allein die Arbeit verrichten, und ihre Schwester, wie sie glaubte, müßig dasitzen sollte. Der Heiland, dachte sie, sollte das nicht leiden, er sollte es merken, daß es mir zu hart geht. Weil aber Jesus nichts dergleichen that, als wollte er ihr die Maria zu Hülfe schicken, meynte sie, es wäre Zeit, ihn daran zu erinnern. Sage ihr, sprach sie, befiehl ihr, daß sie mir helfe, damit es mir leichter werde. Mar-

Martha hatte unrecht, und ihr habet es auch, wenn ihr euch in einen andern Stand wünschet, als in den, welchen euch Gott angewiesen hat. Maria, wenn sie gleich sonst auch nicht feyern durfte, mußte nach dem Willen Gottes eben damals den Unterricht des Heilandes anhören, und Martha, wenn sie gleich auch sonst den Unterricht anhören mußte, mußte damals arbeiten, ob sie gleich mehr gethan, als nothwendig war.

Gott, meynet ihr, soll euch in einen andern Stand gesetzet, oder wenigst den, in welchem ihr lebet, für euch erträglicher gemacht haben? Aber in eurem Stande, auf diesem Hofe, wo ihr lebet, in diesem Dienste, den ihr habet, in dieser Profeßion, die ihr treibet, mußte doch auch Jemand seyn. Sonst hätte Gott ganz eine andere Einrichtung machen müssen, es wäre ganz anders gegangen, als es izt geht. Das wäre aber zuviel begehrt, wenn Gott wegen eurer größern Bequemlichkeit die Welt anders hätte einrichten sollen. So hätte Gott einen andern an euren Platz setzen sollen? Gut. Wenn nun aber der auch wieder nicht zufrieden wäre, und klagte, wie ihr? So hätte er einen dritten nehmen müssen, und weil entweder ihr kein Recht zu klagen habet, oder der dritte hat es auch, den vierten, und so ins unendliche. Hieß aber das nicht die Majestät Gottes unendlich herabsetzen,

wenn er nichts thun dürfte, außer er fragte zuvor die Menschen, ob es ihnen so recht wäre? Kann dann der Hafner, fragt der heilige Paulus, nicht aus dem nemlichen Leimen ein vornehmeres, und ein schlechteres Geschirr machen? Ist er nicht über den Leimen Herr? Darüber dürfet ihr also schon gar nicht klagen, daß euch Gott nicht in einen andern Stand gesetzet. Er brauchte einen Bauern, einen Dienstbothen, einen Mann gerade für dieses Weib, und ein Weib gerade für diesen Mann, und das solltet ihr seyn. Er hat es so gewollt. Was habet ihr dagegen einzuwenden?

Aber so hätte doch Gott euren Stand für euch erträglicher machen sollen? Er hätte nicht so viele schwere Arbeit, und Widerwärtigkeiten, er hätte bessere Tage damit verbinden sollen? Auch dieses Begehren ist wieder eben so unbillig. Muß dann nicht doch Jemand seyn, der das Feld bauet, die Früchte einsammelt, Dienstbothen hält, u. s. w. Und kann das ohne Wunder seyn, ohne daß man viele Mühe, Arbeit, und Verdruß dabey hat? Ist es möglich, daß Gott andern Menschen ihren freyen Willen nimmt, wenn sie euch schaden wollen? Kann er wegen euch allein gutes Wetter, oder Regen schicken, wie ihr es gerne hättet, ohne daß er dabey den Lauf der Natur umkehre? Muß der liebe Gott nicht für die ganze Welt zugleich sorgen? Ist aber dieses,

so kann es sich oft fügen, daß da schönes Wetter seyn muß, wo ihr gerne Regen hättet, und auch umgekehrt. Eben so sind alle Widerwärtigkeiten mit dem Weibe, mit dem Manne, mit den Kindern, u. s. f. für euch, wie ihr meynet, freylich überflüßig, und beschwerlich. Aber Gott kann sie nicht verhindern, weil doch immer wieder das, was ihr für schädlich haltet, für die übrige Welt nützlich ist.

Und warum haltet ihr euch darüber auf, daß es andern Leuten besser gehe, als euch? Wisset ihr dann das gewiß? Nun ja, wenn ihr meynet, die Glückseligkeit bestehe in bessern Essen, und Trinken, in weniger Arbeit, als ihr habet; dann kann ich euch nicht Unrecht geben. Aber gerade das ist nicht wahr. Jeder meynt, er sey der Unglücklichste, weil er das nicht hat, was andre haben. Aber er sieht nicht, was andern fehlt, und was er hat. Und daß es ihnen fehlt, das thut ihnen gerade so wehe, als es euch thut, daß ihr nicht habet, was ihr verlanget. Ich bin versichert, daß jeder gemeine Mann, wenn er es wahrhaft erkennete, was für Plagen die haben, die er für so glücklich hält, gerne wieder zu seinem Pflug, zu seiner Arbeit zurücke kehren würde. Die Leute in der Stadt sagen: O wie gut, wie schön ist das Landleben. Und auf dem Lande sagt man: Wie gut haben es die Leute in der Stadt. Ist das nicht ein gewisses Zeichen, daß Niemand auf der

Erde ganz glückselig ist, oder daß es nur der seyn kann, der mit seinem Stande zufrieden ist.

Wir wollen es aber annehmen, ihr wäret wirklich in einem andern Stande, als in dem ihr wirklich seyd, nachdem euch Gott zu eurem itzigen Stande bestimmet hat. Würde euch das etwas nützen? Würde es euch nicht vielmehr schädlich seyn, und zur gewissen Verdammniß den Weg öffnen. Anders, als ihr itzt seyd, hat euch Gott nicht erschaffen können, ohne daß er die Ordnung der ganzen Welt abgeändert hätte, wie ich bereits gezeigt habe. Ihr solltet Bauern, Dienstbothen, Handwerksleute, u. s. w. seyn. Dazu allein gab er euch die nothwendigen Kräfte, und Eigenschaften. Wäret ihr nun mit diesen Kräften, und Eigenschaften in einen andern Stand gekommen, so würdet ihr euch gar nicht darein zu schicken wissen, als Fürst, als Richter, als Kaufleute hundert Fehler begehen, und darum vor Gott auch eine schwere Verantwortung haben. Ihr würdet mit euren Gaben gewiß nicht selig werden.

Ich sage euch da nichts, als was Gott selbst sagt: Ein jeder hat eine eigene Gabe, ein anderer so, ein anderer aber so. Jeder bleibe in dem Berufe, zu dem er berufen ist. Ist er auch ein Knecht, so ist er doch vor dem Herrn frey (c). Und an einem andern Orte sagt eben dieser

(c) 1. Cor. 7, 7. 20—22.

ser Apostel: Die Einrichtung in dieser Welt sey die nemliche, die unter den Gliedern des menschlichen Leibes ist. Das Aug soll blos Aug, und das Ohr blos Ohr seyn. Mit dem Ohre können wir nicht sehen, und mit dem Auge nicht hören. Eben so ungeschickt ist es, wenn ihr in einen andern Stand verlanget, zu dem euch Gott nicht bestimmet, und eben darum auch die nothwendigen Eigenschaften nicht gegeben hat.

Beschluß.

Nun werdet ihr die Bitte sehr gerecht, und billig finden, die ich an euch thun will. Meine Lieben! seyd nicht ungeduldig, murret nicht, wenn euch eure Arbeit sauer wird, oder nicht den Vortheil bringet, denn ihr davon erwartet habet. Darum bitte ich euch. Ihr seyd in dem Stande, in dem euch Gott haben will. Es mag gehen, wie es will, ihr erfüllet allzeit Gottes Gebothe. Saget mit dem heiligen Petrus: Herr! in deinem Namen will ich mein Netz auswerfen. Und wenn ihr auch lange umsonst gearbeitet habet, so wird zuletzt doch noch Gott eure Arbeit in dieser, oder jener Welt belohnen.

Auf diese Art werdet ihr erfahren, daß ein froher Muth selbst bey der Arbeit ein tägliches Wohlleben ist, Wie es Salomo sagt (*d*). Und nun stelle ich

(*d*) Sprichw. 15, 5.

ich mir vor, wie ihr alle zusammen, die ihr itzt in der Erndtezeit besonders, und auch sonst das ganze Jahr hindurch schwere Arbeit habet, jeden Morgen euch damit ermuntern werdet: Heut will ich thun, was Gott von mir verlanget. Das wird die gute Meynung seyn. Unter Tags, wenn euch die Arbeit schwer wird, werdet ihr nicht mehr sagen: Der Teufel soll diese Arbeit holen, der Donner, und das Wetter soll sie in den Erdboden hineinschlagen. Das wäre gar nicht schön, ihr wisset ja, Gott hat euch in euren Stand gesetzt, und diese Arbeit aufgelegt. Ihr werdet am Abend, freylich müde, und entkräftet, aber doch zufriedner zu Bette gehen, und ruhiger schlafen, als hundert Tagdiebe, und nichtswürdige Müßiggänger, die den ganzen Tag hindurch gespielt, gesoffen, und, Gott weis, was getrieben haben, und viel sanfter, und ruhiger schlafen. Die Ueberzeugung: Ich habe gethan, was mein Beruf mitbringt, habe den Willen Gottes erfüllet, wird euer Leben in dieser Welt ganz besonders ruhig, vergnügt, und glückselig machen, und was noch weit mehr ist, so ein Leben, das sich immer nach dem Willen Gottes richtet, wird euch auch in jener Welt glücklich machen, und euch ewig in die Gesellschaft eurer Mutter bringen, die heute glorreich in den Himmel aufgenommen worden. Amen.

Dritte Predigt
auf
das Fest der Himmelfahrt Mariä.

Text. Luk. 10.

Domine! non eſt tibi curæ, quod ſoror mea reliquit me ſolam miniſtrare?

Herr! kümmerſt dich nicht, daß mich meine Schweſter allein arbeiten läßt?

Eingang.

Der Erlöſer, wie ihr wiſſet, hatte während ſeines Predigtamtes kein eigenes Haus mehr, wo er ordentlich aus- und eingieng, ſpeiſete, und übernachtete. Bald ließ er ſich von guten Freunden zu Gaſt bitten, bald auch von ſeinen Feinden, den Phariſäern. So oft er aber in ein fremdes Haus eintratt, hatte er auch neben der Abſicht, ſich zu erquicken, noch eine heiligere, andre zu unterrichten,

ten, oder ihnen wohl zu thun. So finden wir es im ganzen Evangelium.

Vorzüglich gerne hielt er sich in dem Hause der drey Geschwistrigten Maria, Martha, und des Lazarus auf, das nicht weit von Jerusalem entlegen war, und so oft er in diese Gegend kam, war da seine ordentliche Einkehr. Aber warum dann eben in diesem Hause? Es waren doch ohne Zweifel in der Hauptstadt Jerusalem viele ansehnliche Leute, welche sich eine Ehre daraus gemacht hätten, ihn, der schon als ein großer Prophet durch ganz Jüdenland bekannt war, bewirthen zu können, und von den Nachstellungen seiner Feinde hatte er wenigst damals noch nicht viel zu fürchten. Und doch verläßt er immer die Stadt wieder, und nimmt in dem Hause dieser Schwestern vorlieb. Warum?

Ich glaube, meine Geliebten! weil es in diesem Hause so fromm, und gottselig zugieng. Er fand darinn nichts, als Friede, und Eintracht, und wo es so aussah, da hielt sich unser liebvoller, und friedfertiger Heiland gerne auf. Er, der allgemeine Menschenliebe predigte, mußte nothwendig das innigste Vergnügen daran finden, wenn er ein Haus antraff, worinn die Menschen sich wirklich einander liebten.

Ohne noch tiefer in das heutige Evangelium einzudringen, wollen wir gleich über diesen Umstand eine Betrachtung anstellen, und in der heutigen Predigt von dem Hausfrieden, oder von dem Glücke eines Hauses reden, in welchem der Frieden herrscht.

Da müßt ihr mich aber wohl verstehen, was ich mit dem Worte Hausfriede meyne. Ich verstehe nicht blos den Frieden zwischen Eheleuten, sondern auch allen andern Personen, Geschwistrigten, Dienstbothen, und allen, die ins Haus gehören. Wenn alle diese, so zu sagen, ein Herz, und eine Seele sind, jeder für den Nutzen aller andrer besorgt ist, jeder des andern Fehler mit Liebe überträgt, das heiße ich Hausfriede. Und von diesem Hausfriede sage ich, daß er ein Haus, worinn er herrscht, glücklich macht. Welches Haus nennet ihr sonst ein wackeres, glückliches Haus? Nicht wahr, dasjenige, in welchem es gottselig, und christlich zugeht, und wo der Segen Gottes ist. Beydes ist eine Wirkung des Hausfriedens. Gehts in einem Hause friedlich zu, so ist darinn erstens wahre Tugend, und zweytens der Segen Gottes. Das will ich euch in den zween Theilen meiner Predigt zeigen. Jeder aus uns lebet in der häuslichen Gesellschaft als Hausvater, Hausmutter, Einwohner, Dienstboth. Jeder kann etwas zur Beförderung des Hausfriedens beytragen. Und werden wirs nicht thun, wenn wir überzeugt werden, daß es

um

um diesen Frieden so etwas schönes, und nützliches ist? Kann also jeder etwas lernen, so hoffe ich auch, alle werden aufmerksam zuhören. Ich fange an, indem ich die seligste Jungfrau zuvor mit den Worten des Engels grüße. Ave Maria!

Der erste Theil.

Wo der Hausfriede ist, da ist wahre Tugend.

Wo der Hausfriede ist, da ist wahre Tugend, das ist ein ernsthaftes Bestreben, alle Pflichten zu erfüllen, die man gegen Gott, gegen den Nächsten, und sich selbst hat. Finden wir dieses nicht schon in dem Hause der Martha. Kaum kömmt Jesus in selbiges, so setzet sich Maria, die Schwester der Martha, schon zu seinen Füßen, und höret das Wort Gottes aus seinem Munde an. Und Martha selbst hatte so eine Begierde, den Unterricht des Heilandes mit zu genießen, daß sie sich bey dem Heilande liebreich über ihre Schwester beklagt. Herr! sagt sie, bekümmerts dich nicht, daß mich meine Schwester allein arbeiten läßt? Sie höret dir zu, und ich muß allein die Arbeit thun. Befiehl ihr doch, daß sie mir auch an die Hand geht, damit ich auch noch etwas von deinem Unterricht zu hören bekomme.

Und so, meine Geliebten! gehts in jedem Hause, wo der Frieden herrschet. Da bearbeitet sich alles, seine Pflichten gegen Gott genau zu erfüllen. Man tritt zusammen, verrichtet ein gemeinschäftliches Gebeth zu Gott, und zwar ein gottgefälliges Gebeth. Die Eintracht der Gemüther macht es, daß Gott ein Wohlgefallen daran habe. Denn wenn diese fehlet, so sagts ja Christus selbst, man soll sein Opfer eher beym Altare liegen lassen, und sich mit seinem Feinde aussöhnen. Und erst alsdenn wäre das Opfer angenehm. Eltern, und Hausväter sorgen dafür, daß ihre Kinder, und Untergebenen das Wort Gottes fleißig anhören, und über ihre Berufspflichten gut unterrichtet werden; und diese werden jenen auch willig folgen, weil sie wissen, daß man es herzlich gut mit ihnen meynet, und nur ihr Bestes zur Absicht hat. Das gute Beyspiel, das einer dem andern giebt, hat in einem Hause, wo man einander liebet, noch so viele Kraft; denn wir richten uns lieber nach denen, die wir lieben, als nach den Personen, die wir hassen. Und so wird in einem Hause, wo Frieden ist, einer den andern frömmer, eifriger, und gottseliger machen.

Im Hause der Martha finden wir auch die Liebe des Nächsten, wie in jedem friedlichen Hause, ausgeübet. Wie liebreich wird der Erlöser aufgenommen? Da ihn seine Apostel, und Jünger begleis-

gleiteten, mußten es ungefähr achtzig Personen seyn, die bewirthet, und gespeiset werden mußten. Und wie emsig zeiget sich Martha? Wie sorgfältig bekümmert sie sich um eine Menge Dinge, damit sie ihre Gäste recht bedienen konnte?

Das wahre Bild eines Hauses, worinn Friede ist. Da herrschet auch die Liebe des Nächsten. Da sind die Gesichter gegen einander freundlich, die Reden gefällig, und der Umgang liebreich. Keiner betrübt den andern durch Haß, und Groll, Neid, und Argwohn, Rechthaberey, und Widersprechungsgeist. Man ist nicht hitzig, und wird leicht gegen einander aufgebracht. Jeder thut gern, und still das Seinige, einer dient dem andern, wie er kann, und trägt seine Schwachheiten geduldig, und hat mit seinen Fehlern Nachsicht. Mit Lust arbeitet man zusammen, und genießt nach der Arbeit eine wohlfeile Mahlzeit.

Ach, so ein Leben muß ja wahrhaftig schon ein halber Himmel auf der Erde seyn! Hat es doch der Prophet schon so angesehen, und aufgerufen: O wie gut, und süß ist es, wenn Brüder zusammen wohnen! Und das ist noch eine Glückseligkeit, welche die ärmsten Leute genießen, und weit gewisser genießen können, als die Reichen, und Vornehmen. Das ist eine Glückseligkeit, die Gott für euch gemeine Leute ganz besonders bestimmet hat. Denn nur gar sel-

ten trifft man Friede, und Eintracht in den Häusern der Großen an, in welchen meistentheils nur Falschheit, Ränke, Zwietracht, und Groll die sonst geringe Glückseligkeit noch verbittert.

Ihr werdet diese Glückseligkeit noch mehr erkennen, wenn ihr eure Augen auf ein Haus werfet, worinn Zank, und Hader, worinn Feindschaften herrschen. Welches Elend, welche Verwirrung! In solchen Häusern, wo sich die Leute nach dem Ausdrucke des heiligen Paulus immer untereinander beißen, und fressen, in solchen Zankfamilien ist eine schlechte Kinderzucht, der Mann verderbt zum Trotze das wieder, was die Frau gut gemacht hat. Und wenn diese den Kindern ablegt, legt ihnen der Mann zu. Die Kinder, welche so eine zänkische, feindselige Gemüthsart an den Eltern immerfort sehen, nehmen selbige auch nach und nach an, und werden zu seiner Zeit eben so unverträglich, und beschwerlich für die Gesellschaft seyn. Wo man sich einander begegnet, speyt man vor einander aus. Man redet Böses von einander, verwünscht, und verflucht einander. Bey dem geringsten, oft unschuldigsten Wörtchen fährt man gegen einander auf, und wird hitzig. Anstatt daß man sich bey gewissen Geschäften, ehe man sie anfängt, mit einander unterreden soll, was zu thun ist, mag man einander das Maul nicht vergönnen, und andre um Rath fragen, und schießt hernach oft zum

eige-

eigenen Schaden fehl. Weil man zu Hause keine Ruhe, und Vergnügen findet, suchet man sie außer dem Hause. Man geht aus Verdruß fort, versäumt die Arbeit, und Handthierung, lauft herum, wird faul, und liederlich, fällt aufs Trinken, und Spielen, und andre Ausschweifungen, und das Ende von allem ist, daß das Hauswesen zu Grunde geht. Sobald Kinder, oder Dienstbothen so etwas merken, fehlt es niemals an niederträchtigen Seelen, welche sich zu Ohrenblasern brauchen lassen. Einer hängt sich an diese, das andre an eine andre Parthey, und oft an beyde zugleich, sie lauren auf alles, beobachten alles, tragen alle Kleinigkeiten hin, und her, machen Schwätzereyen, und zu seiner eigenen Marter giebt man diesen Schürrteufeln Gehör. Woraus dann nothwendig folgt, daß man sich mit tausenderley Argwohn, Verdruß, Projekten, und eingebildeten Schreckenbildern selbst plagt. Sehet so eine Hölle ist in den Häusern, woraus der Frieden gewichen ist. In Krankheiten, Sorgen, Verlurst unterstützt, erquicket, und tröstet man sich auf allerley Art, wenn man durch den Frieden, und die Liebe fest aneinander gebunden ist.

Soll ich auch noch davon reden, daß in einem solchen Hause, dessen Einwohner den Frieden unter sich haben, auch die Pflichten gegen sich selbst am besten erfüllet werden? Wenn man diesen Pflichten

ir-

irgendwo genau nachlebet, so geschieht es gewiß da. Ueberzeugt, daß man sich zum Nutzen derjenigen, die man liebet, so lange erhalten muß, als man kann, und daß man ihnen soviel, als möglich, dienen muß, wird man für seine Gesundheit, und für die Erhaltung des Lebens sorgen; man wird entnervende, unmäßige Wohllust fliehen, die Zeit nützlich anwenden, auf die Erhaltung seines guten Namens bedacht seyn, seinen Leidenschaften Einhalt thun, um nur recht lange mit denen zu seyn, und zu leben, in deren Umgang man sich so glücklich fühlet. Und dagegen betrachtet wieder diejenigen, die zu Hause im Unfrieden leben. Gramm, Neid, Argwohn naget ihnen vor der Zeit das Leben ab. Im Zorne verlassen sie das Haus, suchen ihre Begierden an einem Gegenstande, der ihnen angenehmer ist, zu sättigen, oder ihren Gramm durch unmäßiges Trinken zu ersticken. So ein himmelweiter Unterschied ist zwischen einem Hause, wo Frieden, und einem, wo Unfrieden herrschet. Nur in jenem findet man wahre Tugend, nur in jenem werden alle Pflichten genau erfüllet. Aber auch nur auf jenem ruhet der Segen Gottes.

Der zweyte Theil.

Wo der Hausfriede ist, da ist auch der Segen Gottes.

Ja der Segen Gottes. Aber erst müssen wir uns über das Wort Segen Gottes vergleichen.

Sonst

Sonst könntet ihr vielleicht daraus, weil es in einigen Häusern nicht so geht, wie es eurer Meynung nach gehen sollte, wenn sie den Segen Gottes hätten, glauben, daß dieser wirklich mangelte. Fürs erste segnet Gott denjenigen, deren gute Absichten, und Unternehmungen auch gut ausschlagen; und hernach auch diejenigen, denen er entweder zeitliche Güter, oder doch bey dem Abgange derselben Zufriedenheit, und Genügsamkeit schenket.

Und dieses zu erhalten ist wirklich der Hausfriede das vortrefflichste Mittel. Woher ich das weis? Das lehret mich die Schrift, lehret mich die Vernunft, und Erfahrung.

Was wünschten dann die Apostel den Gläubigen, wenn sie ihnen alle Glückseligkeit, derer sie auf dieser Welt nur fähig waren, wünschen wollten? Nichts als den Frieden; weil sie wußten, wo Frieden ist, da ist Glückseligkeit, da ist Segen. Darum fiengen sie alle ihre Briefe an die Gläubigen mit Anwünschung des Friedens an, und schlossen sie auch damit: Es sey euch Gnade, und Friede von Gott unserm Vater, sagt der heilige Paulus, der Friede Gottes, der alle Empfindung übertrifft, bewahre eure Herzen, der Gott des Friedens sey mit euch. Habet Friede, und Gott wird mit euch seyn. Und unser lieber Erlöser, konnte er dann sei-

nen Aposteln etwas anders anwünschen, als was ihnen nützlich war, und den Segen Gottes auf sie herabzog? Nein, seine unendliche Liebe hätte das nicht zugelassen. Aber was wünschte er ihnen dann? Der Friede sey mit euch, den Frieden gebe ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Als Christen glaubet ihr, daß Gott seine Worte wahr machen, und das halten müsse, was er versprochen hat. Also, nach dem Ausspruche der Schrift selbst, wird der Segen Gottes auf denen ruhen, die Friede unter sich haben.

Aber saget uns die Vernunft nicht das nemliche? Wahr ist es, Gott segnet manchmal auch den Gottlosen, giebt ihm zeitliche Güter im Ueberfluße, läßt seine Anschläge gedeihen. Der Reiche, dessen im Evangelium gedacht wird, hielt täglich eine kostbare Mahlzeit. Allein damit belohnet sie Gott nur für das wenige Gute, das sie doch noch da und dort thun, und durch welches sie als Sünder keine ewige Belohnung verdienen können. Aber gemeiniglich kann doch der Segen Gottes nur des Frommen, und des Friedfertigen seyn. Der Segen Gottes ist ein Beweis, daß er uns liebet, und für seine Kinder ansieht. Und er liebet die Friedfertigen. Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Kinder Gottes genennet werden. Noch deutlicher drückt dieses David in dem hundert sieben und zwanzigsten Psalm aus: Selig sind alle, sagt er, die den Herrn fürchten.

Und

Und wer fürchtet ihn mehr, als ein Friedfertiger, der alle Pflichten beobachtet, und auf den Wegen des Herrn wandelt? Er wird von dem, was er mit seinen Händen gewinnet, leben, er wird glückselig, und es wird ihm wohl seyn. Sein Eheweib wird ihn mit Kindern erfreuen, und wie ein fruchtbarer Rebstock sich an den Wänden seines Hauses ausbreiten, seine frohen, und vergnügten Kinder werden wie junge Oliven um seinen Tisch herumsitzen. Sehet, fährt David fort, sehet, so wird der Mensch gesegnet, der den Herrn fürchtet.

Kann ich mich aber nicht mit einem noch größern Rechte hier auf eure eigene Erfahrung beruffen? Vielleicht ist euch manches unglückliche Haus in der Stadt, oder in eurem Dorfe bekannt, wo Mann, und Weib nicht zusammen sehen, wo Stiefkinder mit den Eltern im Unfrieden leben. Merket ihr es fast nicht zusehends, daß da alles zurücke geht, daß alles gute Fortkommen aufhört, und der Segen Gottes immer mehr weichet? Sehet entgegen andre glückliche Familien, deren Mitglieder zusammen nur ein Herz, und eine Seele ausmachen, die alle nach einem gemeinschäftlichen Endzwecke, nach dem gemeinen Beßten hinarbeiten, wo die Eltern mit den Kindern, die Dienstbothen mit der Herrschaft übereinstimmen, mit einem Worte, wo Friede, und Einigkeit herrschet. Geht da nicht alles glücklich von

statten? Nimmt da nicht der zeitliche Wohlstand täglich zu? Es kann nicht anders seyn. Gott, wenn er Jemand segnen will, thut das durch kein Wunder, daß er das Geld vom Himmel in ein solches Haus regnen ließ. Nein, er bedient sich nur der natürlichen Mittel, des menschlichen Fleißes. Nun ist es gewiß, daß mehrere, wenn sie ihre Kräfte miteinander vereinigen, eher zum Zwecke gelangen, als wenige, oder als wenn sie einander selbst hindern. Wer will nun zweifeln, daß da, wo alle miteinander wohl verstanden sind, und zusammen arbeiten, sie eher Ueberfluß im Zeitlichen zuwegen bringen werden, daß sie den Segen Gottes auf sich ziehen. Oder wird dann ein Haus jemals ausgebauet werden, wenn einer eben so viele Steine wieder hinwegträgt, als der andere aufeinander geselzet hat? Eben so wenig kann Segen, und Gedeihen seyn, wo keine Einstracht, kein Friede ist. Sonst müßte Gott nur durch ein Wunderwerk so ein Haus reich machen.

Beschluß.

Ist es nun so eine schöne Sache um den Hausfrieden, daß er, wo er herrschet, überall wahre Tugend, und den Segen Gottes verbreitet, o! so befleißet euch, dieses Glück in eure Häuser zu bringen. Ihr habet es schon gesehen, Jesus kehret gerne dort ein, wo es friedlich zugeht. Damit allein, daß

ihr

ihr bethet, fleißig in die Kirche gehet, gefallet ihr ihm nicht, wenn ihr mit euren Hausgenossen noch in Zank, und Feindschaft lebet, einander schimpfet, und schlaget. Wollet ihr wahre, ihm gefällige Christen seyn, so müßt ihr Verträglichkeit, und Liebe gegen einander haben. Gehet also aufrichtig, vertraut, und gefällig miteinander um, werdet nicht gleich über jeden empfindlich, rechnet nicht jedes Versehen so hoch an, und erinnert euch doch lieber daran, daß man euch auch hundert Fehler übersehen muß. Ein jeder thu das seinige treu; sey aber kein Löwe, kein Wütherich über andere. Nachgeben, und Geduld erhält; aber Halsstarrigkeit, und Trotz zerreißt den Frieden. Bildet euch nichts darauf ein, wenn ihr Leute um euch habet, die euch alle Kleinigkeiten, die in eurem Hause vorfallen, hinterbringen. Seyd versichert, daß der Gegentheil eben sowohl alle Kleinigkeiten von euch erfahren wird. Ihr mindert dadurch nur noch immer mehr die Liebe gegen euch, das Vertrauen nimmt ab, und ihr bahnet euch dadurch den Weg zu unnöthigem Misvergnügen, Verdruß, Argwohn. Verachtet vielmehr solche Störer eurer häuslichen Ruhe. Fliehet solche Niederträchtige, die sich so schändlich misbrauchen lassen, oder selbst zu dieser niedrigen Verrichtung anbiethen. Ihr thut nur, was Gott selbst durch den Mund des Salomons versichert, daß er den hasse, welcher unter den Brüdern Zwietracht ausstreuet. Thut ihr dieses, so darf

ich euch wünschen, und mein Wunsch wird erfüllet werden. Der Friede sey mit euch. Amen.

Predigt
auf
das Fest des heiligen Bartholomäus.

Text. Luk. 6, 19.

Et omnis turba quærebat eum tangere, quia virtus de illo exibat, & sanabat omnes.

Und alle wollten ihn anrühren, weil Kraft von ihm ausgieng, und alle heilte. *)

Ein-

*) Diese Predigt wurde bey gewissen Localumständen veranlasset, als so viele Leute sich einbildeten, daß sie behext, oder vom Teufel krank gemacht worden, und von Leuten, die es besser hätten verstehen sollen, darinn noch gesteifet wurden. Da solche Einbildungen ein periodisches Uebel sind, die von Zeit zu Zeit in verschiedenen Gegenden unter verschiedenen Gestalten immer wiederkehren, glaubte ich, es wäre nicht unrecht, sie dem Drucke zu überlassen. Prediger haben auch die Pflicht, das sonst ganz hülflose Landvolk in Dingen zu belehren, worinn es sonst nicht so leicht Unterricht empfängt, wenn es sonderlich Dinge sind, die mit der Ehre der Kirche, und der Religion wenigst in einer entfernten Verbindung stehen.

Eingang.

Es ist kein Wunder, wenn so ein großer Zulauf zu dem Heilande war, so daß, wie das Evangelium erzählet, aus ganz Judäa, und Jerusalem, von Tyrus, und Sidon, und vom Meere her, Leute da gewesen. Jesus war auch ein ganz ausnehmender Mann, dergleichen sie noch keinen gesehen, oder gehört hatten. So hatte noch nie ein Mensch geredet, keiner so heilsame, gotteswürdige, erhabene, und doch der menschlichen Fassungskraft so anpassende Lehren vorgetragen. So hatte noch nie ein Mensch gethan, daß er blos durch seinen Befehl Teufel austriebe, und alle Gattungen der Krankheiten kurirte. Es war ganz etwas Außerordentliches, daß es weiter nichts brauchte, um gesund zu werden, als ihn anrühren. Alles Volk suchte ihn anzurühren, weil Kraft von ihm ausgieng, und alle heilte.

Solche außerordentliche Männer, die Krankheiten blos durch ihren Befehl heilen konnten, oder derer Berührung schon hinreichte, einen Kranken gesund zu machen, sieht die Welt nur äußerst selten. Den Aposteln, und einigen seiner Heiligen hat Gott diese Gnade zwar mitgetheilet, bald ihre Worte glaubwürdig, bald ihre Heiligkeit bekannt zu machen. Aber nicht einmal seiner Kirche, viel weniger einem

einzelnen Mitgliede derselben, es mag gleich Laje, oder Priester, Bischof, oder Pabst seyn, hat er eine ordentliche Gewalt hinterlassen, eine einzige Krankheit zu heilen.

Nichtsdestoweniger hat es doch von Zeit zu Zeit Leute gegeben, und giebt sie noch, welche ihrem Stande, oder ihren erlerneten Wissenschaften nach den natürlichen Zustand eines Kranken gar nicht verstehen können, welche sich selbst für keine gelernte Aerzte ausgeben, und sich doch anmassen, entweder gar nur mit Worten, oder doch durch geistliche Mittel Krankheiten zu heilen. Wenn sich so ein Mann einmal in Kredit gesetzet hat, läuft das Volk von allen Seiten haufenweise zu, und suchet Hülfe bey ihm. Den Grund ihrer Anmassungen suchen solche Leute darinn, weil viele Krankheiten an Menschen, und Vieh durch den Teufel, oder die bösen Leute hervorgebracht würden, und also nicht anders, als durch geistliche Mittel geheilet werden könnten. Sie glauben sogar, der böse Feind könne natürliche, und sonst heilsame Mittel unwirksam machen, und lassen also selbige vor dem Gebrauche segnen, damit sie desto gewisser anschlagen.

Der Glauben an diese Macht des Teufels, und an die Beherungen ist wie ansteckend. Sobald sich irgendwo so ein geistlicher Arzt leiblicher Krankheiten

hervorthut, meynen gleich die meisten, denen sonst nichts fehlte, sie wären auch beherxet, oder ihr eingebildetes, oder wahres Uebel käme vom Teufel her. Man läuft zu dem Wundersmanne hin, läßt sich bereden, daß man Malesitz habe, nimmt geweihte Kräuter, Oele, Bilder, Kreuze, und derley Dinge mit nach Hause, und meynt, durch den Gebrauch derselben sich vor allen Anfällen des Satans sicher zu machen.

Liebes Landvolk! wie sehr bedaure ich euch, daß ihr von der Güte, Weisheit, und Fürsehung Gottes keine würdigere Begriffe habet! Wie schmerzt es mich, daß ihr selbst eure christliche Religion nicht besser kennet! Ihr meynet, der Teufel, oder böse Leute könnten euch, oder euer Vieh krank machen, oder die Kirche habe die Gewalt, irgend einem leblosen Geschöpfe die Kraft mitzutheilen, daß es Krankheiten heilen könne. Darauf steifet sich euer Vertrauen auf geistliche Mittel bey vermeintlichen Bezauberungen. O lasset euch doch eines Bessern belehren. Ich will euch mit aller möglichen Schonung, und ohne alle Bitterkeit euren zweyfachen Irrthum aufdecken. Meine Absicht ist gewiß löblich. Ich möchte erstens die Ehre unsrer Kirche vor den Spöttereyen ihrer Feinde sicher stellen. Man wirft uns so oft Aberglauben, und Betrügereyen vor, mit welchen wir das einfältige Volk hintergehen sollen.

Das thut mir wehe; denn ich weis, daß die Kirche hier ganz unschuldig ist. Ich möchte euch selbst gerne vor Schaden bewahren; denn ich bin ganz überzeugt, daß der Gebrauch geistlicher Mittel gegen Krankheiten allzeit unsicher, und sogar oft schädlich ist. Erschrecket, und ärgert euch nicht über das, was ich gesagt habe, sondern höret mir vielmehr aufmerksam zu, ich werde meinen doppelten Satz gewiß so beweisen, daß ihr zufrieden seyn werdet, und daß unsre wahre katholische Religion selbst Ehre davon haben wird.

Der erste Theil.

Der Gebrauch der geistlichen Mittel ist allzeit unsicher.

Zuerst muß ich erinnern, daß hier gar nicht von solchen geistlichen Mitteln die Rede ist, welche an sich schon eine natürliche Kraft haben, gewisse Krankheiten zu heilen, dergleichen heilsame Kräuter, Gewächse, Oele, u. s. w. sind. Diese haben ihre heilenden Kräfte unmittelbar von Gott. Ich behaupte nur, daß blos natürliche Mittel, welche von Natur aus keine Kraft gewissen Krankheiten zu widerstehen haben, durch die Weihung der Kirche diese Kraft niemal erlangen; und daß also ihr Gebrauch in Krankheiten allzeit unsicher ist.

Was

Was heißt es eigentlich, einem Dinge eine Kraft geben, die es nicht hat? Es heißt, die Natur der Dinge abändern, welche geweiht, und gesegnet werden. Es heißt, die Kräuter, das Wachs, die Oele, die Gewächse, die zuvor nicht heilsam waren, heilsam machen, ihnen eine Eigenschaft geben, wozu in ihrer Wesenheit kein Grund liegt, und die ihnen sonst ganz fehlte? Kann dieses aber seyn? Erstrecket sich die Gewalt, und Macht eines Priesters so weit? Kann er Wunder wirken? Denn die Natur eines Dinges verändern, eine Pflanze, die nicht heilsam war, blos durch Befehl, oder Gebeth heilsam machen, das nenne ich ein eigentliches Wunder. Nun lese ich zwar wohl in der heiligen Schrift, daß Christus den Priestern die Gewalt Sünden zu vergeben, die Macht das, was zuvor natürliches Brod, und natürlicher Wein war, in seinen allerheiligsten Leib, und sein heiligstes Blut zu verwandeln verliehen habe. Ich lese, daß sie aufgestellet sind, das Volk zu lehren, zu ermahnen, zu richten, und zu strafen. Ich lese, daß sie Macht haben, die Teufel aus den Besessenen zu vertreiben. Ich lese sogar, daß sie im Nothfalle durch ihren lebendigen Glauben Wunder wirken können. Alles dieses lese ich. Aber, daß Gott irgendwo den Priestern die ordentliche Gewalt gegeben habe, einem Dinge eine Kraft mitzutheilen, die es zuvor nicht hatte, das lese ich nirgends.

Soll also nichtsdestoweniger etwas Geweihtes heilsam werden, so läßt sich nichts anders mehr vernünftiger Weise sagen, als daß Gott selbst durch das Gebeth der Kirche, und des Priesters, der etwas weihet, und durch das Vertrauen derjenigen, die so etwas brauchen, beweget werde, eine Krankheit wegzunehmen. Und da haben wir freylich viele treffliche Zeugnisse in dem göttlichen Worte, daß das Gebeth eines einzigen Gerechten schon sehr viel vermag, daß uns Gott alles geben wolle, um was wir ihn in dem Namen seines Sohnes bitten werden, daß die Kraft des Glaubens sehr viel kann, und wir schließen daraus mit vollem Rechte, daß das vereinigte Gebeth der ganzen Kirche, und ihr lebendiger Glaube bey Gott noch vielmehr vermögen müsse. Aber aus allem diesen folgt ja augenscheinlich, daß eine gute Wirkung geweihter Sachen nicht von ihnen, sondern von dem Glauben, und Gebethe des Weihenden, und dessen, der das Geweihte braucht, abhängt, und daß das Geweihte für sich selbst nichts dazu beyträgt.

Ist aber darum die Wirkung geweihter Sachen schon gewiß? Ist ihr Gebrauch allein schon hinlänglich, den Kranken zu heilen? Kann ein geweihtes Wasser so gewiß die Krankheit des Leibes vertreiben, als z. B. ein natürliches Wasser, das man über das Haupt eines Kindes unter Aussprechung der Tauffformel aufgießet, dieses von der Erbsünde

reiniget? Nein, liebste Christen. So eine unfehlbare Kraft schreibt die Kirche nur den äußerlichen Zeichen in den heiligen Sakramenten, aber durchaus nicht andern geweihten Sachen zu. Sollen diese wirken, so kömmt es noch auf gar vieles an. Der Priester, der so etwas weihet, muß andächtig, und eifrig mit einem lebendigen Glauben zu Gott bethen, ihr, die ihr es brauchet, müsset nicht einen sündhaften Wandel führen, müsset auch ein festes Vertrauen auf Gott haben, müsset eifrig bethen, es muß endlich zu eurem Seelenheile gereichen, wenn ihr erhöret, und gesund werden sollet. Letzteres könnet ihr niemals gewiß wissen. Eben so wenig ist euch auch zuverläßig bekannt, ob der Priester mit dem nothwendigen Vertrauen, und wahrer Andacht die Weihung vorgenommen. Und wie oft denket ihr selbst nicht daran, daß ihr auch fromm leben, und einen lebendigen Glauben haben müsset, sondern seyd zufrieden, wenn nur das geweihet ist, das ihr brauchet, wenn schon an euch nichts heiliges ist. Muß denn also der Gebrauch geweihter Sachen gegen natürliche Krankheiten nicht fast allzeit ein unsicheres Mittel seyn, da die Weihung der geweihten Sache keine Kraft geben kann, die sie nicht schon zuvor hat, und alles, was sie wirken soll, von so vielen unsichern Bedingnissen abhängt.

Ja, werdet ihr mir einwenden, wir brauchen ja die geweihten Sachen nicht gegen blos natürliche Krankheiten. Das wissen wir schon, daß Gott natürliche Mittel, selbige zu heilen, an die Hand gebe. Nur alsdann, wenn der böse Feind, oder boshafte Leute uns, oder unser Vieh krank gemacht, nehmen wir unsre Zuflucht zu geistlichen Mitteln, weil da doch natürliche nichts helfen. Wir lassen uns, und auch die natürlichen Hülfsmittel segnen, damit der Teufel die natürliche Kraft nicht verhindern könne, die sie haben. Also glaubet ihr dann wirklich, der Teufel habe noch die Macht, euch krank zu machen? Könne einer heilsamen Sache ihre natürliche Kraft zu heilen nehmen? Woher aber wisset ihr das? Hat Jesus Christus, haben seine Apostel jemal so etwas gelehret? Nein, sie sagen uns vielmehr, daß der Heiland dem Teufel keine andre Macht mehr gelassen habe, als uns innerlich zur Sünde zu reizen, und alle jene Schriftstellen, woraus einige eine äußerliche Gewalt des Satans über unsre Leiber, oder andre natürliche Dinge erzwingen wollen, müssen mit Gewalt dahin gedrehet werden. Blos die Macht der Teufel über die Besessenen wird noch zugegeben. Alles weitere hat in dem göttlichen Worte keinen sichern Grund: Es streitet auch offenbar gegen die Güte, Weisheit, und Fürsehung Gottes, daß Gott mich, oder das meinige dem bösen Willen des Satans, oder böser Leute preisgeben sollte, wenn er es auch

einmal in einem außerordentlichen Falle bey dem Job gethan. Ich weis es, Gott läßt es zu, daß mir die Räuber das meinige nehmen, daß mich mein Feind durch natürliche Mittel vergiften könne. Dazu gehört nur, daß der Mensch seinen freyen Willen zum Bösen anwenden könne, welches Gott aus weisen Ursachen nicht allzeit hindern kann, und will. Aber dazu, daß mich böse Leute beherxen, dazu haben sie keine natürliche Kraft, der Teufel hat sie eben so wenig, oder wenn er sie hat, so darf er sie doch ordentlicher Weise nicht gebrauchen, wenn es ihm Gott nicht erlaubet. Sollten also böse Leute, oder der Teufel uns schaden, sollten sie die natürliche Kraft heilsamer Dinge verhindern können, so müßte Gott selbst ihnen diese vorenthaltene Kraft geben. Wie aber, wenn uns Gott heimsuchen, prüfen, oder bessern will, hat er nicht natürliche Mittel genug dazu, daß er auch unsichtbare, und in den ordentlichen Lauf der Natur nicht gehörige anwendet, da doch der Teufel, und sein Anhang keine andre Krankheiten nach dem Vorgeben der Leute zuwegen bringt, als solche, die eben sowohl aus natürlichen Ursachen entstehen können? Braucht Gott höhere Kräfte, so lange die natürlichen zureichen? Warum hören wir dann nichts, daß uns unser heilige Schutzengel öfters übernatürlicher Weise wieder gesund mache, wenn uns der Teufel außerordentlicher Weise krank machen kann? Ein guter

Engel meynt es so gut mit uns, als es ein Böser böse meynt. Und Gott sollte es nur zugeben, daß uns der Böse schaden, nicht aber auch, daß uns der Gute helfen könne? Läßt sich so was von der Güte, Weisheit, nnd Fürsehung Gottes denken? Sollte er uns nicht irgendwo in der heiligen Schrift deutlich gesagt haben, was wir von uns selbst nicht gewiß wissen können, daß Krankheiten itzt noch durch Wirkung des Satans entstehen, damit wir Mittel dagegen brauchen könnten?

Aber er sagt es uns ja durch die Kirche deutlich genug, welche das Wasser, und andre Dinge weihet, damit wir dadurch alle innerliche, und äußerliche Anfälle des Teufels, und Krankheiten vertreiben können? Also kann uns ja der Teufel krank machen. Allein ich habe ja oben schon gesagt, daß durch die Weihung nichts eine eigene innerliche Kraft erhält. Die ganze Wirkung, wenn eine erfolgen soll, hängt von dem Glauben, und der Andacht des Weihenden, und dessen, der das Mittel brauchet, ab. Die äußerlichen Zeichen, das Wasser hier, sollen uns nur erinnern, ein lebendiges Vertrauen zu haben, und zu Gott um Hülfe zu bitten. Und das ist allzeit nützlich, wenn auch die Krankheit, die wir vertreiben wollen, blos natürlich ist. Hierinn besteht eigentlich die wahre Meynung der Kirche. Sie will uns Mittel an die

Hand

Hand geben, welche für alle Fälle unentbehrlich sind, Vertrauen, und Gebeth, die Krankheiten mögen nun natürlich, oder durch böse Leute entstanden seyn. Ueber die blos philosophische Frage, ob eine Krankheit aus natürlichen Ursachen, oder vom Teufel herkomme, hat sie niemals etwas entschieden, noch entscheiden wollen. Sie hat es vielmehr geschehen lassen, daß diejenigen, welche die Weihungsgebethe verfertigten, die damals mehr angenommene Meynung von der Macht des Teufels beybehielten, wie sie es auch in andern Dingen zugegeben. Es ist also unsicher, ob der Teufel, oder böse Leute uns krank machen können. Es ist unsicher, ob der Glauben, und die Andacht des Weihenden, und dessen, der etwas Geweihtes gebraucht, so lebhaft seyn, daß Gott in Ansehung ihrer sogleich eine Krankheit, für die er natürliche Mittel verordnet hat, hinwegnimmt. Also ist der Gebrauch geistlicher Heilungsmittel allzeit unsicher. Er ist auch

Der zweyte Theil.

Oft schädlich.

Mehr als einmal sind Leute zu mir gekommen, die mich um Rath fragten, wenn sie, oder ihr Vieh krank waren, was sie brauchen sollten. Ich wies sie an verständige Leute, Aerzte, und Viehärzte.

ärzte. Ja, antworteten sie mir: Ich war schon da, es hat nichts geholfen, oder: Ich merke, daß etwas Böses in meinem Hause seyn muß. Ich mag mit andern Mitteln nichts zu thun haben. Ich hätte halt mein Vertrauen auf Gott allein. Wenn sie mir etwas Geweihtes gäben, wenn sie nur mein Kind überlesen, wenn sie nur meinen Stall aussegnen möchten. Und überhaupt ist unter dem gemeinen Volke, sonderlich auf dem Lande, die Meynung, daß jedes Uebel, dessen Ursache man nicht gleich weis, vom bösen Feinde herkomme, oder von Bezauberungen, und daß da geistliche Mittel allein helfen können. Und diese Meynung, sage ich, ist sehr oft schädlich.

Ihr werdet mir fürs erste zugeben, daß ihr niemals gewiß wisset: ob euer Anliegen vom Teufel herkomme. Ihr meynet es nur so. Daß diese Meynung falsch sey, habe ich oben schon gezeiget, und werde es bald noch klärer beweisen. Wir wollen nur unterdessen den Fall setzen, eure, oder die Krankheit eures Viehes, die ihr für teuflisch haltet, sey ganz natürlich. Ihr, weil ihr dieses nicht glaubet, brauchet keine natürliche Hülfsmittel. Wird euch das nicht schaden? Wird das Uebel nicht noch mehr überhand nehmen, weil ihr ihm nicht wehret? Ist es nicht eine Vermessenheit, in einem solchen Falle von Gott allein Hülfe zu erwarten, da er nicht gleich

Wun-

Wunder wirken will, und verlanget, ihr sollet die natürlichen Mittel gebrauchen, die er dazu verordnet. Meinetwegen könnet ihr immer geweihte Sachen brauchen, das heißt, zu Gott um Gesundheit bitten, und bitten lassen. Das ist an sich allzeit gut; aber noch nicht alles, was er von euch verlanget. Stellet euch einen Kranken im Bette vor. Der Arzt hat für ihn eine Medicin bereitet, er will sie ihm geben. Aber dieser sagt: Ich brauche keine natürliche Mittel, ich will dafür bethen, und auf Gott vertrauen. Würdet ihr ihm nicht selbst antworten: mein Freund! dein Vertrauen auf Gott ist schon recht. Aber Gott wirkt nicht sogleich Wunder. Er will auch, daß wir die natürlichen Mittel brauchen, die er uns anbiethet. Und hättet ihr nicht vollkommen Recht? Wenn so ein Kranker endlich gar dahin stürbe, müßte er nicht die Schuld seines Todes sich selbst zueignen? Man kann, und soll bethen lassen, selbst bethen, und auf Gott vertrauen. Aber dabey die natürlichen Heilungsmittel vernachläßigen, und alles von Gott unmittelbar erwarten, ist vermessen, ist sogar schädlich.

Oft geschieht es aber gar, daß man Mittel gebrauchet, welche die Krankheit ehe vermehren, als vermindern. Ihr werdet dieses leicht selbst begreifen. Von wem verlanget ihr geistliche Mittel? Meistentheils von Geistlichen. Ihrem Berufe nach verlegen sich aber diese nicht darauf, sich zu Aerzten zu bilden.

Ihre Sache ist es nicht, körperliche Krankheiten zu kennen, und Heilungsmittel dagegen vorzuschreiben. Sie sind nur Seelenärzte. Wie bald kann es nun geschehen, daß so ein Mann euch etwas verordnet, das er zwar gesegnet hat, das aber just das Uebel vergrößert, weil er es selbst nicht besser versteht? Ich sage nicht, daß sich einige Geistliche aus Bosheit in Sachen mischen, die sie nicht verstehen, und die sie nichts angehen. Es kann heiliger, aber blinder Eifer seyn, ihrem Nächsten zu helfen. Sie können es andern nachmachen, ohne nachzudenken, ob ihr Eifer der Kirche Gottes nütze, oder schade.

Ihr wendet mir aber hier ein: Nicht nur empfinde ich von dem Gebrauche geistlicher Mittel keinen Schaden, sondern auch einen wirklichen Nutzen. Es wird gleich etwas besser mit mir, sobald ich dahin meine Zuflucht nehme. Ich muß mein Haus versichern lassen, sonst habe ich keine Ruhe vor den bösen Leuten. Allein woher wisset ihr dann, daß euch eben die geistlichen Mittel geholfen haben? Weil es nach derer Gebrauch besser geworden? Aber giebt es dann nicht Krankheiten, die manchmal von sich selbst wieder aufhören? Die nur auf eine gewisse Zeit dauern können? Kann nicht die geänderte Lebensart, Nahrung, und selbst das Vertrauen auf ein Mittel bey euch vieles zu eurer Genesung beytragen? Können mit einem Worte nicht hundert na-

türliche Ursachen unterlaufen, ohne daß ihr gewiß sagen könnet, es wäre euch durch geistliche Mittel geholfen worden? Ihr müsset euer Haus versichern lassen; sonst habet ihr keine Ruhe von bösen Leuten? Freylich, wenn man sich einmal den Gedanken in den Kopf gesetzet hat, daß uns die bösen Leute zusetzen, da findet man überall Beherungen, und Malefiz, und dann giebt es auch gewinnsüchtige, hergeloffene Leute, die euch in eurer Meynung bestärken, Zeichen der Beherungen ausgraben, oder sonst wo finden, und vorzeigen. Diese machen sich eure Leichtglaubigkeit zu Nutzen, nehmen euer Geld, und versprechen euch gewisse Hülfe. Und weil ihr ihnen glaubet, so bemerket ihr auch einige Zeit nichts mehr von Beherungen, die ohnehin nur eingebildet waren; oder das Uebel höret von sich selbst auf. Saget mir, könnet ihr im Ernste, und zwar als Christen glauben, daß hergeloffene Leute, als Landstreicher, Ziegeuner, Scharfrichter, Schmiede, u. s. f. ein Geheimniß haben sollen, dem Satan seine Macht zu sperren, wenn er wirklich eine hätte? Und doch nehmet ihr oft zu solchen Leuten eure Zuflucht, lasset Segen über euch sprechen, lasset sie sogenannte geistliche Mittel brauchen? Muß dieses nicht euch mehr schaden, als nützen, wenn ihr unverständige Leute, und Betrüger brauchet?

Endlich werdet ihr mir auch noch sagen: Ich muß wohl geistliche Mittel brauchen, weil kein zeitliches anschlägt. Es weis mir Niemand zu helfen. Dieß ist ja ein gewisses Zeichen, daß etwas Böses an mir, oder an meinem Viehe ist. Da muß ich euch antworten, es sey noch kein Beweis einer Malefiz, wenn gleich kein zeitliches Mittel anschlagen will; denn erstens, wen habet ihr um Rath gefragt? Sind es nicht oft eben so unwissende Leute, als ihr selbst? Leute, die sich nur dafür ausgeben, als wenn sie eure Krankheit verstünden, und sie doch nicht verstehen? Quacksalber, unwissende Dorfbader, Abdecker, alte Weiber, Hebamen, u. s. f. Dahin habet ihr eure erste Zuflucht, und wenn diese nicht sogleich helfen können, sehet ihr euer Uebel schon für unheilbar, und für eine Bezauberung an. Hernach, wenn ihr auch geschickte Leute um Rath fraget, errathen diese auch sogleich euren Zustand gewiß? Das Uebel ist oft verborgen, und die ersten Mittel dagegen schlagen nicht gleich an. Endlich ist für euch, lieben Landleute! noch immer zuwenig gesorget. Ihr habet weder geschickte Viehärzte, noch andre Leute an der Hand, welche eure Krankheiten, die Krankheiten der Kinder, und des Viehes genug erkenneten, und Mittel dagegen vorzuschreiben wüßten. Wäre dieses, so würde der Glauben an Malefiz bald verschwinden, und das meiste natürlich kurirt werden, wo ihr itzt bey geistlichen Mitteln Hülfe suchet.

Beschluß.

Ich denke, ihr solltet mich nun deutlich genug verstanden haben. Den Gebrauch der geistlichen Mittel, in soferne sie euch zum Vertrauen, und Gebethe ermuntern, in soferne die Kirche selbst ihr Gebeth mit euch zu eurer Hülfe vereiniget, habe ich nicht verworfen. Aber auf sie allein verlassen, das kann ich nicht gutheißen. Ihr Gebrauch ist an sich unsicher, und oft schädlich.

Fürchtet doch den elenden Teufel nicht so sehr. Verlasset euch auf euren Heiland, der ihn überwunden hat. Er, und sein ganzer Anhang können euch in zeitlichen Dingen gewiß kein Haar krümmen. Glaubet, daß uns Gott lieber habe, als daß er uns dessen bösen Willen preisgebe. Glaubet, daß seine liebreiche Fürsehung dem Teufel nicht so viele Macht einräume. Bethet fleißig, vertrauet auf Gott, wendet natürliche Mittel an, die euch erfahrne Leute vorschlagen. Und wenn sie auch nicht immer helfen sollten, so sehet die Unglücke, die euch zustossen, vielmehr als Prüfungen, und Züchtigungen Gottes an, der eure Geduld üben, oder euch bessern will. Befolget in beyden Fällen seinen Willen, und ihr werdet niemal auf den Gedanken von Hexereyen, und Malefiz verfallen, ihr werdet vielmehr Gottes würdig, und wie Christen denken. Amen.

Predigt

auf

das Fest Johannis Enthauptung.

Text. Mark. 6.

Noluit eam contriſtare.

Er wollte ſie nicht betrüben.

Eingang.

Das heutige Evangelium macht uns eine Beſchreibung von zwo Eheleuten, die gewiß nicht gar ſchön iſt. Herodias, ein geiles, ſtolzes, und liederliches Weib, lief von ihrem Manne, hängte ſich an den Bruder deſſelben, und heirathete ihn. Herodes, ihr Mann, hatte, ſeine Unkeuſchheit ausgenommen, zwar ein gutes Herz, und ließ ſich von dem heiligen Johannes vieles unterſagen, folgte auch dem, was ihn dieſer zu thun ermahnte. Allein ſobald er an ſeiner empfindlichen Seite, und wegen ſeines Lieblingslaſters angegriffen wurde, wurde er über den heiligen Johannes erzörnet,

net, und ließ ihn gefangen setzen. Er war so schwach, daß er alles zugab, oder befahl, was immer sein böses Weib von ihm verlangte.

Sie zeugten aus ihrer ehebrecherischen Heirath eine Tochter, von der wir aus dem Evangelium nichts wissen, als daß sie recht artig tanzen konnte. Und was war auch anders von einem Kind aus so einer Ehe zu erwarten? Das Kind mußte den Eltern gleichen, und alle bösen Eigenschaften entweder von ihnen lernen, oder doch von andern annehmen; denn wenn wir bedenken, daß der Mensch schon von sich selbst zum Bösen mehr, als zum Guten geneigt ist, was wird aus einem Kinde werden, das man sich selbst überläßt, und vom Bösen nicht abhält? Herodes war närrisch in seine Tochter verliebt, sie gefiel ihm, sagt das Evangelium, nicht weil sie fromm, und wohl erzogen war, sondern weil sie getanzet. Er war so thörricht, daß er ihr sogar sein halbes Reich anboth. Aus dieser blinden Liebe entstund die Nachläßigkeit in der Kinderzucht, und die Schwachheit, daß er seinem lieben Töchterlein alles zugestund, was sie immer auf Anstiften ihrer Mutter begehrte, sogar die Ermordung des unschuldigen heiligen Johannes. Der Evangelist drückt diese blinde Liebe, diese Nachläßigkeit, diese Schwachheit des Herodes ganz kurz mit diesen Worten aus: Er wollte sie nicht betrüben. Er sarcht sich bey seinem Kinde einzu-

büßen. Und darum ließ er ihm alles, auch das Ungerecht- und Gottloseste hingehen.

Ich komme, meine geliebten Zuhörer! sehr natürlich auf euren Kirchenpatron, den heiligen Johannes. Er würde selbst ein Opfer dieser unnatürlichen Kinderliebe. Herodes wollte sein Töchterlein nicht betrüben; und darum mußte Johannes sterben. Wird es ihm wohlgefallen können, wenn er unter seinen Pflegkindern, unter euch solche Eltern sehen muß, welche sich eben so wenig getrauen, ihre Kinder zu betrüben, oder ihnen etwas zu untersagen, und daher sie so aufwachsen lassen, daß man von ihnen auch einmal kaum etwas Löbliches melden kann, als daß sie tanzen können? Bey alle dem aber ist die Anzahl solcher Eltern nicht sogar klein. Wenn schon oft eine gute Erziehung fehl schlägt, so geschieht es doch noch viel öfter, daß die Eltern an den schlimmen Sitten ihrer Kinder schuld sind. Schlimme Eltern, schlimme Kinder. Halten jene die Kinder nicht vom Bösen ab, so kann es nicht fehlen, diese müssen ihren bösen Neigungen folgen. Lasset mich euch also zur Ehre eures heiligen Schutzpatronen heute ermahnen, daß ihr eure Kinder vom Bösen abhaltet, damit ihr nicht der Kirche, und der Welt böse Kinder überliefert. Es ist ein großer Fehler der Eltern, wenn sie ihre Kinder, da sie Böses thun, nicht betrüben wollen, der Innhalt meiner Predigt, es mag

die-

dieses aus einer blinden Liebe, der erste Theil: oder aus sträflicher Nachläßigkeit, der zweyte Theil, oder auch aus blosser Schwachheit geschehen, der dritte Theil. Ich werde um soviel mehr den Beystand des heiligen Johannes vonnöthen haben, da ich keine Zeit hatte, mich zu dieser Predigt gehörig vorzubereiten, ihn aber auch desto sicherer hoffen, weil ich blos zur Beförderung seiner Ehre rede, die auch darinn besteht, daß sich seine Pflegkinder seines Schutzes würdig machen. Und dieses allein suche ich durch diese Predigt zu bewirken. Ich fange an ꝛc.

Der erste Theil.

Es ist fehlerhaft, wenn die Eltern ihre Kinder aus Liebe nicht betrüben wollen.

Es ist wohl nicht erst nothwendig, daß ich weitläuftig beweise, daß die Eltern ihre Kinder lieben sollen. Die Natur spricht zu laut in dem Herze jedes Vaters, und jeder Mutter; es ist eine natürliche Pflicht, die uns Jesus Christus nicht erst durch das Evangelium einschärfen mußte, wie auch der heilige Paulus diejenigen für schlechter, als die Heiden hält, die sich ihrer Kinder nicht annehmen. Wenn einer, spricht er, der Seinigen, und sonderlich seiner Hausgenossen nicht Sorge trägt, der ist

ärger, als ein Heid. Darinn sind wir also miteinander verstanden. Eltern müssen ihre Kinder lieben. Diese Liebe aber höret auf, eine wahre Liebe zu seyn, sobald man sie so weit ausdehnet, daß man die Fehler der Kinder nicht mehr ahndet, oder bestrafet. Denn wenn ich ein Kind der Gefahr der ewigen Verdammniß aussetze, ja es gar geflissentlich zu Grunde gehen lasse, heißt das nicht, selbiges vielmehr hassen, als lieben?

Das aber, meine lieben Eltern! thut ihr gar oft. Ihr meynet eure Kinder zu lieben, und ihr hasset sie wirklich. Hat eine Mutter ein Töchterlein, das sie für schön, und liebenswürdig hält, so wird es besser herausgekleidet, und sie findet sogar eine Freude daran, wenn selbiges den Leuten gefällt. Man erlaubet ihr zum Tanze, zu verdächtigen Gesellschaften zu gehen. Das gute Kind muß auch seine Freude haben, heißt es. Ja, es soll sie haben, es soll nicht immer einsam, und allein zu Hause sitzen, weil diese Absönderung oft weit größere Sünden veranlasset, als der Umgang mit gesitteten Leuten allein. Ihr sollet auch euer Kind niemal aus den Augen verlieren, ihr sollet sorgfältig über selbiges wachen, daß es niemal in eine böse Gelegenheit verfalle. Geschieht dieses nicht, so müsset ihr euch hernach auch nicht verwundern, wenn ihr am Ende an euren Kindern nur Kreuz, und Betrübniß erlebet. Ein Va-

ter verliebet sich oft blind in einen Sohn, der ihm in der Arbeit an die Hand gehen kann. Er darf ausgehen, zu Nachts ausbleiben, er darf thun, was er will, wenn er nur seine Arbeit versieht. Und bey dieser Nachsicht verfällt der Sohn auf die größten Ausschweifungen. Wer hat die Schuld? Wer macht sich fremder Sünden theilhaftig? Die Eltern, welche aus blinder Liebe eher Sünden zulassen, als ihre Kinder betrüben, und bestrafen wollen.

O möchtet ihr doch, liebste Eltern! euren großen Fehler einsehen, und über die Strafe erschrecken, die euch Gott darum androhet. Erinnert euch nur an das schreckliche Beyspiel des hohen Priesters Heli. Er hatte zween gottlose Söhne. Die bestahlen die Opfer, die dem Herrn gebracht wurden, und nahmen das beste davon für sich. Sie schändeten sogar die Weiber, welche zur Stiftshütte kamen, den Herrn anzubethen, und Niemand getraute sich mehr wegen ihrer Gewaltthätigkeit sich dem Herrn zu nähern. Der alte Vater Heli hörte alle diese Ausschweifungen seiner Kinder. Was wars aber? Er hatte das Herz nicht, sie ernstlich darüber zu bestrafen, sie waren ihm viel zu lieb. Er sagte ihnen nur so ganz kalt hin, damit er nicht bey ihnen einbüßete: Warum thut ihr so schlimme Dinge, wie ich von euch hören muß: Meine Söhne! thut es nicht mehr. Ihr habet einen bösen Ruf. Man liest aber kein

Wort

Wort davon, daß er sie ernstlich davon abzuhalten getrachtet, und Mittel angewendet habe, ihre Vergehungen zu verhindern. Allein was geschah? Beyde Söhne blieben aus gerechter Strafe Gottes, die er dem Vater vorher ankündigen ließ, auf einen Tag in der Schlacht, und der Vater selbst, als er diese Nachricht vernahm, fiel steintodt zur Erden. Kinder, und Kindeskinder mußten noch diese blinde Kinderliebe büßen, weil keiner aus dem Geschlechte Heli mehr zu einem hohen Alter gelangen konnte.

Erwäget dieses Beyspiel, meine Eltern! erwäget es. So schrecklich es an sich ist, so schrecklich muß es auch für euch seyn, wenn ihr euren Kindern blos aus Liebe ihre Fehler übersehet. Gott strafet diese blinde Liebe nicht allzeit so. Er strafet sie aber doch allzeit, und immer empfindlich genug für euch. Sonderlich mögen sich dieses diejenigen Eltern merken, welche erst im Alter Kinder erzeugen. Die letzten Kinder lieben sie insgemein mehr, als andre; aber nur zu ihrem eigenen, und der Kinder Schaden, da man ihnen aus Liebe zu viele Freyheit läßt, werden sie stolz, ausschweifend, und unbändig, und ziehen insgemein sich, und die Eltern ins ewige Verderben. Es ist also ein großer Fehler, wenn Eltern ihre Kinder dann, wenn sie reden, und strafen sollten, nicht betrüben wollen aus einer blinden Liebe gegen sie. Aber der Fehler

wird noch weit gröſſer, wenn sie ihnen die Fehler aus Nachläßigkeit übersehen.

Der zweyte Theil.

Es ist fehlerhaft, wenn die Eltern ihre Kinder aus Nachläßigkeit nicht betrüben wollen.

Gott hat den Eltern die schwere Pflicht aufgeleget, daß sie ihre Kinder nicht nur, was den Leib, sondern auch, was die Seele betrifft, gut erziehen sollen. Und das ist es eben, worinn sich die Eltern von den Thieren unterscheiden müssen. Die Thiere folgen ihrem natürlichen Triebe, und gesellen sich zusammen, die Menschen auch. Jene erzeugen Junge, den Eltern schenkt Gott Kinder. Bis daher ist das Thier noch Mensch, und der Mensch Thier. Aber Gott hat erstens gewollt, daß, da die Thiere von ungefähr zusammen laufen, und sich wieder trennen, die Ehe nur aus zwoen Personen bestehen soll, welche unzertrennlich aneinander gebunden sind, damit sie dadurch Zeit, und Gelegenheit hätten, die Kinder recht zu erziehen. Und wenn die Jungen der meisten Thiere so beschaffen sind, daß sie nach wenigen Wochen ohne Beyhülfe der Alten fortlieben, und sich das Nothwendige verschaffen können, so ist entgegen der Mensch von seiner Geburt viele Jahre hindurch schwach,

schwach, armselig, und unhülflich, damit die Eltern an ihn, und er an die Eltern gebunden ist, und diese nothwendig sich seine Erziehung angelegen seyn lassen müssen.

Es ist also gewiß eine große Sünde gegen die natürliche Pflicht, und gegen unser christliches Gesetz, wenn die Eltern blos damit zufrieden sind, daß sie Kinder in die Welt gesetzt haben, ohne daran zu denken, daß sie selbige auch christlich erziehen müssen, welche so nachläßig, und saumselig in der Erziehung ihrer Kinder sind, als wenn sie blos zur Erzeugung, und nicht zur Erziehung der Kinder bestimmet wären. Herodes scheint von dieser Gattung der Eltern gewesen zu seyn. Er war herzlich zufrieden, daß seine üppige Tochter tanzen konnte, und ließ sie übrigens allen Unfug begehen. Sie durfte sogar ihn zu einer ungerechten Ermordung des heiligen Johannes verleiten, ohne daß er ihr einen Verweis darüber gab. Er vergnügte sich bey seiner guten Tafel, als wenn er blos zur Wohllust, und zum Vergnügen, nicht zu höheren Pflichten erschaffen wäre. Wie oft, meine Eltern! thut ihr es hierinn dem Herodes nach. Ihr nehmet euch oft nicht Zeit, auf eure Kinder Achtung zu geben, zu Nachts nachzusehen, ob sie zu Hause, ob sie allein sind. Wenn sie nur arbeiten, so schmerzet es euch wenig, wenn sie gleich wie die Thiere aufwachsen, und weniger vom Christenthume,

noch

noch sonst in der Schule etwas lernen. Ja, einige halten selbige nicht einmal zur Arbeit an, sie gewöhnen selbe vielmehr gleich zum Betteln, als wenn Gott Jemanden blos zum Faullenzen erschaffen hätte. Daraus müssen aber nothwendig solche Menschen werden, welche der Welt, und besonders ihrer Gemeinde zur Last, ja welche oft durch den Müßiggang zu allerhand Laster verleitet werden, und manchmal gar dem Scharfrichter in die Hände gerathen.

Wie nachläßig fällt aber erst die Kinderzucht bey solchen Eltern aus, welche selbst lasterhaft sind. Wenn der Vater den Tag hindurch in dem Wirthshause zubringt, und sich volltrinkt, wenn die Mutter, statt ihren Kindern ein gutes Beyspiel zu geben, da, und dorthin läuft, sich entweder mit Ehrabschneidungen, oder eiteln Geschwätze, oder wohl gar noch mit etwas Sündhaftern beschäfftiget, wenn man indessen zu Hause die Kinder thun läßt, was sie wollen. Ist es ein Wunder, wenn Kinder bey solchen Eltern in den Grund verderbet, und ihnen in allen Lastern, die sie von ihnen lernen, ähnlich werden?

Doch nein, ich habe unrecht gethan, da ich diese Eltern beschuldige, sie erzögen ihre Kinder aus Nachläßigkeit nicht. Vielmehr das Gegentheil geschieht. Nachdem der Vater voll aus dem Wirthshause kömmt, nachdem die Mutter vorher selbst aller-

hand

hand Ausschweifungen begangen, dann, wenn sie hören, daß ihre Kinder etwas begangen haben, dann geht das Schwören, und Fluchen gegen sie an, dann schlagen sie im Zorne darein, wie es ihnen einfällt. Noch mehr, nachdem die Eltern selbst zur Auferbauung der Kinder einander verwünschet, und verfluchet, geraufet, und geschlagen haben, dann gehts auch über die Kinder her, und diese Armen müssen es oft unschuldig entgelten, daß die Eltern Verdruß gegen einander haben. Und das heißt man Kinderzucht, wenn man sich gleich hernach wieder eine lange Zeit nicht mehr bekümmert, was die Kinder thun. Saget mir selbst, meine Eltern! ob ihr glaubet, daß ihr auf diese Art eurer Pflicht ein Genügen leistet? Was kann eine Bestrafung der Kinder helfen, wenn sie an euch selbst größere Fehler sehen, wenn ihr ihnen verbiethet, was ihr selbst thut, oder wenn ihr sie nur im Zorne, und in der Wuth unter lauter Verwünschungen bestrafet? Nein, ihr müsset es selbst einsehen, daß diese Kinderzucht unmöglich etwas helfen kann. Eure Nachläßigkeit ist strafbar. Aber eben so strafbar seyd ihr auch, wenn ihr aus Schwachheit die Fehler eurer Kinder übersehet.

Der dritte Theil.

Es ist fehlerhaft, wenn die Eltern ihre Kinder aus Schwachheit nicht bestrafen.

Ich rede hier von solchen Eltern, welche erwachsene Kinder haben. Bey diesen ist es oft nicht die Liebe mehr, welche sie verleitet, die Fehler ihrer Kinder zu übersehen; denn die Liebe der Eltern gegen die Kinder ist insgemein größer, wenn diese noch klein, und angenehm, als wenn sie erwachsen sind. Es ist oft nicht die Nachläßigkeit, daß sie selbige nicht bestrafen wollten. Sie wollten es gerne. Aber sie getrauen sich nicht mehr. Sie mögen ihre Kinder nicht betrüben, nicht bey ihnen einbüßen. Herodes sah wohl ein, daß seine Tochter etwas Unrechtes an ihn verlangte. Er war sogar traurig, als sie das Haupt Johannis von ihm begehrte. Aber er war schwach genug, eher in eine Lasterthat einzuwilligen, als sie zu betrüben.

Und in diesem Falle befinden sich Eltern mit ihren erwachsenen Kindern sehr oft. Wenn ich zu meiner Tochter etwas sage, daß sie diesen Kerl meiden soll, daß sie ihn nicht mehr in das Haus einlassen soll, so hänget sie mir das Maul an, denket

sich die Mutter. Sie schweigt also, und um ja das Kind nicht zu betrüben, hilft sie selbst dazu, sie leidet die gefährlichen Zusammenkünfte, sie beredet sich selbst, es geschähe nichts unerlaubtes dabey. Ja, sie wird den Leuten, die sie deswegen warnen, sogar dem Seelsorger ordentlich feind. Hat ein Vater einen erwachsenen Sohn, so sieht er ihm alle Ausschweifungen nach. Warum? Er getrauet sich nicht zu reden. Der Sohn möchte aufpochen, davon gehen, Soldat werden. Er will ihn nicht betrüben, weil er ihn brauchen kann. Oftmal, wenn die Kinder die Schwachheit ihrer Eltern erkennen, drohen sie ihnen selbst, daß sie dieses, und jenes thun wollten, soferne man diesen Umgang, oder diese Person verbiethen würde. Und dann wird es den Eltern Angst, sie fürchten sich, daß die Kinder nicht wirklich ihr Wort halten. Und lassen sie also, um ein eingebildetes Unglück zu verhüten, gleichwohl thun, was sie wollen.

Was für eine schändliche Schwachheit ist aber dieses? Warum redet, warum strafet ihr hier nicht, wo ihr doch solltet. Ja, mein Kind hängt mir das Maul an, es läßt sich nichts untersagen. Wird es euch aber lieber seyn, daß es euch einmal in der Hölle ewig verfluchet, und verwünschet, weil ihr seine Fehler gelitten, als daß es hier böse auf euch wird, und euch böse Reden giebt. Mein Kind läuft

davon. Laß es laufen, wenn es sich freywillig in das Unglück stürzen will, und du es nicht mehr hindern kannst. Dann hast du wenigst keine Verantwortung mehr. Aber wenn du es aus Schwachheit unter deinen Augen sündigen läßst, wird Gott das Kind von deinen Händen fordern. Ich brauche das Kind zur Arbeit, wo es mir sehr nützlich ist, und ich muß mir darum schon etwas gefallen lassen. So liegt auch also mehr an dem Zeitlichen, als an dem Seelenheile eurer Kinder? Wollet ihr lieber, daß sie zugrund gehen, als daß ihr einen Schaden leidet. Es ist aber auch falsch, daß ihr, wenn euch auch eure Kinder aus Bosheit verlassen, einen Schaden leiden werdet. Erfüllet eure Pflicht, und Gott wird euch gewiß darum mehr Segen geben, als wenn ihr keinen Schaden zu leiden eure Kinder ungeahndet sündigen lasset.

Beschluß.

Also, meine lieben Eltern! bitte ich euch, fürchtet euch nicht, eure Kinder zu betrüben, wenn sie fehlen. Untersaget ihnen ihre Fehler, bestrafet sie, sie mögen sich darüber betrüben, wie sie wollen. Folget dem Beyspiele des gottlosen Herodes nicht nach. Läßt euch die blinde Kinderliebe nicht verblenden, es ist keine Liebe, sondern eine Grausamkeit, wenn ihr sie aus Liebe verdammet werden lasset.

Seyd nicht nachläßig in der Kinderzucht, weil euch die Natur, und das Gesetz Christi dazu verbindet. Seyd nicht so schwach, daß ihr eure Kinder selbst fürchtet. Sonst müsset ihr alle Sünden eurer Kinder verantworten, die sie aus eurer schwachen Nachsicht begehen.

Vor allem bitte ich euch also, nur diesen einzigen Gedanken zu erwägen. Wenn ihr vielleicht der unglückselige Vater, die unglückselige Mutter eines Kindes wäret, das einmal verdammet, und aus eurer Schuld verdammet wird, was für eine Pein für euch würde das seyn? Wie würdet ihr euch ewig in der Hölle selbst verwünschen? Kommet also diesem Schmerze itzt bevor, erziehet eure Kinder christlich, fürchtet euch nicht, sie zu bestrafen, und ihr werdet nach dem Ausspruche der Schrift ihre Seele von dem ewigen Tode erretten. Amen.

Erste Predigt
auf
das Fest der Geburt Mariä.

Text. Matth. 1.

Liber generationis Jesu Christi.

Das Buch der Geburt Jesu Christi.

Eingang.

Das Buch der Geburt Jesu Christi! Schon diese Worte, die mir Anlaß zur heutigen Predigt geben, könnten manchen lächerlich, und unbedeutend scheinen. Was läßt sich wohl über Worte predigen, in welchen nicht gesagt wird, was wahr, oder nicht wahr ist, nicht gesagt wird, was wir glauben, oder thun, nicht glauben, oder nicht thun sollen? Das Buch der Geburt Jesu Christi! Kann man sich was ungereimteres vorstellen?

Ja, noch einmal: das Buch der Geburt Jesu Christi. Und es soll ganz gewiß nichts wenigers, als lächerlich seyn. Meine Absicht ist gar nicht, euch, meine lieben Zuhörer! das Stammenbuch, oder das Geschlechtsregister unsers hochgelobten Heilandes zu erklären. Da würde ich freylich meine Zeit unnütz vertragen, und ihr würdet aus meiner Predigt kaum etwas lernen. So etwas gehört für Gelehrte. Aber eben dieses Geschlechtsregister war schon in den ältesten Zeiten der Kirche ein Stein des Anstosses für die Ungläubigen, wie wir es beym Origenes, einem alten Kirchenvater, finden. Der heilige Evangelist Lukas erzählet dieses Stammenregister ganz anders, als der heilige Matthäus, aus welchem ich es euch eben vorgelesen habe. Noch mehr, dieses Geschlechtsregister scheint mit dem gar nicht übereins zu kommen, das uns in den Büchern der Könige, und der Chronik vorgeleget wird. Das werdet ihr nun alles nicht verstehen. Aber das versteht ihr, was ich itzt sage. Zwischen dem heiligen Matthäus, und dem heiligen Lukas, zwischen dem heiligen Matthäus, und den Büchern der Könige, und ihren Jahrbüchern ist gar kein wahrer, nur ein Scheinwiderspruch. Das haben Gelehrte unsrer, und der protestantischen Religion längst gezeiget. Aber denket nur, wie unvernünftig, oder boshaft manche Leute gehandelt haben, und noch handeln. Da sagen sie: Das Ding geht nicht auf einander. Also haben die heiligen Evangeli-

gelisten die Wahrheit nicht geredet. Also sind ihre Schriften nicht göttliche Schriften, sondern falsch, und erdichtet.

Das ist freylich sehr falsch. Aber es wäre noch gut, wenn es damit gar wäre. Allein es giebt noch viel schlimmere Menschen, die daraus Gelegenheit nehmen, über unsre ganze Religion zu spotten. In unsern neuesten Zeiten haben das mehrere gewagt, und sich über das Geschlechtsregister des Heilandes, so wie es von den Evangelisten angeführt wird, lu, stig gemacht. Diese thun noch weit mehr Schaden, als jene, die es nur geradehin für falsch ansehen; denn auf die Gründe, die die letztern anführen, kann man gar leicht antworten, sie sind auch an sich so seicht, daß sie nicht leicht Jemanden überzeugen können. Aber eine Spötterey, ein lustiger Einfall macht oft viel größern Eindruck auf Leute, die ans Nachdenken nicht gewohnt sind. Junge Leute besonders können gar leicht dadurch verführet werden, daß sie nach und nach ihre Religion immer weniger hochschätzen, und endlich gar wegwerfen.

In Städten giebt es öfters Gelegenheit, Spöttereyen über die Religion anzuhören, weil man es zum Modeton unsrer aufgeklärten Zeiten rechnet, sich groß, und witzig dünkt, wenn man in Gesellschaften, und Zusammenkünften über die Religion zu spotten

weis. Wie bald ist es sodann geschehen, daß andre dadurch verführt werden? Und dieß ist die Ursache, warum ich heute von dieser Sache predigen werde. Wer über die Religion spottet, der hält sich für einen großen Geist, der alles besser, als andre einsieht, und sich über allen Aberglauben des einfältigen Volkes wegsetzt. Nur das aber glaubet nicht, lasset euch durch ihr Ansehen, durch ihre Machtsprüche nicht blenden. Seyd versichert, wer über die Religion spottet, der hat einen schwachen Geist, das wird der Innhalt des ersten Theiles seyn. Wer über die Religion spottet, hat ein böses Herz, dieß ist der zweyte Theil. Also Religionsspötter sind nicht große, sondern schwache Geister, unvernünftige. Also Religionsspötter sind Leute, die es nicht ehrlich mit euch meynen, sondern böse Menschen. Die Folge wird seyn, ihr sollt sie nicht achten, sie fliehen, und verabscheuen, und euch nicht von ihnen verführen lassen.

Der erste Theil.

Ein schwacher Geist.

Gewissen Leuten wird zwar das gar nicht in den Kopf hinein wollen, wenn man sie schwache Geister nennet; weil sie glauben, sie allein seyn weiser, und aufgeklärter, als alle andre, und mit uns armen Menschen Mitleiden tragen, daß wir nicht

eben

eben so erleuchtet, und einsehend sind, als sie. Darum spotten sie nicht nur über uns, sondern auch über die Religion selbst, die sie nur für Aberglauben ansehen. Aber ich kann ihnen nicht helfen, ich kann sie unmöglich für vernünftige, und kluge Leute halten, wenn sie sich Spöttereyen über die Religion erlauben. Eben dadurch verrathen sie ihren schwachen Geist.

Denn ist es nicht äußerst unklug, und unvernünftig, öffentlich über etwas spotten, was allen Leuten noch ehrwürdig ist, was alle noch als die größte Wohlthat Gottes, als die stärkste Stütze der gemeinen Ruhe, Tugend, und Glückseligkeit ansehen? Und was kann dann einem Christen ehrwürdiger seyn, als seine geheiligte Religion, sein Glaube? Er danket seinem Gott, weil er ihn in demselben hat gebohren werden lassen. Sie allein giebt ihm wahren Trost in den Widerwärtigkeiten; weil sie ihm ein besseres Leben für die Zukunft verspricht. Sie allein lehret ihn ruhig, und zufrieden zu leben. Sie allein macht ihn wahrhaft glückselig. Er hat keinen Zweifel wegen der Wahrheit seines Glaubens, und die heiligen Bücher machen, wie es von den Jüden im ersten Buche der Maechabäer geschrieben steht, seinen einzigen Trost aus. Und diesen Trost, diese Ruhe, diese Zufriedenheit wollen euch, meine Christen! die Spötter der Religion entreißen, wollen euch die Religion lächerlich, wollen euch zweifelhaft machen.

Wenn dieses nicht boshaft ist, so ist es doch gewiß recht unklug, unbescheiden, unvernünftig gehandelt, so unvernünftig, als wenn in einem Hause, worinn Ruhe, und Eintracht herrschet, ein Mensch durch seine unüberlegte Reden Zank, und Hader, Argwohn, Eifersucht, oder überhaupt Unruhe veranlasset. Kann so ein Mensch ein großer Geist, ein verständiger Mann seyn? Nein, nur ein schwacher Geist, ein Dummkopf ist einer solchen Unbesonnenheit fähig.

Noch mehr aber verrathen sie ihre Schwachheit dadurch, daß sie über etwas spotten, das sie meistentheils nicht verstehen wollen, oder nicht verstehen können. Ein vernünftiger Mann redet von nichts, urtheilet über nichts, was er nicht versteht; wer aber sich in alles mischet, über Dinge urtheilet, die er nicht genug einsieht, der ist ganz gewiß ein Thor. Da bitte ich euch aber, denket ein wenig nach, wer die sind, die ihr über unsre Religion spotten höret. Sind es solche Männer, denen man zutrauen kann, daß sie die Lehren unsrer Religion jemals gehörig untersuchet, und geprüfet haben? Sind es Leute, welche die heilige Schrift jemals in der Absicht gelesen haben, damit sie die richtige Lehre unsers Erlösers daraus lernen möchten? Sind es Leute, welche die Kirchengeschichte, und die Lehren aller Zeiten kennen? Wer das nicht gethan, der kann sich in einer so wichtigen Sache unmöglich zum Richter aufwerfen. Und

wenn er es thut, so ist er ein stolzer, unvernünftiger Mann, ein einbilderischer Thor. O nein, das muß man von unsern Religionsspöttern nicht erwarten. Ja wohl, daß sie die Schrift lesen, um daraus zu lernen, ja wohl daß sie auch die Schrift, über die sie urtheilen, nur kennen sollten. Kaum ist ihnen aus der Christenlehre von ihrer Jugend her noch ein klein wenig von der christlichen Lehre hangen geblieben, kaum wissen sie noch etwas vom Katechismus. Und doch urtheilen sie über eine Lehre, die sie nicht verstehen, und nicht verstehen wollen. Wo haben sie dann also ihre hohe Weisheit her? Aus den kleinen Büchelchen, die itzt häufig herauskommen, und deren Absicht es gar oft ist, die heilige Religion selbst, nicht etwan nur die Misbräuche lächerlich zu machen. Aus ihrem eigenen Kopfe; weil sie glauben, die Vernunft allein sey hinreichend, uns das alles zu lehren, was zu unsrer Glückseligkeit nothwendig ist. Sie beschuldigen uns, als wenn wir andern ohne Untersuchung nachbetheten, was sie gelehret haben, und sie selbst untersuchen am allerwenigsten, schwätzen nur nach, was sie gehört, oder gelesen haben. Sagt irgend, oder schreibt ein Freygeist etwas, so nehmen sie es, wie das Evangelium an, machen Lärmen mit dem hocherleuchteten Manne, spotten ihm nach, ohne daß sie, wenn sie gründlich gepackt werden, ihre fade Spötterey zu vertheidigen im Stande wären. Und das sollen große Geister seyn? Nein, sie sind gewiß schwache, und seichte Köpfe.

Aber

Aber sie dörften wirklich das seyn, wofür sie gehalten seyn wollen, große, erleuchtete Männer, Leute, die ihr ganzes Leben der Prüfung der Religion wiedmen konnten, und nicht blos Leser der Schmähschriften gegen den Glauben, nicht blos Leute, deren Beruf es nicht gestattet, sich in gründliche Untersuchung der Religion einzulassen, nicht etwan nur Kaufleute, Soldaten, Bürger, oder junge Pürschchen, welche nur mit den schönen Wissenschaften geständelt hatten. Sie würden doch nichts ausrichten; denn unser Glaube steht fest, unumstößlich fest. Und sich an so etwas wagen, das man doch nicht umstossen kann, über so etwas spotten, ist wieder äußerst unvernünftig. Ja, wenn diese Spötter erst zeigen könnten, daß uns Gott seinen Willen nicht auch durch die Offenbarung habe bekannt machen können. Wenn sie im Stande wären zu beweisen, daß wir zu unsrer Glückseligkeit keine Offenbarung nothwendig hätten, daß sie überflüßig wäre. Wenn sie es darthun könnten, daß unser Glaube nicht von Gott herkäme, nicht durch Wunderwerke, und Weissagungen bewiesen wäre, wenn es wahr wäre, daß er der gesunden Vernunft widerspräche, wenn sie endlich unumstößlich beweisen könnten, daß dieser Glaube einmal verfälschet worden; dann wäre ihr Spott noch erträglich. Aber die allerwenigsten haben diese Fragen jemals untersuchet, und keiner — man darf sie keck dazu auffodern — keiner ist im

Stande,

Stande, etwas von allem diesem zu erweisen. Ihre Sache ists nur, lärmen, spotten, sich an einzelne Kleinigkeiten hinhängen, Widersprüche haschen, oder zu erdichten. Und diese Leute wollen uns weiß machen, sie seyn große Geister, hätten so erhabene Einsichten? Nur sie können so etwas sagen. Wir andern erkennen es deutlich, daß sie nur schwache Geister sind. Wer über das spottet, was andern ehrwürdig ist, was er nie genug untersuchet hat, oder untersuchen will, was er nicht umstossen kann, der verräth einen schwachen Geist, und noch viel öfter ein böses Herz.

Der zweyte Theil.

Ein böses Herz.

Ihr werdet euch selten betrügen, meine Lieben! wenn ihr von denjenigen, die über die Religion spotten, geradezu urtheilet, daß sie ein böses Herz haben, und lasterhafte Menschen sind. Sie sind entweder geile, und in dem Schlamme der Unzucht ersoffene Wohllüstlinge, oder sie sind stolze, oder gar schon verzweifelte Menschen. Die heilige Schrift, und die Erfahrung wird meine Worte rechtfertigen.

Der heilige Apostel Paulus scheint in seinem Briefe an die Römer ganz besonders diejenigen geschil-

schildert zu haben, welche der Religion spotten, weil sie Wohllüstlinge sind. Ich will euch nur seine Worte anführen. Sie haben Gott erkennet; aber ihn nicht als Gott verherrlichet, sondern sie sind in ihren Gedanken eitel geworden, und ihr unweises Herz ist verdunkelt worden. Sie gaben sich für weise aus; aber sie sind zu Thoren geworden. — — Darum hat sie Gott den Begierden ihres Herzen übergeben zur Unreinigkeit, damit sie selbst ihren eigenen Körper schänden. Sie haben die Wahrheit Gottes in Lügen verwandelt, sie haben verehrt, und gedienet mehr dem Geschöpfe, als dem Schöpfer. Und dann erzählet der Apostel auch die unnatürlichen Sünden der Unzucht, welche entweders eine Folge, oder die Ursache der Verleugnung der wahren Religion sind.

Ach, meine Brüder! sehet doch, wie der heilige Apostel so ganz das saget, was ich sage. Der der Religion spottet, ist ein Lasterhafter, er hat ein böses Herz. Wie sie Gott nicht erkennen wollen, so hat sie Gott auch ihrem verworfnen Sinne überlassen, damit sie das thun sollen, merket es wohl, was nicht anständig ist, diese Gottlosen, die von aller Bosheit, von Hurerey, Geiz, Schalkhaftigkeit, Neid, Todschlag, Zänkerey, Betrug, Ehrabschneidung, Ohrenblaserey voll, Gott verhaßt, schmächsüchtig, stolz, übermüthig, Erfinder des Uebels,

den

den Eltern ungehorsam, thöricht, unrichtig, ohne Zuneigung, ohne Verbindung, ohne Mitteiden sind.

Ihr höret es nun wohl, daß ich nicht zuviel sage, wenn ich nach dem heiligen Paulus behaupte, daß der, welcher die Religion verachtet, oder ihrer spottet, insgemein ein Mensch ist, der sich aller Laster schuldig macht, ein Mensch, der ein böses Herz hat. Und das saget euch ja auch die Vernunft, und die Erfahrung. Von denen wollen wir hier schweigen, welche den Glauben blos verwerfen, ohne über ihn zu spotten. Diese können allenfalls von gröbern Lastern frey seyn; aber wer spottet, ist doch gewiß ein Lasterhafter; denn was konnte ihn sonst zum Spotte verleiten? Vernunft, und Ueberzeugung gewiß nicht. Nein, man möchte gerne ruhig fort sündigen, ohne sich in seinem Gewissen einen Vorwurf machen zu dörfen. Sehet nur einmal, wer die Religionsspötter sind. Sie wollen nicht heirathen; aber doch außer der Ehe die Wohllust genießen, die nur durch die Ehe rechtmäßig wird. Im Anfange sträubt sich das Gewissen entgegen. Aber sie wissen es gleich zu beruhigen. Sie stoppeln sich selbst eine Religion zusammen, die ihren Neigungen nicht widerspricht. Nachdem die Unkeuschheit ihren Verstand verblendet, bereden sie sich leicht, das sey nicht böse, wozu der Reiz in der Natur liegt, alles sey gut, und erlaubt, was unsern Neigungen schmeichelt. Und darum geht

es

es über die Religion her, die mit diesen Grundsätzen nicht übereinstimmt. Man giebt sich alle Mühe, sie zu bestreiten, um das bellende Gewissen dadurch zu stillen. Man will durch Hurerey, Ehebruch, und Weichlichkeit nicht fehlen, und darum sagt man, jene Religion sey falsch, die diese Dinge als Fehler verbiethet.

Und sind dann jene Menschen, die euch bisher durch ihre Spöttereyen über die Religion Aergerniß gegeben haben, sind sie Männer, die ihr sonst wegen ihrer bekannten Frömmigkeit, und Rechtschaffenheit geschätzet habet? Habet ihr jemals einen braven Mann auf die Religion spotten gehöret? Sinds nicht meistentheils solche Apostel des Unglaubens, die sich durch ihr liederliches Leben, durch ihren zu freyen Umgang, durch öffentliche Ausgelassenheit auszeichnen. Es braucht nur ein wenig nachdenken, und ohne daß ihr freventlich urtheilet, werdet ihr so ziemlich einsehen, daß jeder Religionsspötter ein böses Herz hat. Er ist meistentheils ein verblendeter Wohllüstling.

Und ist er das nicht, so verleitet ihn doch die Hoffart dazu. Denn die Hoffart ist ohnehin aller Laster Anfang. Hier hat es weiter nichts nothwendig, als daß ich durch Beyspiele zeige, wie alle diejenigen, die vom Anfange der Kirche bis auf unsre

Zei-

Zeiten von dem Glauben abgefallen sind, oder die reinen Lehrer verhöhnet haben, stolze, und eitle Menschen waren. Sie wollten sich dem Richter in Glaubenssachen, den ihnen Gott gestellet, der Kirche nicht unterwerfen, das ließ ihr Hochmuth nicht zu. Und darum fiengen sie aus Stolz an unsre heilige Religion selbst zu lästern, und über sie zu spotten. Ich will keine besondern Beyspiele anführen. Den verdroß es, daß er nicht Bischof geworden, wie er es erwartet hatte. Und dann fieng er eine neue Ketzerey an. Ein andrer verwarf die Obergewalt seines Bischoffes. Ein dritter hätte gerne das damals einträgliche Amt, den Ablaß zu predigen, übernommen, und konnte nicht dazu gelangen. Daher, von dem Stolze dieser Leute, kamen alle die Meutereyen, die sie in der Kirche Gottes angerichtet, alle die Spötte-reyen, mit welchen sie die wahre Religion überhäufet. Der Stolz, mehr, als andre zu wissen, war auch der Grund des Unheiles, was sie gestiftet haben. Und ist es dann nicht wahrer, nicht unerträglicher Hochmuth, daß diese unverschämten Religionsspötter allein die gescheidesten, und klügsten seyn, und über alle Leute, die bis auf unsre Zeiten gelebet haben, als über erbarmungswürdige Dummköpfe wegsehen wollen? Und haben diese nicht ein böses Herz?

Noch muß ich diejenigen auch nennen, welche die Verzweiflung zu Religionsspöttern machet. Sie

wagen sich zuerst unbefugter Weise alle Glaubenslehren nach ihrer Vernunft zu beurtheilen. Und da ihnen diese in vielen Fällen nicht Licht genug giebt, glauben sie heute das, morgen das Gegentheil. Endlich nachdem sie überall auf diese Art keine Gewißheit finden, bereden sie sich, die ganze Religion sey eine Fabel, man könne niemal etwas gewisses finden, und werfen alles mit einemmale weg. Hier ists nun ganz natürlich, daß sie auf Spöttereyen verfallen, und dadurch ihren Unglauben zu vertheidigen suchen. Und wer so etwas thun, wer die ganze Religion bestreiten will, weil er aus seiner eignen Schuld ihre Wahrheit nicht einsieht, hat wieder ein böses, lasterhaftes Herz.

Beschluß.

Hätte ich itzt solche Religionsspötter vor mir, so würde ich ihnen sagen, daß sie sich jemehr verächtlich bey vernünfeigen Leuten machen, jemehr sie spotten; denn spotten kann Niemand, außer wer einen schwachen Geist, oder ein böses Herz hat. Ich würde sie bitten, daß sie, wenn sie gleichwohl selbst unsrer Religion nicht Beyfall geben wollen, doch blos als Menschen aus Menschenliebe ihre armen Mitbrüder schonen, sie nicht durch unbesonnene, seichte, und allzeit unanständige, und eines gesetzten Mannes unwürdige Unterredungen ärgern, in ihrer Ruhe, und Zufriedenheit stören sollten. Da Spott

sel-

selten bessert, nur verbittert, bleibt es immer Grausamkeit, wenn ich den gutdenkenden Christen in seiner Einfalt irre mache, ohne ihn eines bessern zu belehren.

Nun habe ich aber nur mit euch, meine Lieben! zu reden. Ihr kommet öfters in Gelegenheiten, wo über die Religion gespottet wird. Es fehlet, so viel ich weis, hier nicht an solchen Leuten. Damit sie euch nicht verführen, nicht unnöthige Zweifel erregen können, habe ich euch diese Religionsspötter geschildert. Es sind nur Leute, die einen schwachen Geist, oder ein böses Herz haben. Hoffentlich werdet ihr also auf ihr Ansehen gar nicht achten, werdet euch von ihnen nicht verführen lassen. Das allein ist es, um was ich euch bitte, wenn euch doch euer Glaube, eure Ruhe, eure Glückseligkeit lieb ist. Amen.

Zweyte Predigt
auf
das Fest der Geburt Mariä.

Psalm. 47.

Sanctificavit tabernaculum suum Altissimus.

Der Herr hat seine Wohnung geheiliget.

Eingang.

Die katholische Kirche weis, wie viel daran liegt, daß sich ihre Kinder allzeit in einer lebhaften Erinnerung erhalten. Darum hat sie das Jahr hindurch verschiedene Feste angeordnet, welche uns die vornehmsten Geheimnisse unsers Glaubens zu Gemüth führen sollen. Darum hat sie auch das Fest der Geburt Mariä eingesetzet, weil an diesem eigentlich der Grund zu unserm Heile geleget worden. Maria wird gebohren, sie, die durch die Geburt ihres ihres göttlichen Kindes die Sünde wieder zernichten soll, welche Eva durch ihren Fürwitz in die Welt gebracht hat, sie, die den Kopf der Schlangen zer-

zertretten soll, welche der Eva ihren Gift eingeflößet hat. Maria wird heute gebohren, und die Engel erfreuen sich, eine Königinn an ihr zu erhalten. Maria wird gebohren, und die Sünder trösten sich, daß sie ihre Zuflucht bey ihr finden werden. Maria wird gebohren, und alle Gläubigen freuen sich, ihre Mutter an ihr zu sehen.

Und was für eine herrliche, außerordentliche, heilsame Geburt war dieses? Herrlich, da Himmel, und Erd daran Theil nimmt, außerordentlich, da sie nicht nur etwan, wie Könige, für einen geringen Theil der Menschen, die ihnen einmal gehorchen müssen, gebohren wird, sondern für alle Menschen. Heilsam, weil, wie die Kirche von ihr singet, ihre Geburt aller Welt Freude angekündiget hat; indem nemlich aus ihr die Sonne der Gerechtigkeit, Christus unser Gott, entsprungen ist, der die Vermaledeyung aufgelöset, und Segen darüber gegeben hat, der den Tod beschämet, und uns das ewige Leben geschenket hat.

Niemand aber, marianische Zuhörer! hat so vielen Antheil an dieser Geburt genommen, als Gott selbst. Maria war bestimmet, das Haus zu werden, in welchem der auf die Erde herabsteigende Gott einmal wohnen sollte. Sie war der heilige Tempel, den sich Gott mit eigenen Händen gebauet

hat. Sie war die Arche, oder Bundeslade. Wenn nun jene Arche der Jüden, die nur das Himmelbrod, die steinernen Tafel des Gesetzes, die Ruthe, und die Bücher des Gesetzes enthielt, nach dem Befehle Gottes schon ganz mit Gold bedecket seyn mußte, wie mußte Maria gezieret seyn, die den Gesetzgeber selbst, das Brod des Lebens, den vermenschten Gott unter ihrem Herze tragen sollte?

Ja, marianische Zuhörer! so ist es, der Herr hat seine Wohnung geheiliget, er hat sie so ausgezieret, daß sie eine würdige Wohnung Gottes geworden ist. Ich will euch dieses in folgender kurzen Rede deutlich beweisen, Der Herr hat Mariam geheiliget dem Leibe nach, indem er alle unziemlichen Begierden, und Neigungen in ihr ausgelöschet, soll der erste Theil seyn. Er hat sie geheiliget der Seele nach; indem er sie mit allen Gnaden ausgezieret hat. Der Herr hat seine Wohnung geheiliget. Höret mich aufmerksam, wenn ich gleich nicht euer gewöhnlicher Prediger bin, sondern blos die Stelle eines andern vertrette, so trage ich euch doch zwey Dinge vor, die göttlich sind, folglich wahr, und allen nützlich seyn müssen. Durch deine Fürbitte bringe mir, göttliche Mutter! die Gnade zuwegen, daß ich diese zwey Wahrheiten zum Nutzen meiner Zuhörer deutlich auseinander setze. Ave Maria.

Der erste Theil.

Maria ist in ihrer Geburt dem Leibe nach geheiliget worden.

So, wie wir gebohren worden, nachdem durch den Fall Adams unser Verstand verfinstert, und unser Willen verderbet worden, sind wir auch immer mehr zum Bösen, als zum Guten geneigt. Auch bey der besten Erziehung, wenn ein Kind niemal etwas Böses gesehen, oder gehöret hat, wird es doch sündhafte Neigungen in sich verspüren, und, wenn man es sich selbst überläßt, auch sündigen. Die Erfahrung ist davon ein so handgreiflicher, und deutlicher Beweis, daß es überflüßig seyn würde, ihn noch anders zu bestärken.

Auch Maria würde diese bösen Neigungen, diese bösen Begierden in sich verspüret haben, wenn sie nicht Gott durch eine absonderliche Gnade in dem ersten Augenblicke ihrer Empfängniß von der Erbsünde bewahret hätte. Sie wurde also rein, ohne alle böse Neigungen gebohren. Sie war in ihrer Geburt von Gott dem Leibe nach geheiliget. Wenn wir das wenige, was wir von ihrem heiligen Lebenswandel aus dem Evangelium sicher wissen, durchgehen, so werden wir nirgends eine Spur einer bösen Neigung an ihr wahrnehmen. Sie hatte ihre Jungfrauschaft

Gott gelobet, und verlangte nicht in den Ehestand zu tretten, und doch, da es ihr Gott befiehlt, opfert sie ihre gottselige Neigung dem Willen Gottes auf. Sie mußte eine beschwerliche Reise von Nazareth nach Bethlehem verrichten. Und doch murret sie weder wider Gott, der einem heidnischen Kaiser so viele Gewalt über sein auserwähltes Volk gab, noch über den Befehl des Kaisers selbst. Sie lebet arm, und zufrieden, verachtet, und ist getröstet. Sie flie-het mit ihrem Sohne willig in Aegypten, und über-läßt sich freudig der Fügung Gottes auch bey den größten Beschwerlichkeiten. Sie verlieret ihren Sohn, und sie weis sich auch in diesen entsetzlichen Schmerz noch zu finden. Sie fühlet Mitleiden zu Cana ge-gen die Gäste, die keinen Wein hatten. Mit einem Worte, wenn wir ihr ganzes Leben durchgehen, so sehen wir nirgendwo den Ausbruch einer wilden Lei-denschaft, nicht einmal den Schatten einer unziem-lichen Begierde. Sie ist bey dem größten Schmerze gefaßt, bey den größten Beschwerlichkeiten geduldig, und bey den heftigsten Stürmen gelassen.

So, geliebte Zuhörer! war Maria dem Leibe nach geheiliget, und so mußte sie seyn, wenn sie eine würdige Wohnung Gottes werden sollte; denn es ge-ziemte sich nicht, daß jener Leib, der einmal bestim-met war, Gott selbst zu tragen, zuvor jemal ein Sklav der Sünde gewesen seyn sollte. Der Herr hat seine Wohnung geheiliget. So

So aber sollten auch alle marianischen Pfleg-kinder seyn. Es ist uns zwar, die wir mit der Erb-sünde gebohren werden, nun nicht mehr möglich, daß wir keine bösen Neigungen haben, und keine unziem-lichen Begierden empfinden sollten. Aber es ist uns wenigst möglich, diese Neigungen, in soferne sie sünd-haft sind zu überwinden, ihren schädlichen Ausbruch zu hindern, und die bösen Begierden zu unterdrücken. Und wir sind als Christen, und noch mehr als Pfleg-kinder Mariä verbunden, es zu thun.

Bald ein jeder beklaget sich, daß ihn der Zorn manchmal übergeht, oder daß er gar seiner nicht mächtig ist. Diese Leidenschaft an sich, in ihrem ersten Ausbruche betrachtet, ist noch nicht sündhaft. Aber sollte es wohl nicht möglich seyn, sie zu hindern, daß sie nicht noch weiter gehe? Alles, was ihr zu eurer Entschuldigung vorbringet, wenn ihr hundert-mal saget, es wäre euch nicht möglich, eurem Zorne Einhalt zu thun, ist falsch. Giebt euch Gott etwan seine Gnade nicht dazu? Oder ist diese Gnade nicht kräftig genug, euren Zorn zu überwinden? Ihr könnet keines sagen, ohne euch eines Undankes gegen Gott schuldig zu machen. Gestehet es nur, ihr ha-bet euch nie eine rechte Gewalt angethan, eure böse Neigung zu unterdrücken, ihr habet niemal ein ernst-liches Mittel dagegen gebrauchet, ob euch die Beicht-väter selbiges gleich vorgeschrieben haben. Sonst

würdet ihr erfahren haben, daß es nicht unmöglich sey, diese Neigung zu bändigen.

Ihr klaget euch, daß ihr so oft unreine Begierden in euch verspüret, daß ihr öfters ein Wohlgefallen daran habet, und auch in sie einwilliget. Es ist mir unmöglich, selbige zu überwinden. Und ich sage euch, es wäre nur gar zu möglich, wenn ihr nur selbst wolltet. Leute, die eben diese Begierden, die bey ihrer Entstehung noch nicht sündhaft sind, bey sich verspüren, wissen das Gegentheil. Sie setzen ein wahres kindliches Vertrauen auf Maria, die von allen solchen Begierden frey war, sie rufen selbige täglich, und sonderlich zur Zeit der Versuchung mit einem Schußgebethe, oder einem Ave Maria an, und sie siegen unter ihrem Beystande allzeit sicher über alle diese Begierden. Solltet ihr dieses nicht auch können, wenn ihr nur ernstlich wolltet. Aber es ist euch viel angenehmer, euren Leib, eure Glieder, die doch der Tempel Gottes seyn sollten, durch schändliche Ausschweifungen zu entheiligen. Und doch möchtet ihr gerne Pflegkinder Mariä seyn. Wer es es aber seyn will, der muß nicht nur seinen Leib, sondern auch seine Seele Gott heiligen, wie sie es gethan hat.

Der zweyte Theil.

Maria ist in ihrer Geburt der Seele nach geheiliget worden.

Unsre Seele kann nicht anders, als durch die göttliche Gnade Gott geheiliget werden. Und diese erfüllte die Seele Mariä bey ihrer Geburt ganz. Ich erweise dieses wieder aus ihrem Leben, und dem, was darauf erfolget. Schon der Engel Gabriel, als ihr die Menschwerdung Christi in ihrem Leibe ankündigte, nannte sie voll der Gnaden. Und wäre es auch anders möglich gewesen? Niemal würde sie Gott gewürdiget haben, seine Mutter zu werden, wenn sie nicht ganz mit jenen Gaben ausgerüstet gewesen wäre, welche allein einen Menschen in seinen Augen liebenswürdig machen. Sie hat aber auch den Ueberfluß dieser Gnade allzeit gezeiget, und zeiget ihn noch. Sie hat ihn allzeit gezeiget; indem sie, wie der Kirchenrath zu Trident lehret, niemals auch nur die geringste läßliche Sünde begangen, sondern ganz rein, und ohne Mackel war, welches ohne einer außerordentlichen Gnade Gottes gewiß nicht hätte geschehen können. Sie blieb bey dem Leiden, und Tode ihres Sohnes in dem Glauben an ihn standhaft, da die übrigen alle, selbst die Apostel wankten, und ihn verließen. Ohne eine ganz besondere Stärkung der

Gna-

Gnade wäre dieses wieder niemal möglich gewesen. Sie fand sich sogar unter seinem Kreuze ein, und achtete weder auf den Spott der Jüden, noch auf den unmenschlichen Haß, den sie auf alle seine Anhänger warfen. Mit so vielen, und so herrlichen Gnaden ausgerüstet, hat sie sich so einen Schatz von Verdiensten gesammelt, daß sie durch selbige auch uns noch helfen, und eine Mutter der Gnaden für uns ist.

Sie hilft allen Christen überhaupt, und ihren besondern Pflegkindern auch besonders. Ich würde an kein Ende kommen, wenn ich hier ihre Wohlthaten alle erzählte, die sie uns zufließen läßt. Durch sie erhält der Sünder die Gnade der Bekehrung, der Unschuldige seine Beharrlichkeit in dkesem Zustande, der Bedrängte Hülfe, der Verfolgte Schutz, der Armselige Trost, und der Verzweifelte Barmherzigkeit. Die Welt hat nach Gottes Barmherzigkeit auch vorzüglich ihrer Fürbitte die Abwendung unglücklicher Zufälle zu verdanken. Als ein Beweis kann mir ein jeder dienen, der sich jemal mit einem wahren kindlichen Vertrauen an sie gewendet hat. Er wird es zu ihrer Ehre, und vorzüglich zur Ehre Gottes bekennen müssen, daß sie ihm beygestanden. Und wer es probieren will, wird das nemliche erfahren.

Wir können also nicht mehr zweifeln, daß die Seele Mariä gleich von ihrer Geburt an mit allen Gnaden erfüllet worden, und diese noch itzt besitzet, daß Gott seine Wohnung geheiliget hat. Wir, meine Geliebten! sind zwar nicht in der Geburt selbst, doch gleich nach derselbigen an unsern Seelen geheiliget worden. Auch uns hat Gott die heiligmachende Gnade eingegossen, er hat uns sogar das Recht gegeben, wirkliche Gnaden von ihm zu verlangen, so oft sie uns nothwendig seyn werden. Aber wie nachläßig bedienen wir uns derselben. Durch die erste schwere Sünde haben wir sie schon aus unserm Herze ausgetrieben. Die Buße stellte sie auf einige Zeit wieder her, aber nur darum, damit wir sie desto schändlicher wieder verlieren konnten.

O wie wenig schätzen manche jene Gnaden, in welchen Maria ihren Vorzug suchte. Sie machen sich nicht das geringste daraus, halbe, ja ganze Jahre lang außer dem Stande der Gnade zu leben. Wenn sie nur ihre schändlichen Begierden sättigen können; denn mögen Prediger, und Beichtväter immer den erbärmlichen Zustand eines Sünders außer dem Stande der Gnade schildern. Auf sie machet es keinen Eindruck. Jene Gnaden, die sie so leicht erwerben konnten, um deren Erhaltung die Verdammten, wenn es nur möglich wäre, gerne Jahrtausende leiden würden, lassen sich diese verwilderten Menschen im-

immer anbiethen, ohne sie anzunehmen, oder wenn sie selbige auch ergreifen, so opfern sie sie dem nächsten besten Vergnügen, dem geringsten zeitlichen Gewinnste wieder auf. Sie misbrauchen selbige sogar noch, und weil Gott so gütig ist, ihnen verzeihen zu wollen, so oft sie sündigen, so sind sie so unverschämt, desto öfter zu sündigen, weil er so oft verzeihen will.

Nichtsdestoweniger erscheinet ihr in den Versammlungen, in welchen nur marianische Pflegkinder erscheinen sollen. Ihr erscheinet nicht als eine geheiligte Wohnung Gottes, sondern als der Wohnsitz des Teufels. Es ist unbegreiflich, wie sich manche gar so einen schlechten Begriff von dem Dienste Mariä machen können. Sie wollen ihre Verehrer heißen. Warum? Sie wohnen der monathlichen Versammlung bey, begleiten die Procession, besuchen den Gottesdienst für die Abgestorbenen, verrichten ihr gewöhnliches Opfer. Und das ist alles. Soll darum Maria mit ihnen schon zufrieden seyn? Können sie hoffen, daß Gott in Ansehung dieser blos äußerlichen Werke ein Wohlgefallen an ihnen habe? Gott müßte ungerecht seyn, und Maria eine Seele haben, die nicht voller Gnaden wäre. Wären nicht andre wahre Pflegkinder, welche bey Gelegenheit der Bruderschaften auf die innerliche Besserung ihres Herzens trachteten, welche für die äußerliche Andacht sorgten, ohne die innere zu vergessen, so sag-

te

te ich selbst der erste, man sollte heute noch alle Bruderschaften aufheben, weil sie von dem Endzwecke des wahren Christenthumes, von der innerlichen Anbethung Gottes, und Verehrung der Heiligen mehr entferneten, als daß sie selbige beförderten. Zum Glücke aber giebt es noch wahre, verehrungswürdige, und eifrige Mitglieder dieser Bruderschaften, und um dieser willen muß man sie noch fortdauren lassen.

Beschluß.

Gott hat also seine Wohnung, die allerseligste Jungfrau in ihrer Geburt geheiliget. Geheiliget dem Leibe nach; indem er alle unziemlichen Begierden, und Neigungen in ihr ausgelöschet. Geheiliget der Seele nach; indem sie mit allen Gnaden erfüllet worden. Ich habe euch gezeiget, daß Gott sich uns auch geistlicher Weise erwählet hat, damit er in uns wohnen könne. Wir sind die Wohnung Gottes. Wir müssen also auch unsern Leib heiligen, die unziemlichen Begierden, und bösen Neigungen in uns unterdrücken, die Gnade, die uns Gott gegeben hat, wohl gebrauchen, oder wenn wir sie verlohren haben, wieder zu erhalten suchen.

Thut dieses, liebste marianischen Pflegkinder! thut es. Seyd vorzüglich bedacht, daß ihr ein frommes, und christliches Leben anfanget, oder fortsetzet.

Seyd

Seyd Christen, und dann werdet ihr Pflegkinder Mariä zugleich seyn. Schicket das Gebeth des heiligen Rosenkranzes, das itzt gleich verrichtet werden soll, in dieser Absicht zu Gott ab, damit man auch von euch mit Wahrheit sagen könne: Der Herr hat seine Wohnung geheiliget. Amen.

Dritte Predigt

auf

das Fest der Geburt Mariä.

Text. Judith. 13.

In omni gente, quæ audierit nomen tuum, magnificabitur super te Deus Israel.

Bey jedem Volke, welches deinen Namen hören wird, wird der Gott Israel wegen dir gelobet werden.

Eingang.

Die Kirche begeht zwar die Festtage unzähliger Heiligen Gottes, aber meistentheils erinnert sie uns nur an ihr glückseliges Hinscheiden aus dieser Welt. Aber sie feyert noch besonders

die

die Tage, an welchen der heilige Täufer Johannes, und die seligste Jungfrau gebohren worden. Ohne Zweifel liegt die Ursache davon hierinn, daß schon die Geburt dieser Heiligen etwas ganz besonders Trostreiches für uns alle gehabt hat. Johannes war zum Vorläufer des Weltheilandes bestimmet, und seine Geburt gab den Menschen die Versicherung, daß nun der so lange erwartete Heiland der Welt bald auch erscheinen würde. Maria aber war gar zur Mutter des Erlösers auserwählet, und nachdem sie einmal gebohren war, wußte man gewiß, daß die Geburt ihres Sohnes auch nicht gar weit mehr entfernet seyn konnte.

Es ist sich also nicht zu verwundern, wenn die Kirche die Empfindungen ihrer Freude an dem heutigen Festtage mit folgenden Worten ausdrücket: Deine Geburt, Gottesgebährerinn, und Jungfrau! hat der ganzen Welt Freude angekündiget; weil aus dir gebohren ist die Sonne der Gerechtigkeit, Christus, unser Gott. Ja, meine Geliebten! wir müssen uns an dem heutigen Tage erfreuen. Der Tag der Geburt Mariä muß bey uns die lebhafteste Freude rege machen. Aber bey der Freude allein müssen wir nicht stehen bleiben. Ihre Geburt muß uns zugleich ermuntern, Gott zu loben, und seine unendliche Barmherzigkeit zu verherrlichen.

Judith hatte durch ihr Gebeth, und Fasten bey Gott ausgewirket, daß die Stadt Bethulien aus den Händen des Holofernes errettet wurde. So freudig nun das jüdische Volk über diese Begebenheit war, so vergaß es doch dabey nicht, daß es verbunden wäre, Gott für diese Wohlthat zu danken. Bey jedem Volke, welches deinen Namen hören wird, wird der Gott Israel wegen dir gelobet werden. Wenn man dich als eine Erretterinn Israels noch bey der spaten Nachwelt preisen wird, so wird man eben darum auch in dir Gott loben, und preisen, durch dessen unendliche Güte du das wurdest, was du warest. Wir können eben diese Worte auch auf die allerseligste Jungfrau anwenden. Alle Geschlechter werden dich, göttliche Mutter! selig preisen. Bey jedem Volke, das deinen Namen hören wird, wird der Gott Israels wegen dir gelobet werden. Schon bey deiner Geburt finden wir die stärkste Veranlassung, Gott zu preisen, wenn wir deinen Namen hören. Maria ist heute gebohren worden, sie, die der Heiland zu seiner Mutter auserwählet. Ihre Geburt war also das sicherste Unterpfand, daß unsre Erlösung nahe sey. Maria ist heute in dieser Welt erschienen. Die Menschen konnten also sicher hoffen, daß die Welt nun bald eine bessere Gestalt erhalten würde, als sie damals hatte. Sind dieß nicht so große Wohlthaten Gottes, die uns ermuntern müßen, ihm dafür zu danken, ihn zu lo-

loben? Hier habet ihr also kürzlich den Entwurf meiner heutigen Anrede: Die Geburt Mariä ermuntert uns Gott zu loben, und ihm zu danken. Die Ursachen sind folgende: Durch ihre Geburt erhielten die Menschen die Versicherung, daß sie bald erlöset werden sollten. Dieß ist der Innhalt des ersten Theils. Durch ihre Geburt erhielten wir die Hoffnung, daß wir bald gebessert werden sollten. Der Innhalt des zweyten Theiles. Ich bitte euch, diese zwo großen Wohlthaten Gottes, zu denen an diesem Tage der Grund geleget worden, mit mir aufmerksam zu erwägen, und mit der Gnade Gottes werdet ihr gewiß diese Predigt nicht ohne Nutzen verlassen. Ich fange an, da ich Mariam schon in ihrem ersten Augenblicke ihres Lebens so grüße, wie sie der Engel hernach gegrüßt hat. Ave Maria;

Der erste Theil.

Hoffnung der nahen Erlösung.

Durch die Geburt Mariä erhielten wir die Versicherung, daß wir bald erlöset werden sollten; denn Maria war von Ewigkeit her bestimmt, eine Mutter Christi, und Christus, ein Erlöser der Welt zu werden.

Maria war von Ewigkeit her bestimmet, die Mutter Christi zu werden. Hier kann die sich selbst gelassene Vernunft nichts sagen; die Offenbarung

Gottes muß alles entscheiden. Und diese lehret uns, daß Gott, der den Fall unsrer ersten Stammeltern vorgesehen, auch für uns einen Erlöser bestimmet habe, der uns aus dem Elende wieder aufrichten soll. Dieser Erlöser mußte Mensch seyn, um die Strafen, die wir verdienet hatten, leiden zu können, und er mußte Gott seyn, um seinen Leiden einen unendlichen Werth beylegen zu können, damit Gott für die an ihm verdienten Beleidigungen genug geschähe. Als Mensch mußte er aus einer menschlichen Mutter gebohren werden. Es war also in der von Gott bestimmten Erlösungsart nothwendig die Mutter mit eingeflochten, welche diesen Erlöser gebähren sollte, eine Mutter, von welcher Gott schon im Paradiese geredet hatte: Ich werde Feindschaft machen zwischen deinem Saamen — er meynte das Weib — und zwischen dem Saamen der Schlange. Sie wird dein Haupt zertretten. Welche Worte dieses heißen: Der böse Feind unter der Gestalt der Schlange suchet zwar Feindschaft unter euch zu erwecken. Aber das Weib, aus dem der Erlöser der Welt soll gebohren werden, wird Feindschaft unter dir, und dem Saamen, dem Meßias setzen, der aus ihr soll gebohren werden. Sehet ihr hier Mariam schon bey ihrem Eintritte in diese Welt zur Mutter des Allerhöchsten erkiesen? Sehet ihr die, von der schon der Prophet Isaias gesprochen hat: Sehet, eine Jungfrau wird empfangen, und

einen

einen Sohn gebähren, und du wirst seinen Namen Emanuel nennen, das ist, Gott mit uns.

Eben so deutlich war es vorhergesagt, daß Jesus bestimmet war, der Erlöser der Welt zu werden. Gott hatte schon längst einen Erlöser versprochen, welcher die Menschen erlösen soll. Man muß nur das Elend derselben recht kennen, wenn man die Wohlthat genug schätzen will, die wir von der Erlösung zu erwarten hatten. Gott hatte uns zu einer ewigen Glückseligkeit bestimmet, die er uns nicht schuldig war, und wir hatten das Recht dazu, das uns Gott freywillig geschenket hatte, durch die Sünde Adams verloren. Wir würden ewig ohne alle Hoffnung des Himmels geblieben seyn. Nebst diesem war unser Verstand verfinstert, daß wir das Böse gar leicht für etwas Gutes angesehen hätten, und der Willen so verdorben, daß wir das Böse immer lieber, als das Gute gethan hätten. Und über alles hätte es uns an den kräftigen Hülfsmitteln gefehlet, durch deren Unterstützung wir das Böse hätten meiden können. Es war also für uns alle nichts, als die Ewartung einer zwar nicht nothwendigen, aber doch fast unvermeidlichen Verdammniß übrig.

Nun erbarmete sich Gott in Gnaden über uns, schickte seinen eingebohrnen Sohn, der die Strafen aller Sünden für uns ausstehen, der uns Mittel

durch seine Gnaden, und besonders durch die heiligen Sakramente an die Hand geben mußte, durch welche es uns möglich gemacht wurde, das Böse zu meiden, und das Gute leichter, als das Böse zu wirken. Als die Völle der Zeiten ankam, sagt der heilige Paulus, schickte Gott seinen Sohn, der aus einem Weibe gebohren ward, er wurde Mensch, um die Menschen zu erlösen.

Von allen diesen Wohlthaten ist uns heute die kräftigste Versicherung gegeben worden. Maria tratt heute in die Welt ein, diese von Ewigkeit her bestimmte Mutter des Erlösers. Rufen wir also, um Gott wegen Maria zu loben, sämmtlich auf: wie groß, o Gott! ist deine Güte, deine Barmherzigkeit gegen uns! Könntest du uns wohl auf eine deutlichere Art zeigen, daß es dir ein Ernst sey, uns selig zu machen, daß du im höchsten Grade unser Glück wünschest, daß die Liebe gegen deine Geschöpfe unendlich sey? Gewiß, meine Lieben! eure Wohlfahrt muß der einzige, der größte Wunsch seines Herzens seyn. Seine Liebe gegen uns verdient in alle Ewigkeit der Gegenstand unsers Dankes, und unsrer Bewunderung zu seyn.

Ist es aber so, meine Geliebten! hat Gott heute Mariam gebohren werden lassen, damit aus ihr einmal sein Sohn gebohren würde, den er darum auf

die

die Welt gesendet, damit er uns erlösete, warum wollen wir nicht auch der Bestimmung unsers Daseyns auf der Welt nachleben, ohne welches die Geburt Mariä, und ihres Sohnes für uns ohne Nutzen ist? Maria ist die Mutter unsers Erlösers, Christus unser Erlöser selbst geworden, und wir wollen doch so oft an dieser Erlösung keinen Theil haben! Wie viele leben blos für diese Welt! Ihre einzige Absicht ist, sich immer neue Vergnügungen, und neue Wohllüste zu verschaffen. Sie haben sich längst diese verderblichen Grundsätze eigen gemacht: Der Mensch ist nur wegen sich da, er muß alles thun, was ihm Vergnügen machet, und alle Mittel, die er dazu brauchet, sind recht, und erlaubet. Sie suchen nur das Zeitliche, nur Geld, und Reichthümer, nur Ehre, und Ansehen bey den Menschen. Ob sie aber auch das thun, was Gott von ihnen verlanget, um an der Wohlthat seiner Erlösung Theil zu nehmen, ob sie Hoffnung haben, einmal die Früchte dieser Erlösung einzuerndten, das bekümmert sie gar nichts. O Menschen, o liebste Brüder! warum miskennen wir so oft unsre edelste Bestimmung! Warum leben wir so, daß es wirklich für uns besser gewesen wäre, wenn uns Gott niemals hätte gebohren werden lassen? Wozu haben wir die Versicherung unsrer künftigen Erlösung heute erhalten, wenn wir doch keinen Nutzen davon haben wollen?

Der zweyte Theil.

Hoffnung der zukünftigen Besserung.

Wir haben an diesem Tage auch noch die Hoffnung der künftigen Besserung der Welt erhalten. Daß uns Gott erlöset hat, dieß war eine Wohlthat, die jeden ins besondere zukömmt. Daß er aber auch den sittlichen Zustand der Welt verbessern wollte, dieß ist eine allgemeine Wohlthat fürs Ganze. Jesus war auch zum Lehrer der Menschen bestimmt, und die Geburt Mariä versprach seine Ankunft.

Schon in dem alten Bunde hat Gott durch den Moses versprochen, daß er einen großen Propheten schicken würde: Einen Propheten wird euch der Herr euer Gott erwecken aus euern Brüdern, wie mich. Den sollet ihr hören in allem, was er zu euch sagen wird. Dieß haben hernach die folgenden Propheten noch öfters wiederholet. Es war auch wirklich um die Zeit, um welche Christus auf die Erde kommen sollte, so ein Lehrer der Menschen nothwendig. Alle Menschen, die damals lebten, waren entweder Jüden, oder Heiden, und bey beyden war sowohl der Gottesdienst, als die Sittenlehre im äußersten Verfall. Die Jüden meynten zu einer würdigen Verehrung Gottes gehörte weiter nichts, als daß man zu gewissen Zeiten sich in dem Tempel einfände,

sich

sich fleißig reinigte, alle äußerlichen Ceremonien genau beobachtete. Das fiel den wenigsten ein, daß Gott auch innerliche Liebe, und Verehrung verlange. Hatten sie gesündiget, so glaubten sie alles wieder gut gemacht zu haben, wenn sie nur einige Opferthiere schlachteten, wenn gleich ihr Herz dabey ungebessert blieb. Die Heiden erkannten größtentheils den wahren Gott gar nicht. Sie hatten von der Vorsehung Gottes, von der Unsterblichkeit der Seele, von der Ewigkeit der Belohnungen, und Strafen entweders gar keinen, oder nur einen dunkeln, und schwankenden Begriff. Alles zusammen genommen, kann man es nicht leugnen, daß die Geschicktesten ihrer Weltweisen nicht so vieles von der natürlichen Religion wußten, als itzt in dem Christenthume ein jedes Kind weis.

Nun wird man sich leicht einen Begriff machen können, wie damals die Sitten der Menschen müssen beschaffen gewesen seyn. Wer keine Gewißheit von dem Daseyn Gottes, von der Unsterblichkeit der Seele hat. Wer sich nicht überzeugen kann, daß nach dem Tode ewige Belohnungen, oder Strafen auf ihn warten, der wird sich sicher allen Lastern überlassen. Ja, meine Geliebten! der Zustand der Welt war damals erbärmlich. Den ausschweifendsten Ehrgeiz hieß man Tugend, rasende Frechheit war Tapferkeit, jeder glaubte nur für sich, nicht auch für andre zu

leben; der Regent auf dem Throne war nicht mehr sicher. Ungerechtigkeit waffnete den Stärkeren gegen den Schwächern. Man kannte weder Demuth, noch Mäßigkeit, noch Eingezogenheit. Ehebrüche waren nur gewöhnliche Laster, die Hurerey hielte man gar für keines, ja man machte sie sogar zu einer gottesdienstlichen Handlung. Aber auch die unnatürlichste Unzucht wurde nicht nur ungescheut ausgeübet, sondern auch sogar gelehret.

Bey diesen Umständen konnte freylich für die Welt nichts erwünschlichers seyn, als die Ankunft eines Lehrers, der sie von Gott, und dessen Eigenschaften, von den Pflichten gegen Gott, gegen die Menschen, und gegen sich selbst unterrichtete, und ihnen die Ausübung von allem zeigte. Wirklich wissen wir auch theils aus der heiligen Schrift, theils aus der Geschichte, daß zu der Zeit, wo Jesus auf die Welt kommen sollte, sowohl Jüden, als Heiden nach einem solchen Lehrer seufzeten, dessen Nothwendigkeit die Klügsten unter ihnen deutlich eingesehen hatten.

An diesem Tage nun, an dem Maria gebohren worden, wurde der in Finsternissen schwebenden, und eines göttlichen Lehrers so bedürftigen Welt die Hoffnung gemachet, daß sie diesen so sehr verlangten Lehrer bald empfangen würde. Wenn die Mutter des

Leh-

Lehrers schon gebohren ist, muß der Lehrer auch bald ankommen.

Ja, Geliebte! die Geburt Mariä hat uns Hoffnung zu dieser unendlichen Wohlthat gemacht. Aber wie schätzen wir sie diese Wohlthat? Erinnern wir uns, daß ohne die Ankunft dieses Lehrers, unsers Heilandes, wir itzt in dem allerarmseligsten Zustande seyn würden? Wir genießen die Früchte des Unterrichts, den Jesus der Welt ertheilet hat, wir leben ruhig, lieben, werden geliebt, werden geschätzet, sind weise, und denket man wohl daran, daß wir ohne die Lehre Jesu dieses alles nicht seyn würden? In Vergleich mit Heiden, und Türken wie glücklich sind wir? Nichtsdestoweniger giebt es in unsern Tagen solche Undankbare genug, welche es leugnen, daß so ein göttlicher Lehrer nöthig gewesen. Sie glauben, daß die menschliche Vernunft allein alles ergründet haben würde, was wir itzt von Gott, und unsrer Bestimmung wissen, sie verachten das Christenthum, dem sie doch alles zu verdanken haben. Aber auch wirkliche Christen betragen sich eben so undankbar, indem sie die heiligsten Gesetze ihres Lehrers mit Füßen tretten, und nicht besser als die Heiden leben.

Beschluß.

Wir, marianische Zuhörer! wollen nicht unter die Zahl dieser undankbaren Unglücklichen gehören. Für uns soll der Geburtstag Mariä ein Tag der Freude, des Dankes, und der Liebe gegen Gott seyn. Wir erinnern uns, daß jedes Volk, daß ihren Namen hören wird, den Gott Israels wegen ihr loben werde. Denn durch sie haben wir die Hoffnung unsrer nahen Erlösung, und der künftigen Besserung der Welt erhalten, welches beydes schon erfolget ist.

Mache also, göttliche Mutter! daß jene Hoffnung, die uns deine Geburt gegeben, an uns nicht vereitelt werde. Mache, daß jene Erlösung, die wir deinem Sohne zu verdanken haben, nicht an uns verloren sey. Mache, daß wir uns bessern, und wirklich in unsern Werken zeigen, daß die Lehren Jesu etwas bey uns genützet haben. Wir wollen dir n dieser Absicht den Rosenkranz aufopfern, den wir itzt sämmtlich miteinander abbethen werden. Amen.

Vierte Predigt
auf
das Fest der Geburt Mariä.

Text. Matth. 1.

De qua natus est Jesus.

Von welcher Jesus gebohren ist.

Eingang.

Von welcher gebohren ist Jesus. Also das heutige Evangelium sagt zum Lobe Mariä weiter nichts, als daß sie die Mutter Jesu gewesen, daß der Heiland der Welt seiner menschlichen Natur nach von ihr gebohren worden? Immer Ehre, und Lob genug für Maria. Das göttliche Wort, da es die menschliche Natur annehmen wollte, konnte sich keine andere Mutter wählen, als die Heiligste, Würdigste aus allen Menschen, und wenn das Evangelium sagt, von ihr sey Christus gebohren worden, so ist es eben soviel, als wenn es Mariä alle nur mögliche Lobsprüche beylegte.

Glück,

Glücklich muß sich Maria preisen, weil sie gebohren worden; denn ihre Geburt war der Anfang eines unbeschreiblichen Glückes, einer außerordentlichen Gnade, die ihrer wartete. Und das ist auch die Ursache, warum die Kirche das Andenken ihrer Geburt an dem heutigen Tage feyert. Jener Tag soll immer merkwürdig bleiben, der Maria zur größten aus allen Menschen gemacht hat, der Tag ihrer Geburt.

Können wir aber auch, geliebte Zuhörer! können wir auch den Tag unsrer Geburt für uns so glücklich preisen? Können wir uns für glücklich halten, weil wir gebohren worden? Oder müssen wir vielmehr mit dem Job in dem Ausbruche des heftigsten Schmerzens den Tag unsrer Geburt verfluchen, und sagen: Der Tag, an dem ich gebohren worden, soll zu Grunde gehen, und die Nacht, in der gesagt ist worden: Ein Mensch ist empfangen worden (*a*). Man kann diese Sprache da und dort schon bey den Menschen hören. Sie wünschen sich nicht nur den Tod, sondern verfluchen auch den Tag ihrer Geburt: Wenn ich nur gar nicht wäre, sagen sie. Ja, einige trübsinnige Weltweisen, die in aller ihrer Philosophie nicht Stärke genug finden, die Uebel standhaft zu übertragen, die ihnen aufstossen, denen ihre selbst ge-

(*a*) Job. 3, 3.

gemachte Religion keine sichere Hoffnung einer glückseligen Ewigkeit zeiget, einige solche trübsinnige Weltweisen gehen itzt schon so weit, daß sie behaupten, Gott hätte besser gethan, wenn er gar keine Menschen erschaffen hätte, als daß er sie in so einem elenden Zustande erschaffen hat. Sie sehen überall nichts als Uebel, und Elend auf der Welt, und wünschen sich, lieber gar nicht zu seyn, als so elend zu seyn.

Wenn man auf den Gang der menschlichen Gedenkungsart Achtung giebt, so wird man leicht merken, daß die Menschen nur alsdann ihr Leben verwünschen, wann es ihnen übel geht. Noch niemal habe ich einen am Tage der Freuden, wo er eben recht vergnügt war, sagen hören: wenn ich nur nicht wäre, nicht gebohren wäre. Da freut uns vielmehr das Leben. Also muß es uns billig verdächtig vorkommen, daß wir nur in gewissen Augenblicken, wenn uns die Leidenschaft hinreißt, unser Leben verwünschen. Es kann darum doch noch etwas Gutes seyn, daß wir gebohren worden.

Es wird also keine unnütze Untersuchung seyn, die ich heute mit euch anstellen werde, ob es nemlich ein Glück, oder ein Unglück für uns ist, daß wir gebohren sind. Wäre es ein Unglück, dann wäre es freylich kein Wunder, wenn wir verzweifelten. Ist es aber ein Glück, so müssen wir Gott täglich dafür

dan-

danken, und die Lebenstage, die er uns schenket, zu unserm Glücke brauchen.

Ich sage also: Es ist ein Glück für uns, daß wir gebohren sind. Ihr werdet euch vollkommen davon überzeugen können, wenn ihr erstens Achtung gebet, warum man sich manchmal wünschet, nicht gebohren zu seyn, und hernach was uns für Vortheile bringe, gebohren zu seyn. Ihr werdet finden, daß jene Gründe gar nichts, diese aber sehr viel bedeuten. Hier habet ihr den Entwurf meiner Predigt; wenn ihr sie recht fasset, werdet ihr in den Tagen der Trübseligkeit daraus Trost schöpfen, und immer eures Lebens froh seyn können. Ich fange an unter Anrufung der heiligen Namen Jesus, und Maria.

Der erste Theil.

Ist es besser, nicht gebohren zu seyn?

Diejenigen, welche ihres Lebens überdrüßig sind, und den Tag ihrer Geburt verfluchen, haben hiezu meistentheils dreyerley Beweggründe. Entweder drücket sie ein gegenwärtiges Uebel, eine Widerwärtigkeit, eine Verfolgung, eine Krankheit, oder sonst etwas. Oder sie seufzen nach einem Gute, nach einem Glücke, das sie nicht erlangen können. Oder

sie,

sie fürchten einmal verdammet zu werden. Das alles, sagen sie, bliebe weg, wenn wir gar nicht wären. Wir hätten nichts zu leiden, nichts umsonst zu wünschen, nichts zu fürchten. Sollte das nicht besser seyn, als daß wir uns itzt immer so zwischen gegenwärtigen Leiden, und Furcht noch größerer befinden?

Nein, antworte ich, es ist nicht besser. Diese Gründe heißen alle nichts. Ihr möchtet nicht gebohren seyn, weil es euch auf der Welt so böse geht? Wie? Wenn ich euch aber sage, daß wir mehr Gutes, als Böses schon auf dieser Welt genießen? Daß das Gute bey weitem größer ist, als all das Böse, das wir leiden müssen. Es scheint euch vielleicht zuviel gesagt. Nicht nur weinten die alten Thracier bey der Geburt eines Menschen, weil nichts als Uebel auf ihn warteten, sondern auch christliche Weltweisen, sonderlich einer in seinen finstern Nachtgedanken, malen das Elend der Menschen, und die Zahl der Uebeln so groß, und fürchterlich ab, daß es uns ihrer Meynung nach eher an Thränen, als an Ursachen zu weinen, eher an Seufzern, als an Ursachen zu seufzen fehlen müßte. Sie klagen über die Kriege, und alle ihre schrecklichen Folgen, über die Grausamkeit der Tyrannen, die Sklaverey, große Landplagen, über das unermeßliche Heer der langwierigsten, und peinlichsten Krankheiten. Und doch, fragen sie, soll es mehr Gutes, als Böses in der Welt geben?

Ja, sage ich. Gott ist die Liebe (*b*), und von ihm als dem Vater der Freuden kann nichts, nichts als Gutes auf die Menschen herabkommen; sonst wäre er nicht die Liebe, würde uns nicht lieben. Diese Lehre des Evangeliums stimmet auch genau mit unsrer eigenen Erfahrung zusammen.

Betrachten wir zuerst die Einrichtung der Natur, die er gemacht hat. Ist auf dieser Erde nicht alles entweder unmittelbar, oder mittelbar zu unserm Nutzen, und Vergnügen da? Die Erde trägt den Weinstock, das Getreid, die Früchte, und Kräuter, welche uns durch ihren Anblick ergötzen, durch ihren Wohlgeschmack erquicken, durch ihren Geruch stärken. Die Wälder geben uns Holz zu Gebäuden, zur Wärmung, zu Bereitung der Speisen, ernähren wieder eine ungeheure Anzahl von Vögeln, die uns zur Freude, und Nahrung dienen. Die Flüße stillen unsern Durst, reinigen unsre Häuser, und Leiber, und geben uns Fische zur angenehmen Nahrung. Alle Thiere, die auf der Erde leben, oder in der Luft fliegen, dienen uns wo nicht unmittelbar, doch mittelbar wieder, und befördern unser Vergnügen, indem wir sie sehen, hören, zu unserm Dienste, oder zu unsrer Erhaltung, Kleidung, oder Nahrung gebrauchen. Es kostet zwar oft Arbeit, bis wir alle diese Dinge gebrauchen können. Die Aehre trägt nicht

Brod,

(*b*) 1. Joh. 4.

Brod, nur Getreid, das Schaf giebt uns nicht das Kleid, nur die Wolle dazu. Aber eben diese Einrichtung der Natur veranlasset die Künste, und Wissenschaften, schützet uns vor dem beschwerlichen Müßiggange, und verbindet selbst mit der Arbeit wieder tausend Freuden. Das sind nun einmal unbeschreiblich viele Freuden außer uns. Und nun die Freuden in uns. Unser Leib ist so gebauet, daß er durch den Gebrauch seiner Sinne die Schönheiten, und Wohlthaten der Natur empfinden kann. Wir hören, sehen, riechen, schmecken, und betasten sie. Alles, was wir zur Erhaltung des Lebens brauchen, oder was dazu nützet, das Essen, Trinken, Arbeit, und Ruhe, Schlaf, und Bewegung ist mit Vergnügen verbunden. Unsre Seele gewähret uns wieder eine andre Gattung weit höherer, und unbeschreiblicher Freuden. Wie viele Wahrheiten kann unser Verstand erkennen? Und dieses Erkennen freuet ihn. Das Gedächtniß erhält uns diese Freuden, und die Einbildungskraft verdoppelt sie. Der Willen neiget uns zu unsers gleichen hin, und wir fühlen das Vergnügen der Liebe zu unsern Freunden, Bekannten, Gatten, und Gattinnen, Kindern, und Eltern. Dieses alles fühlet der Arme so gut, als der Reiche. Ich hätte hier ein unermeßliches Feld vor mir, um die tausendfältigen Freuden zu beschreiben, die uns Gott darbiethet, und die wir täglich genießen, oder genießen können. Aber ich sehe es, ihr weiset mich immer

auf die vielfältigen Uebel hin, die alles verbittern, und übersteigen. Freylich giebt es auch viele Uebel; aber immer die meisten treffen uns aus eigner Schuld. Wir ziehen uns selbige durch vorsätzliche Sünden, und Laster, oder Scheintugenden zu. Der Schwelger, der Unzüchtige leidet die größten Qualen, weil er sie leiden wollte, der Thor wird verachtet, der Liebloſe, und Stolze verfolgt, der Ehrgeizige ist tausendmal misvergnügt. Warum? sie wollten es seyn. Sie konnten diese Folgen vorsehen. Aber sie haben durch ihre Laster selbige willig übernommen. Eben so viele Leiden entspringen aus der Schuld andrer Menschen, wie Kriege, und sehr oft der Hunger, Feuersbrünste, Läſterung, Schmähung, Verfolgung. Und wenn auch Gott manchmal selbst Plagen über uns schicket, so sind doch alle diese Uebel in der That nichts, als Wohlthaten Gottes, wenn wir sie so ansehen. Durch willige Uebernehmung der Leiden werden wir erst zu großen, geprüften, tugendhaften Männern. Der Verlurst eines zeitlichen Guts, eine Krankheit, eine Verfolgung befreyet uns oft von einem Laster, von einem schädlichen Misbrauche, machet uns gut, ruhig, und froh. Es heißt also fürs erste der Grund, weil es uns so böſe auf der Erde geht, nichts. Es giebt mehr Gutes, als Böſes auf der Welt. Warum sollten wir wünschen, nicht gebohren zu seyn.

Vielleicht kann uns aber das das Leben unerträglich machen, weil wir auf der Erde so selten unsre Wünsche erreichen? So viel wünschen, und so wenig erhalten? Auch dieß nicht. Da müsset ihr nur ein wenig nachdenken, was ihr oft wünschet. Einige eurer Wünsche sind an sich schon thöricht, und unvernünftig, andre sogar, wenn ihr sie erreichen könntet, wären euch schädlich, und die, so euch wirklich nützen können, werden in dieser, oder jener Welt erfüllet. Warum solltet ihr also eures Lebens überdrüßig seyn? Ich sage: Einige eurer Wünsche sind an sich schon thöricht. So ein Wunsch ist es, daß ihr auf der Erde gar nichts zu leiden haben sollet. Kann dann Gott wegen euch die ganze Ordnung, den Lauf der Natur, kann er die Wesenheit der Dinge abändern? Gott kann euch keinen göttlichen Verstand geben. So lange aber euer Verstand noch Gränzen hat, kann er sich irren, und ihr könnet euch aus Irrthum, oder Unwissenheit in ein Unglück stürzen. Gott kann nicht wegen euch machen, daß das Feuer nicht brenne, daß das Wasser nicht fortlaufe, daß ein Körper, der aus Materie zusammengesetzt ist, sich nicht abnütze, daß daraus keine Krankheiten entstehen, oder er hätte eine ganz andre Einrichtung in der Welt machen, und folglich nicht soviel Gutes hervorbringen müssen, als wirklich hervorgebracht wird. Also wünschen, daß uns gar kein Uebel treffen soll, ist etwas Un-

mögliches wünschen, ist ein thörichter Wunsch. Andre Wünsche, die wir hegen, wären uns schädlich, wenn sie erfüllet würden. Soll uns Gott vielleicht reicher machen, und über unsern Stand erheben, wenn er vorsieht, daß wir den Reichthum misbrauchen, und uns dadurch ins Unglück stürzen würden? Soll er uns zu einem Amte gelangen lassen, wozu wir weder Anlage, noch die gehörige Wissenschaft haben? Endlich werden andre unsrer Wünsche doch sehr oft erfüllet, und wir haben wenigst die sichere Hoffnung in jener so glückselig zu werden, daß wir nichts mehr zu wünschen haben können.

Ja, wird man mir einwenden, wenn nur diese ewige Glückseligkeit mir auch gewiß wäre. Aber itzt muß ich auch fürchten, daß mir eine ewige Verdammniß zu Theil werden kann. Lieber gar nicht seyn, niemal gebohren seyn, als daß man sich der Gefahr ausgesetzt sieht, einmal verdammt zu werden. Auch dieser Grund tauget gar nichts. Wer wird dann verdammt? Etwan auch der, welcher aus menschlicher Schwachheit, aus Unwissenheit, aus Uebereilung sündiget? Ja, wenn das wäre, wenn einer wider seinen Willen ewig verdammt werden müßte, dann sollte sich freylich Niemand wünschen, jemals zu leben. Allein wir wissen es ja gewiß, Gott ist kein Tyrann, er will nicht den Tod des Sünders. Er verdammet nur den, der den Willen seines Herrn weis, und doch aus

Bosheit dawider handelt. Nur den verdammet Gott, der freywillig dem Feuer zuläuft, der freywillig sich dem Abgrunde nähert, nachdem man ihn doch dafür gewarnet hat. Soll uns darum unser Daseyn zuwider seyn, weil wir es aus eigener Schuld misbrauchen können? Ist billig, wenn ein Kind darum sein Daseyn verflucht, weil es mit der Ruthe gezüchtiget werden kann, da es ihm doch frey steht, ob es sich dieser Strafe schuldig machen will? Alle Gründe also, warum wir nicht gebohren seyn möchten, heißen nichts. Nicht der, daß es uns auf der Welt übel geht. Wir genießen mehr Gutes, als Böses. Nicht der, weil viele unsrer Wünsche nicht erfüllet werden. Einige werden hier, oder dort erfüllet, und die andern sind thöricht, und schädlich. Nicht der, daß wir verdammt werden können. Das wird Niemand, als der es aus purem Muthwillen werden will. Wir wollen also noch sehen, ob es nicht stärkere Gründe gebe, wegen welchen wir uns unsers Daseyns freuen können.

Der zweyte Theil.

Ists besser, gebohren seyn?

Ist es besser, daß wir gebohren sind? Ja, und ohne Vergleich besser, als nicht gebohren seyn. Denn eines Vergnügens fähig seyn, ist doch besser,

als gar keines. Gott erkennen ist doch besser, als ihn nicht erkennen. Eine ewige Glückseligkeit geniessen können, ist doch besser, als ewig nichts empfinden, nichts fühlen.

Zuerst will ich nur mit blos sinnlichen Menschen reden. Sie haben doch eine Freude daran, wenn sie den verschiedenen Gesang der Vögel, die Zusammenstimmung einer guten Musik hören. Es freuet sie, die Erde mit so vielen Blumen, den Himmel mit so vielen Sternen, die Luft mit so vielen Gattungen der Vögel, das Wasser mit so vielen Fischen angefüllt zu sehen. Der hat seine Ergötzung mit der Jagd, der mit der Fischerey, der mit dieser Kunst, ein andrer mit dieser Wissenschaft. Der Geruch gewähret uns eben so viele Freuden. Und der Geschmack? So vielerley Gattungen der Früchten, der köstlich zubereiteten Speisen, der Weine, und anderer Getränke machen manchen doch wenigst einige vergnügten Augenblicke. Und wenn ich nur den Maler betrachte, der ein Gemälde verfertiget hat, das Beyfall findet, den Feldherrn, der eine Schlacht gewonnen, den Gelehrten, der eine nützliche Erfindung gemacht hat, der bisher ihm unbekannte Wahrheiten einsieht, hat der nicht eine wahre, und billige Freude darüber? Nun nehme man aber den leblosen Stein gegen ihn, oder das todte Metall. Die Sonne geht über sie auf, und nieder, die schönsten

Blu-

Blumen wachsen um sie herum auf, die Vögel singen, die Fische schwimmen um sie her. Aber nichts, gar nichts sehen, hören, empfinden sie. Sie sind, als wenn sie nicht wären. Die ganze, große Schöpfung ist für sie umsonst. Wer sollte, um auch nur diese Freuden der Sinne genießen zu können, sich nicht wünschen, gebohren zu seyn, zu leben, als nicht zu leben.

Allein diese Freuden, die wir nur genießen können, weil wir leben, sind noch das wenigste, es sind Freuden, die sogar die Thiere größten Theils mit uns gemein haben. Es giebt noch größere, die wir blos darum genießen, weil wir als vernünftige Geschöpfe gebohren sind. Wir können Gott, wenn schon noch unvollkommen, doch erkennen. Und das ist mehr, als ein Stein, als gar nicht seyn. Wir erkennen, daß es einen unendlich weisen, mächtigen, und gütigen Gott giebt, der die ganze Erde zu unserm Nutzen erschaffen hat. Wir sehen das ganze Vaterherz Gottes in der Gnade der Erlösung, da er uns ohne unser Verdienst aus lauter Güte durch den Tod seines Sohnes wieder zu seinen Kindern aufgenommen, und jedem das verlorne Recht zur Seligkeit wieder gegeben hat. Wir erkennen, daß uns Gott seine Offenbarung gegeben, worinn er selbst mit uns redet, und uns in jedem Falle unsers Lebens Rath, Trost, Hülfe, Stärke, und Freude ertheilet.

Wir sehen seine Langmuth, mit welcher uns Gott oft viele Jahre trägt, die väterliche Nachsicht, womit er die Mängel, und Flecken unsrer Tugend duldet, und bessert. Wir erkennen, daß er nach allen Sünden wieder gut mit uns seyn, und uns zu Gnaden annehmen will. Wir sehen, daß er uns in allen Anliegen stärken, und unser Gebeth, so oft wir selbst wollen, annehmen will. Ist es nicht der Mühe werth, ein so gütiges, liebvolles Wesen kennen zu lernen? Ist es nicht die süßeste Freude, es lieben zu dürfen, und zu können. Wer wollte da, wenn er nicht schon Stein, und unempfindlich ist, sich wünschen, ein Stein zu seyn, und nicht zu leben? Nein, ich will ein Mensch seyn, will leben. Gott ist zu schön, zu liebenswürdig, als daß er von mir nicht erkennet, nicht geliebet werden soll. Ich muß leben, um ihn lieben zu können.

Und dann erst die allerherrlichste, beste Hoffnung. Ich kann ewig glückselig werden! Wer sollte da sich nicht wünschen, ein Mensch zu seyn! Lebloſe Dinge hören auf zu seyn, oder haben keinen Endzweck mehr. Das bloſſe Thier, wenn es des Lebens beraubet wird, hat nichts mehr von sich übrig. Aber der Mensch kann ewig, ewig glückselig leben. O, läßt ihn doch ganz, ganz in euer Herz eindringen, diesen göttlichen Gedanken! Ewig kann ich mich einmal erfreuen, kann weit größere Freuden, als alles,

was

was mich auf der Erde vergnügt macht, genießen, kann diese Freuden ungestört genießen, Niemand kann mich mehr verfolgen, Niemand betrüben. Es wird nichts geben, das nicht selbst dazu hälfe, meine Freude zu vergrößern, ich werde den Gott, der so unendlich gut, und vollkommen ist, erkennen, wie er ist, ich werde mit meinem Erlöser, mit dem besten Freunde, den ich habe, ewig ruhig, und vergnügt leben. Das hat er mir alles versprochen, so gewiß, und ungezweifelt versprochen, daß ich gar nicht daran zweifeln kann. So wahr er Gott ist, so gewiß weis ich es. Sollte nun das mir nicht mein Leben erwünschlich machen? O glückselig schon auf dieser Welt seyn zu können, in der Erkenntniß Gottes meine Glückseligkeit finden, und dann gar ewig glückselig werden zu können, das muß mir doch lieber seyn, als wenn mich Gott zu einem Stein, zu einem Stück Holz gemacht hätte, ja als wenn ich gar nicht wäre. Es ist besser gebohren, als nicht gebohren zu seyn. Ich wäre alsdann gar keiner Glückseligkeit fähig.

Beschluß.

Also wir sind einmal gebohren, und zu unserm Glücke gebohren. Alles, was uns unser Leben unerträglich machen könnte, fällt weg. Die Leiden, die uns drohen, sind nicht so groß, als das Gute,

das

das wir genießen. Alle unsre Wünsche, die vernünftig sind, werden erfüllet, und verdammt werden wir nicht, außer wir wollen selbst. Entgegen können wir hier tausend Freuden genießen, können Gott erkennen, können ewig glückselig seyn.

Ist das nicht der stärkste Beweggrund, Gott täglich zu danken, daß er aus so vielen Wesen, die eben so möglich waren, gerade uns erschaffen, und hat lassen gebohren werden? Wir danken dir, o Herr! daß wir sind, wir würden sonst um dich, und um alle Freuden nichts wissen. Aber wir wollen uns auch befleißen, die Früchte unsers Daseyns einzuärndten, wir wollen nicht umsonst auf der Welt seyn. Du hast uns zu unserm Glücke gebohren werden lassen, und wir wollen so leben, damit wir es werden.

Das Beyspiel der Mutter Gottes ermuntert uns zu beyden. Erstens dir für unser Daseyn zu danken. Sie that es auch. Meine Seele, sprach sie, machet den Herrn groß. Ich habe Freude, weil ich in Gott mein Heil sehe. Sie that, was der Herr befahl: Sieh, ich bin eine Magd des Herrn. Diesem zweyfachen Beyspiele wollen wir folgen. Gott danken, daß wir sind, so leben, daß wir würdig sind. Amen.

Predigt
auf
das Fest des heiligen Apostels Matthäus.

Text. Matth. 9, 9.

Ait illi, sequere me. Et surgens sequutus est eum.

Jesus sagte ihm: Folge mir. Und er stund auf, und folgte ihm.

Eingang.

Sagte es uns der heilige Matthäus nicht selbst von sich, wären wir nicht von seiner Wahrheitsliebe überzeuget, wüßten wir nicht überhaupt schon, daß die Verfasser der göttlichen Schriften uns unmöglich eine Unwahrheit berichten können, so würden wir vielleicht zweifeln, ob das auch wahr sey, was der heilige Matthäus von sich erzählet.

Je-

Jesus redete ihn nur an, und er folgte ihm gleich nach. Daß Petrus, Andreas, Jakobus, Johannes, und andere Apostel dem Heilande gefolget sind, sobald er sie zu sich gerufen, war zwar viel. Aber doch nichts sogar ungewöhnliches. Sie hatten eben nicht viel mehr zu verlassen, als ihr Netz, und ihren Fischerkahn, nemlich nur ein mühseliges Leben. Aber Matthäus war ein Zolleinnehmer, ein Mann in einem öffentlichen Amte, und noch dazu reich, weil die Jüden alle diese Leute für Wucherer ansahen. Jesus sagte ihm nur: Folge mir, und er stund auf, und folgte ihm. Das heißt: Er verließ sein Haus, und sein Vermögen, und folgte dem Heilande nach, dem Heilande, der nicht einmal ein eigenes Haus, und kein Vermögen hatte, dem Heilande, dem die Schriftgelehrten, und Pharisäer eben so aufsäßig waren, als allen Zolleinnehmern, und Publikanen. Er sah vor, daß er sein zeitliches Glück nicht verbessern, ja vielmehr den Haß der Jüden noch mehr auf sich laden würde. Das alles aber achtet Matthäus nicht. Er erkennet den Willen Jesu, und erfüllet ihn auch.

Ist das nicht ein schönes Beyspiel, meine lieben Zuhörer! für uns, wie wir den Willen Gottes auch auf das genaueste erfüllen sollen? Wir mögen unsern zeitlichen Vortheil dabey sehen, oder nicht, es mögen uns Hindernisse in den Weg gelegt werden,

den, oder nicht, so muß dieß immer unser einziger Entschluß seyn: Gott will, daß du dieses thust. Also thu es auch, und bekümmere dich um alles andre nicht. So muß der wahre Christ allzeit denken.

Ihr sehet aber zugleich auch wohl, daß wir zuerst wissen müssen, was Gott von uns will. Weil nun der Heiland itzt nicht mehr sichtbar in unser Haus kömmt, und zu jeden, wie zu dem heiligen Matthäus sagt: Folge mir nach, weil er nicht jedem im besondern Falle sagt, was er von ihm haben, oder nicht haben will, so müssen wir zuerst den Willen Gottes zu erkennen trachten, und wenn wir ihn recht wissen, auch erfüllen. Die Pflicht eines Christen ist doppelt, den Willen seines Herrn kennen lernen, und ausüben.

Wie können wir also allzeit wissen, was Gott von uns haben will? Und wenn wir es wissen, wie müssen wir das ausüben? Diese zwey Stücke, meine lieben Christen! sind es, über die ich euch heute etwas näher belehren möchte. Ich setze zum voraus, daß jeder in demjenigen Stande sey, zu dem ihn Gott von Ewigkeit her bestimmt, und die nöthigen Eigenschaften, und Talente gegeben hat; denn von der klugen Wahl des Standes habe ich ein andersmal geredet. Die Frage ist also einmal nur diese: Wie muß ich erkennen, was Gott von mir in meinem

Stande

Stande will? Und diese Frage beantworte ich im ersten Theile. Hernach: Wie muß ich diesen erkannten Willen Gottes in die Ausübung bringen, damit er mit mir zufrieden sey? Lernen sollet ihr, den Willen Gottes in Ansehung eurer erkennen, und erfüllen. Ihr sehet die Wichtigkeit dieses Unterrichtes leicht ein. Selig zu werden, giebt es keinen andern Weg, als daß wir thun, was Gott haben will, und es so thun, wie er es haben will. Also müssen wir ja beydes lernen? Ich fange an ꝛc.

Der erste Theil.

Wie man den Willen Gottes erkennen muß.

Gott, wie ich schon gesagt habe, redet itzt nicht mehr mündlich zu uns, wie zu dem heiligen Matthäus, und belehret uns sichtbarlich, was er haben will: Folge mir nach. Aber er hat doch schon geredet, und redet noch wirklich auf eine andre Art zu uns. Und daraus können wir seinen Willen abnehmen. Er hat schon geredet. Wir haben sein göttliches Wort, er redet noch innerlich zu uns ins Herz, er redet äußerlich, da er uns so oft in Gelegenheiten versetzet, worinn wir seinen Willen erkennen müssen.

Gott hat schon zu uns geredet. In der heiligen Schrift hat er uns seinen Willen deutlich aufgezeichnet hinterlassen. Da finden wir alles, was ein Christ zu glauben, und zu thun hat, wenn er selig werden will, und sollte auch etwas darinn nicht gar zu deutlich enthalten seyn, so haben wir noch das ungeschriebene Wort Gottes, und die Kirche erkläret es uns. In der göttlichen Schrift ist der Willen Gottes überhaupt so ausgedrücket: Dieß ist der Willen Gottes, eure Heiligung. (*a*) Gott will also alles von jedem Menschen, was ihn heiliger, reiner, besser, und seines Schöpfers, und Erlösers würdiger machet.

Schon daraus kann man in gar vielen Fällen abnehmen, was Gott von uns verlange. Man frage sich nur selbst: Wenn ich diese Handlung unternehme, werde ich dadurch frömmer? Bringt sie mich in der Besserung meines Herzens einen Schritt weiter? Ist sie so beschaffen, daß ich wahrhaft vor Gott sagen kann: Ich verrichte sie zum Preise meines Schöpfers, aus dankbarer Liebe gegen meinen Erlöser? Findet ihr das alles, so zweifelt nicht mehr, es ist der Willen Gottes, daß ihr diese Handlung verrichtet. Mein Wille ist eure Heiligung, und also alles, was euch heiliger, und besser machet.

Allein

(*a*) 1. Thessal. 4, 3.

Allein man sollte auch in jedem besondern Falle den Willen Gottes wissen. Und hierzu will ich euch einen sichern Weg zeigen. Lernet fleißig, täglich, ernstlich, in dem göttlichen Worte, suchet es immer besser, und besser zu verstehen, und es euch gleichsam eigen zu machen. Und ihr würdet euch so dann in jedem Falle leicht erinnern, was euch Gott befiehlt. Aber das ist eben die Frage, wie ihr das Wort Gottes kennen lernen solltet? Nein da giebt es ja Gelegenheit genug dazu. Es wird euch so oft in den Predigten erkläret. Da saget man euch so oft, was ihr zu glauben, und zu thun habet. Man unterrichtet euch im Beichtstuhle, und in den Christenlehren. Entschuldiget euch nur nicht damit, daß ihr den Willen Gottes nicht genug erkennet. Welches Geboth wird euch nicht genug erkläret? welche Tugend nicht genug eingeschärfet? welche Pflicht nicht genug ans Herz geleget? Die Schuld ist oft an euch, wenn ihr den Willen Gottes nicht recht erkennet. Ihr seyd damit zufrieden, daß ihr in eurer Jugend eure Katechismusfragen auswendig gelernet, und habet vieleicht seither nicht mehr ernstlich nachgedacht, was sie sagen wollen. Und wenn ihr jetzt noch diese Fragen zu beantworten wisset, so meynet ihr, das wäre schon überflüßig genug. Ihr wäret recht gut unterrichtete Christen. Man höret euch wohl gar sagen: Was mache ich in der Predigt, oder Christenlehr? das weis ich alles schon

lang,

lang, und was ich dort höre, das habe ich schon hundertmal gehöret. Kinder müssen lernen, ich brauche nichts mehr. Welch ein schädlicher Selbstbetrug! In dem Gesetz Gottes lernet Niemand aus. Man findet darinn täglich neue Wahrheiten, die man nicht gewußt, oder schon wieder vergessen hat, oder jene, die wir schon wissen, aber nicht achten, werden uns noch deutlicher, noch besser an das Herz geleget. Oefter wiederhohlte Ermahnungen, Drohungen, Verheißungen, öfters lebhaft gefaßte, und betrachtete Wohlthaten Gottes können unmöglich das Herz ungerührt, und unempfindlich lassen. Ihr müßtet auf diese Art, wenn ihr das Wort Gottes recht überlegtet, gewiß bessere Christen werden.

Diejenigen, welche lesen können, haben noch einen leichten Weg, den Willen Gottes zu erforschen. Sie haben wenigst die sonn, und festtäglichen Evangelien in ihren Händen. Diese enthalten in einem Auszuge die nothwendigsten, und trostreichesten Lehren des Christenthums. Wenn ein Hausvater, oder Hausmutter täglich, oder wenn sie auch nur an Sonn, und Feyertagen ein Stück daraus läsen, wenn auch die Dienstbothen ihnen darinn nachfolgten, und sich für jede Woche nur eine einzige Lehre daraus merkten, und selbige unter Tags

öfters wiederhohlten, wie bald müßte die Erkenntniß des göttlichen Willens unter uns allgemeiner werden? Wie bald würden alle bey jeder Vorfallenheit wissen, was sie dem göttlichen Willen gemäß zu thun haben. Noch mehr, niemals hat es die Kirche verbothen, und in unsern Tagen, wo so viele ehmals obwaltende Gefahren weggefallen sind, verbiethet sie es euch noch weniger, auch die ganze heilige Schrift zu lesen, wenn ihr nur die gute Absicht habet, euch in dem Wort Gottes immer mehr zu unterrichten, seinen heiligen Willen besser zu erkennen, euch durch die darinn enthaltenen Beyspiele der Tugend zu erbauen, und mit einem Worte, wenn ihr sie lesen wollet, um bessere Christen zu werden. Sie verdammet nur den Mißbrauch der göttlichen Schrift zu unnützen Grübeleyen. Sie kann, und will es nur nicht leiden, wenn ihr anstatt euch durch die Lesung der Schrift zu erbauen, und zu bessern, sie nach eurem Eigendünkel verdrehen wollet, wenn ihr aus Stolz euch einbildet, daß ihr sie besser verstehen, und auslegen könnet, als die Kirche selbst. Sonst wünschet sie vielmehr selbst, daß ihr immer recht fleißig, und eifrig in der heiligen Schrift lesen möchtet. Und alsdann würdet ihr aus dem, was Gott geredet hat, seinen Willen deutlich genug erkennen. Das Gesetz des Herrn würde für euch, wie für den David eine Leuchte, und ein Licht

für

für eure Wege seyn (*b*), daß ihr immer nach dem Willen Gottes wandeln würdet.

Aber der Herr redet noch wirklich zu euch. Er giebt euch innerliche Einsprechungen, woraus ihr seinen Willen erkennen sollet. Wer immer aufrichtig seyn, und Gott die Ehre geben will, der wird gestehen müssen, daß er nach der Sünde mehr als einmal das Verlangen sich zu bekehren empfunden habe. Er wird wissen, wie oft er bey dem Anblick, oder der Lesung einer schönen Handlung bey sich Lust fühlte, auch so eine schöne That zu begehen. Er wird nicht leugnen, daß ihm oft beygefallen: Er sollte diese Gelegenheit zur Sünde fliehen, sollte da, und dort was Gutes thun. Wie oft, meine liebe Zuhörer, da euch eine Predigt recht ins Herz griff, habet ihr bey euch den Vorsatz gemacht: Ich will ein anders Leben anfangen, will dieses abscheuliche Laster meiden? Wie viel öfter habet ihr diesen Vorsatz im Beichtstuhle gefasset? Sehet, das sind lauter innerliche Einsprechungen Gottes. Da redet er euch zu Herzen, da giebt er euch seinen Willen zu erkennen, der nur allein auf eure Heiligung gehet.

Auch äußerlich sogar redet er noch zu euch. Ich will sagen, er versetzet euch in solche Umstände, und Gelegenheiten, worinn es nicht möglich ist, seinen Willen, und seine Absichten mit euch zu

(*b*) Psalm 118.

mißkennen. Paulus, der bestellte Apostel der Heiden, erblickte zu Athen unter andern Götzenaltären auch einen mit der Aufschrift: Dem unbekannten Gotte. Konnte er wohl noch zweifeln, daß ihn der Herr berufen habe, eben diesen unbekannten Gott zu verkündigen, da alle Umstände ihn dazu einluden? Der heil. Matthäus, als er Heiden vor sich sah, die in dem tiefesten Irrthume lagen, und bey sich Kraft, und Kenntniß genug fühlte, sie zu unterrichten, konnte er wohl noch zweifeln, ob es der Willen Gottes wäre, daß er ihnen die Erlösung durch Christum ankünden sollte? So setzet uns Gott gar oft in Umstände, wo wir gar leicht sehen, was er haben will. Wenn du einmal Vater bist, und hast Kinder, so braucht es nicht lange mehr fragen ob du schuldig bist, sie zu ziehen, und sie zu strafen, wenn sie fehlen. Darum bist du Vater. Wenn dir ein Armer vorkömmt, der sich nicht zu helfen weis, und dem du ohne eine große Beschwerniß helfen kannst, frage nicht lange mehr: ob ihn dir Gott zugeschicket, ob du eben in diesem Umstande zu helfen schuldig bist. Da steht ja der Arme vor dir, Gott redet durch ihn zu dir, und saget dir durch die Umstände: Hilf ihm, ich will es. Es ist also niemals so schwer, den Willen Gottes zu erkennen. Er hat uns es schon gesagt, oder sagt es uns wirklich noch innerlich, oder äußerlich, was wir thun sollen, und es

ist

ist in Ansehung unsrer gerade so viel, als daß er zum heil. Matthäus sagte: Folge mir nach. Aber eben darum sollen wir auch den Willen des Heilandes erfüllen, wie ihn dieser Apostel erfüllet hat.

Der zweyte Theil.

Wie man den Willen Gottes erfüllen muß.

Und er stund auf, und folgte ihm. Das ist die Richtschnur unsers Betragens, so bald wir den Willen Gottes wissen. Ohne lange Rath zu schlagen, ohne uns lange zu besinnen, ob es uns bequem, und nützlich ist, seinen Willen zu erfüllen, müssen wir uns also gleich darein schicken.

Es fehlt nur äußerst selten daran, daß wir nicht wissen, was Gott von uns verlange. Sein Willen wird uns schon von den ersten Kindsjahren an genug eingepräget. Wir lernen, was ein Christ glauben, und thun soll, daß wir darüber nachzudenken, und es in die Ausübung zu bringen, uns vor lauter zeitlichen Geschäften, und Ergötzungen niemal die Mühe nehmen, das ist nur unsre Schuld. Wissen wir aber einmal den Willen Gottes, warum erst rathhalten, ob wir uns ihm unterwerfen sollen? Mein, wenn der heil. Matthäus, nachdem

er die Stimme des Heilandes schon gehöret hatte, es erst einige Zeit mit seinen Freunden überlegt hätte, ob er demselben nachfolgen sollte, oder nicht, wenn er zuvor eine genaue Rechnung angestellet hätte, wie viel er darüber bey seinem Zolleinnehmer Amt verlieren könnte? Würde er wohl dann der große heilige Apostel geworden seyn, den wir in ihm verehren? So aber war gerufen werden, und nachfolgen eines bey ihm.

So muß es auch jeder Christ machen. Was hätte er wohl für Ursachen sich noch lange zu besinnen, ob er dem erkannten Willen Gottes folgen soll? Meynet er etwa, Gott verlangte etwas von ihm, das ihm schädlich seyn könnte. O das hieß doch an seiner Güte, oder an seiner Weisheit zweifeln. Er, vor dessen Augen alles offen ist, er, der die Einrichtung aller auch der geringsten Begebenheiten dieser Welt gemacht hat, sollte in Ansehung eurer doch einen Umstand übersehen haben? Ihr sollet schlauer, und einsichtsvoller, als er seyn, und etwas für euch schädliches entdecket haben, daß der reinste Gott nicht bemerket hätte? Wer bist du Mensch, der du den Schatten deiner Weisheit über den Abgrund der göttlichen Weisheit erheben willst? Kann die Verwegenheit noch höher steigen? Oder saget ihr mir vieleicht gar: Gott hätte allerdings gewußt, daß dieses, und jenes euch gewiß schädlich wäre,

hätte

hätte es aber doch über euch verhängen wollen, weil er so eine Einrichtung in der Welt gemacht hat, wobey es euch nothwendig böse gehen muß? Verstehet ihr dieses so, daß ihr glaubet, Gott verlangte etwas von euch, das nicht auf euer Seelenheil, und auf euer ewiges Glück abzielte, so denket ihr sehr unrichtig von Gott. Ein Gott, der nicht mein Bestes will, der mich glückselig machen kann, und doch absichtlich ins Unglück stürzet, wäre ja nicht die höchste Güte, wäre nicht allmächtig, wäre entweder ein Tyrann, oder nur ein unmächtiges Wesen.

Lasset also immer alle eure Bedenklichkeiten weg, wenn ihr den Wille Gottes einmal erkennet habet, und erfüllet ihn den Augenblick. Euer Besinnen, ob euch das nützlich sey, ob nicht Gott vielleicht einen Umstand übersehen, der euch beyfällt, ist, wenn euch nicht eure Einfalt, oder sonst etwas entschuldiget, ist nichts weiter als unverzeihliche Verwegenheit, und wahre Gotteslästerung. Was Gott, von euch einmal haben will, das muß für euch das Beste seyn, und so wenig ihr zu eurer Größe noch eine Ehle hinzusetzen könnet, so wenig seyd ihr auch im Stande, für euch etwas nützlicheres auszudenken, als Gott schon für euch bestimmet hat. Ist dieß nicht ein überzeugender Beweg-

grund, daß man den einmal erkannten Willen Gottes alsobald erfüllen müsse?

Nun überleget aber, wie ihr euch dagegen betraget. Ein Kranker liegt im Bette. Er kann nicht zweifeln, daß es der Wille Gottes sey, zu leiden, weil ihn der Herr selbst in diese Umstände gesetzet hat, und eben dadurch in der That sagte: Ich will es, leide. Aber anstatt das Kreuz, das er doch tragen muß, willig zu tragen, murret er wider Gott, glaubet, es wäre ihm viel zuträglicher, wenn er gesund wäre. Ein beleidigter Mensch weis es ganz gut, daß er seinem Feinde verzeihen müsse, ja ehe er in die Gelegenheit kömmt, worinn es ihn selbst angeht, findet er nichts schöner, nichts menschlicher, als das Geboth, seinem Feinde zu vergeben, und ihn gar noch zu lieben. Aber so bald er selbst verzeihen soll, da steht er erst an: Ob auch das den Feinde zu vergeben sich auf ihn, und auf seinen Fall erstrecke. Er überredet sich, Christus könne das nicht so strenge genommen haben. Bey ihm wären besondre Umstände, auf welche der Gesetzgeber keine Rücksicht nehmen konnte. Und so erfüllet er das Geboth nicht, so gut er auch den Willen Gottes weis. Dieses, meine liebsten Zuhörer, können wir fast auf alle andre Gebothe anwenden. Allerdings wissen wir sie sehr gut. Aber wenn eines derselben unsrer Lieblingsneigung widersteht, so wis-

sen

sen wir immer gleich eine Ausflucht, eine Entschuldigung zu finden, die uns von der Beobachtung desselben lossprícht.

Wie werden wir aber einmal vor dem strengen Richterstuhle Gottes bestehen? Werden wir uns da auch dem Allwissenden zu sagen getrauen: Herr ich wußte wohl deinen Willen überhaupt; aber ich habe doch geglaubet, daß ich in meinen Umständen nicht verbunden wäre, ihm zu folgen? Ich habe alles wohl überleget, und gefunden, daß sich dein Willen nicht auf mich erstreckte? O gewiß, da müsset, da werdet ihr verstummen. Keine Leidenschaft wird euch mehr blenden, und ihr werdet einsehen, wie unsinnig ihr gehandelt, daß ihr Anstand genommen habet, den Willen des Herrn zu folgen. Dann wird euch schon jener Ausspruch des Heilandes euer künftiges Schicksal vorstellen: Ein Knecht, der seines Herrn Willen weis, und nicht thut, wird mit vielen Streichen geschlagen werden. (c) Ja, da würde sich mancher Corozaite, mancher aus Bethsaida wünschen, daß er nur zu Tyrus, oder Sidon wäre gebohren worden, damit er von dem Gesetze Gottes nichts gehöret hätte, weil er es doch nicht angenommen, ich will sagen: Da werden die Wilden aus allen Welttheilen noch besser bestehen, als ihr, wenn sie gleich

auch,

(c) Luk. 12.

auch, wie ihr, den Willen Gottes übertretten haben. Der Wilde verfolgt seinen Feind, er mordet, und frißt ihn auf. Er treibt Unzucht, er berauschet sich. Auch er wird darüber von Gott gerichtet werden; aber weit glimpflicher, als der Christ, der eben dieses thut. Gott wird ihn nur nach dem Maaß seines Erkenntnisses richten. Und wie konnten solche Halbmenschen so gut, wie Christen wissen, was erlaubt, oder nicht erlaubt sey. Aber ihr Christen, denen es gar nicht an Kenntniß des göttlichen Willens, sondern nur an dem Gehorsam ihn zu erfüllen gefehlet hat, ihr werdet beschämt dastehen, werdet mit vielen Streichen geschlagen werden.

Beschluß.

Nein, Geliebte, dieses Unglück soll uns nicht treffen. Gott ist ja so gütig uns seinen Willen viel deutlicher zu offenbaren, als so vielen andern Völkern. So hat er nicht jedem Volke gethan, wie uns. Nebst dem, daß er oft durch seine Einsprechungen innerlich zu uns redet, nebst dem, daß er uns oft in Umstände setzet, wo wir seinen Willen ungezweifelt erkennen müssen, hat er uns noch durch eine besondere Offenbarung davon unterrichtet. O so wollen wir es dann nicht bey dem Religionsunterricht, den wir in unsrer Jugend genossen haben, bewenden lassen. Wir wollen die Erklärungen

seines

seines Wortes in Predigten, und bey andern Gelegenheiten anhören, darüber nachdenken, wollen selbst immer in der göttlichen Schrift nachforschen, damit uns der göttliche Willen täglich mehr bekannt werde, welcher doch nur unsre Heiligung zum Zwecke hat. Aber die Erkenntniß des göttlichen Willens würde uns nur zur größern Verdammniß gereichen, wenn wir nicht auch thäten, was er verlanget. Wir wollen also uns befleißen, deinem Willen ohne Verzug, ohne vieles Vernünfteln nachzufolgen, es mag uns auch noch so schwer fallen, und noch so viele Ueberwindung kosten. Gott will ja nichts, als was uns gewiß gut ist. Amen.

Predigt

auf

das Fest des heiligen Erzengels Michael.

Text. Matth. 18, 10.

Videte, ne contemnatis unum ex his pusillis.

Sehet zu, daß ihr nicht einen aus diesen Kleinen verachtet.

Eingang.

Mehr als einmal gab Jesus seine Neigung, und Hochschätzung gegen die Kinder zu erkennen. Man führte ihm Kinder zu, denen er die Hände auflegen, und den Segen geben sollte. Die Jünger aber, weil sie glaubten, der Heiland würde sich nicht Zeit nehmen mit Kindern umzugehen, wollten sie zurückweisen. Jesus

merkte

merkte es, und sagte: Lasset die Kleinen zu mir kommen; denn diesen gehöret das Himmelreich. (a) Und selbst in dem heutigen Evangelium zeigte er eine ganz besondere Hochachtung für sie. Er stellet die Einfalt, und Demuth derselben seinen Aposteln zur Nachfolge vor. Er saget, wer ein Kind aufnehme, thue ihm einen eben so angenehmen Dienst, als wenn er ihn selbst aufnähme. Es wäre besser, daß dem, welcher ein Kind ärgert, ein Mühlstein an den Hals gehänget, und er im Meere ersäufet würde. Endlich aber setzet er noch diese vielbedeutende Ermahnung in Ansehung der Kinder hinzu: Sehet zu, daß ihr keinen aus diesen Kleinen verachtet. Und warum? Weil ihre Engel im Himmel allzeit das Angesicht des himmlischen Vaters sehen. Der Sinn dieser letztern Worte ist kein andrer, als dieser: Schätzet die Kinder nicht gering, verachtet sie nicht; denn Gott selbst hält sie werth, und liebet sie, weil er ihnen Schutzengel gegeben hat, die für sie wachen müssen, nnd die jede Unbild, die man ihnen zufüget, vor den Thron Gottes bringen, und da sich ihrer Pfleglinder annehmen.

Es ist also nichts so geringes um ein Kind, daß man es verachten dürfte. Jesus kannte den Werth eines jeden Kindes, und hat ihn uns auch

kennen

(a) Matth. 19, 14.

kennen gelehret, da er es uns als seinen Liebling, als Erben des Himmels, als Pflegkinder der heiligen Engel, und sogar als Muster der Unschuld, und Demuth vorstellet. Ist aber ein Kind in den Augen Gottes so wichtig, sehen wir seinen Werth selbst ein, so müssen wir auch für jedes die größte Hochachtung haben, nichts vor ihm thun, oder reden, wodurch es auf einige Weise geärgert werden könnte.

Diese Pflicht haben wir; aber keine ist vielleicht so unbekannt unter uns, als eben diese. Ein Kind heißt hier nicht eben ein unmündiges Kind, das noch unter sieben Jahren ist, sondern jede junge Person, die noch ihre natürliche Unschuld erhalten, und ein unverführtes Herz hat. Wie erinnern sich so viele grausame Eltern, und Erzieher, Knechte, und Mägde, und andre leichtsinnige Menschen an die Hochachtung, die sie der Unschuld eines Kindes schuldig sind! Reden sie nicht oft Dinge vor ihnen heraus, welche über kurz oder lang ihrer Unschuld gefährlich werden können? Lassen sie nicht ohne Scheue auch ihre wildesten Leidenschaften vor ihnen ausbrechen, wodurch sie einmal zur Nachahmung gereizet werden können? Ja begehet man nicht oft im Angesichte der Kinder Handlungen, über welche man vor sich selbst erröthen sollte? Ach die traurige Erfahrung bestättiget meine Muthmassung viel zu sehr.

Tausend

Tausend Unschulden gehen zu grund, tausend Engel werden zu Teufeln in Menschengestalt, weil man die Kinder nicht hochschätzet, und die ihnen schuldige Achtung, aus den Augen setzet.

Es ist also nothwendig, sich dieser lieben Geschöpfe anzunehmen, und wo möglich jedem Leichtsinnigen, oder boshaften Menschen Ehrfurcht vor ihnen einzuflössen. Die Ermahnung meines Heilandes ermuntert mich dazu: Sehet zu, daß ihr nicht einen aus diesen Kleinen verachtet. Und in dieser Absicht will ich euch erstens zeigen: Wie ihr die Kinder verachten könnet, und zweytens was das für eine große Sünde sey. Gott der Unschuldigen, gieb doch heute meinen Worten Nachdruck, damit ich dadurch das Herz der Verführer erschüttere, und manche Unschuld zu deiner Freude erhalte! O wäre es auch nur ein einziges Kind, das mir seine Rettung zu verdanken hätte! wie lieb würde ich meinem Schöpfer werden? Wie sehr würde er mir es in der Ewigkeit verdanken. Vieleicht mit deiner Gnade, o Herr! Ich gehe mit Freuden zur Sache.

Der erste Theil.

Wie man die Kinder verachten könne.

Unser göttlicher Heiland, da er in dem heutigen Evangelium das Verhalten gegen die Kinder

vorschreibt, scheint seine Ermahnungen einer dreyfachen Gattung der Verachtung entgegen zu setzen. Er will nicht, daß wir die Kinder an sich verachten, weil sie Kinder sind. Er will nicht, daß wir ihre gute Eigenschaften als etwas unbedeutendes übersehen. Er will endlich nicht, daß wir sie gar für Dummköpfe ansehen sollen.

Wer so einen Kleinen aufnimmt, nimmt mich auf. Ihre Engel im Himmelreich sehen allzeit das Angesicht des Vaters, der im Himmel ist. Ein Kind ist also immer ein besondrer Liebling Gottes, ist ein Unterpfand, das uns Gott gegeben hat, damit wir seinen geliebten Sohn selbst darinn sehen sollen. Wie könnte es dann also erlaubet seyn, ein Kind darum zuverachten, weil es nur ein Kind ist? Und doch schätzet man es oft seiner Aufmerksamkeit kaum werth. Man sieht Eltern, welche die Kinder durchaus nicht für das ansehen was sie sind, für theure Geschenke Gottes, sondern manchmal für ihr Vieh mehr Sorge tragen, als für ihre Kinder. Bey den Adelichen ist der leidige Mißbrauch eingerissen, daß ihre Kinder fast wie ganz Fremde gehalten werden. Kaum ist das Kind gebohren, so weis die Mutter schon nichts mehr von Mutterpflichten. Sie übergiebt es oft aus dem nichtswürdigsten Beweggrunde einer fremden Säugamme. Die Erziehung wird

ganz

ganz fremden Lenten anvertraut. Aber auch bey gemeinen Leuten ist eine ähnliche Sorglosigkeit für ihre Kinder nicht selten. Der Vater, zufrieden, daß er seine geile Lust gedämpfet hat, läßt seine Kinder, wie junge Hunde, aufwachsen. Er verwendet sein Geld auf Schwelgerey, und Ausschweifungen, oder versperret es ohne Nutzen. So bald er zum Unterricht seiner Kinder etwas anwenden soll, ist schon jeder Häller zu viel. Vor lauter Ausschweifungen, oder zeitlichen Geschäften nimmt er sich nicht Zeit auf seine Kinder Achtung zu geben; und diese würden es gar oft nicht wissen, daß sie auch einen Vater haben, wenn sie ihn nicht berauschet im Hause herumpoltern hörten, und manchmal auch empfänden, daß er ihr Vater seyn müsse, weil er in der Wuth unbarmherzig auf sie zuschlägt; denn viele ungeschlachte Väter verstehen unter Kinderzucht nichts anders, als daß sie recht darein schlagen müßten. Bildung des Verstandes, des Herzens, der Sitten sind ihnen ganz fremde Namen. Manche Mutter in den Putz, und das Wohlleben vertiefet, nimmt sich wieder nicht Zeit, auf die Erziehung ihrer Kinder zu denken, oder wenn sie daran denket, geht ihre ganze Bestrebung dahin, Docken, und angenehme Kinder für die Welt zu bilden. Ach eure Kinder sind Gaben, sind Geschenke Gottes! Er hat sie euch gegeben, daß ihr gute, tugendsame, und glückliche Menschen daraus machen solltet. Könntet

ihr sie aber tiefer herabsetzen, und mehr verachten, als da ihr sie nicht einmal eurer Achtung, eures Fleißes würdig haltet?

Christus will nicht, daß wir die guten Eigenschaften der Kinder als etwas unbedeutendes übersehen sollten. Und wir verachten sie, weil wir sie für unbedeutend ansehen. Er stellet seinen Aposteln, da sie sich zankten, wer unter ihnen der Vornehmere wäre, ein Kind zur Nachahmung vor: Wenn ihr nicht werdet, spricht er, wie dieses Kind, werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen. O wie vieles könnten wir nicht von Kindern lernen, wenn wir nur auf ihre guten Eigenschaften Achtung geben wollten! Aber es sind Kinder, heißt es, was gehen mich die an? Man würdiget sie in der Absicht, um von ihnen zu lernen, auch nicht einmal eines Blickes. Wieder eine andre Art der Verachtung.

Der Umgang mit Kindern wäre sehr Lehrreich für uns. Unter den Erwachsenen sehen wir meistentheils nur gezwungene, und erkünstelte Sitten, bey unverdorbenen Kinder nur natürliche Einfalt, dort Unredlichkeit, und Verstellung, hier Aufrichtigkeit. Wir sind stolz, und gebietherisch, das Kind freundschäftlich, und demüthig. Das Kind ist gutherzig, und theilet willig mit andern, was es

hat, da wir gar nicht, oder nur mit Widerwillen geben. Das Kind genießt seine einfachen Freuden, und verläßt sie auch wieder zufrieden, anstatt daß wir sie bis zur Ausschweifung übertreiben, und niemal satt davon werden können. O nur manchmal einen Blick auf das unschuldige Betragen der Kinder, wir würden uns unsrer verderbten Natur schämen, in uns gehen, und gewiß nach dem Rathe des Heilandes wieder, wie die Kinder werden. Aber wir sind zu groß, zu weise, schon zu weit in unsern Kenntnissen gekommen, als daß wir erst von Kindern lernen sollten.

Doch die abscheulichste Art der Verachtung besteht darinn, daß man den Kindern gar keine Vernunft, gar keine Fähigkeit etwas zu bemerken, und darüber nachzudenken zutrauet, und darum ohne Scheue Böses vor ihnen redet, und thut. Der Heiland kannte sie besser. Er hielt es nicht für unmöglich, daß auch Kinder geärgert werden könnten. Und dieß beweißt seine Drohung: Wer einen aus diesen Kleinen ärgert, für den wäre es besser, daß man einen Mühlstein ihm an den Hals hängte, und in ihn die Tiefe des Meeres versenkte. Ihr redet unanständig vor den Kindern, thut etwas ungeziemliches. Was bekümmert mich das Kind, denket ihr, es versteht es nicht. Desto schlimmer für euch, wenn es das

Kind nicht verſteht, was ihr ſaget, oder thuet. Es ſieht, und höret doch, ihr machet auf ſelbes einen Eindruck, und der bleibt, wie jedes Neue, das die Kinder ſehen. Es wird alſo nach der ihm angebohrnen Art nachzuahmen ſuchen, was es an Erwachſenen geſehen hat, und es um ſo lieber nachahmen, da es noch gar nicht weis, was gut, oder böſe iſt. Ihre natürliche Aufmerkſamkeit wird alles faſſen, was ſie von euch ſehen, und hören. Die Kinder verſtehen es nicht? Ja jetzt freylich noch nicht. Aber ſie behalten es doch, und es wird eine Zeit kommen, wo ſie es verſtehen. Und dann werden ſie nachſagen, und nachmachen, was ſie von euch geſehen, oder gehört haben, und eben darum glauben, es ſey recht, weil ihr ihnen das Beyſpiel dazu gegeben habet. Die Kinder verſtehen es nicht? Aber iſt es nicht böſe genug, wenn ſie fruhzeitig von euch eine Untugend erlernen, wenn dieſe Untugend den Grund leget, damit ſie einmal deſto leichter ihrer Unſchuld beraubt werden können. Sehet doch die Kinder nicht für ſo verächtlich an, achtet ſie nicht ſo gering; denn ihr werdet gleich hören, daß dieſes immer eine ſchwere Sünde iſt.

Der zweyte Theil.

Was es für eine Sünde sey, die Kinder gering achten.

Die Sünde der Geringschätzung ist desto größer, je mehr ein Kind unsre Hochachtung verdienet. Nun hat aber ein Kind schon an sich einen großen Werth, und einen noch größern in den Augen Gottes als Christ.

Vergesset auf einen Augenblick an dem Kinde seine natürliche Schwachheit, und Hülflosigkeit, und seht in ihm das Geschöpf Gottes. Die Hände des Herrn haben es gestaltet. Die Söhne sind ein Erbe des Herrn, das er der Aufsicht, und Wartung der Eltern anvertrauet. Ist uns schon der Wurm als ein Meisterstück der göttlichen Allmacht, und Weisheit ehrwürdig, wie einen großen Werth muß also nicht ein Kind haben, das auch ein Geschöpf Gottes, aber eines mit einer unsterblichen Seele ist, welches zu weit höhern Absichten, als der Wurm bestimmet ist. Sehet doch an dieses euer Kind, ihr Eltern, aber mit den Augen der Vernunft, ihr werdet es schätzen müssen. Dieses Kind trägt an sich das Ebenbild Gottes, es kann durch euren Fleiß einmal seinem Schöpfer an Weis-

heit, Gerechtigkeit, Güte, und Heiligkeit ähnlich werden. Es soll einmal ein Mitbürger des Himmels werden. Nur darum allein seyd ihr Eltern, um es dazu zu machen. Ihr, die ihr euch so wenig daraus machet, durch euer unbesonnenes Reden, durch leichtfertige Handlungen ein Kind zu ärgern, wisset ihr den wahren Werth der Kinder? Eben diese Kinder werden einmal wieder die Nachwelt ausmachen, wie ihr die gegenwärtige ausmachet. Sie sollen einmal auch wieder Eltern, Bürger, Diener der Religion, oder des Staates, Dienstbothen, u. d. g. werden. Vergiftet ihr nun jetzt schon ihre noch zarten Herzen, raubet ihr ihnen ihre Unschuld, oder leget wenigst den Samen zu künftigen Lasterthaten schon, was für schreckliche Folgen kann eure Ausgelassenheit sogar auf Jahrhunderte für Familien, für den Staat, für die Kirche haben? zu wie viel tausend, und tausend Verbrechen könnet ihr Anlaß geben? Auch jetzt sogleich können sich die schreckliche Folgen der Verführung zeigen. Kinder gehen gerne mit ihres gleichen um, und beschäftigen sich mit allem, was neu ist, sie erzählen es andern wieder, oder zeigen, was sie gesehen haben. Verführet ihr nur ein einziges, so ist es eben so viel, als wenn ihr einen reisenden Wolf unter eine Heerde geschicket. So ein Kind wird auch andre anstecken, heimliche Laster werden sich unter ihnen verbreiten, und bis sie einmal verstehen lernen,

daß

daß es Laster sind, werden sie selbige schon so gewohnt haben, daß es ihnen unmöglich scheint, sie nochmal abzulegen. Es ist derohalben etwas äußerst wichtiges um ein Kind. Es ist ein Geschöpf Gottes, hat eine unsterbliche Seele, ist das Ebenbild Gottes, und soll ihm durch Tugend immer ähnlicher werden, hat den wichtigsten Einfluß auf die gegenwärtige, und die Nachwelt. Fraget nun nicht mehr, ob es ein großes Verbrechen sey, ein Kind für so gering, und verächtlich anzusehen, daß man sich gar nichts daraus machen darf es zu ärgern, und zu verführen? Wenn es recht ist ein Geschöpf Gottes zum Sklaven des Teufels zu machen, einer unsterblichen Seele ihre schönste Zierde zu rauben, wenn es recht ist Mörder der Tugend für Welt, und Nachwelt zu erziehen, Kirche, und Staat vielleicht für Jahrhunderte zu vergiften, dann möget ihr noch zweifeln, ob euer Verbrechen groß ist. So müsset ihr aber die Bosheit desselben mit Händen greifen.

Noch mehr wird euch dieses einleuchten, wenn ihr nach Anleitung unsers Glaubens den unschätzbaren Werth eines Kindes betrachtet. Da Christus in dem heutigen Evangelium seine Jünger gewarnet hatte, daß sie ja kein Kind ärgern sollten, setzet er einen doppelten Bewegrund bey, sie davon abzuhalten: Ihre Engel, saget er, im Himmel sehen

das Angesicht ihres himmlischen Vaters. Er nennet sie ihre Engel. Folglich haben die Kinder eigene von Gott ihnen zu gegebene Engel, welche für sie wachen, sie beschützen, und auf dem Wege zum Himmel leiten müssen. Also schätzen es diese erhabenen Geister für sich nicht zu gering, nicht zu erniedrigend, sich der Kinder anzunehmen. Also ist in den Augen Gottes der Werth eines Kindes so groß, daß er zu ihrem Glücke ganz besondere, und außerordentliche Anstalten getroffen hat. Nur köstliche Schätze, nicht unbedeutende Dinge, werden so sorgfältig bewachet, und gar von den hohen Geistern im Staate Gottes bewacht. Ist es also nicht ein unverantwortliches Verbrechen, wenn Eltern sich zu groß dünken, auch sich mit rechtschaffener Erziehung ihrer Kinder abzugeben, oder wenn sie selbige als etwas Geringes verachten, das ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig wäre. Ist es also nicht das höchste Verbrechen, wenn Verführer die Wachsamkeit der heiligen Engel, und die Fürsorge Gottes vereiteln, und den Schatz rauben, oder verderben, für dessen Bewahrung Gott so schöne Anstalten gemacht hat?

Der zweyte Grund des Heilandes, welcher jedem Hochachtung für die Kinder einflössen muß, ist dieser. Er saget noch am Schlusse des heutigen Evangeliums: Des Menschen Sohn ist kom-

men

men selig zu machen, was verloren war. Hiermit will er sagen: Ich bin für alle gestorben, die verloren waren, um sie selig zu machen. Also auch für die Kinder. Bildet euch nicht ein, daß ihr mir darum, weil ihr Erwachsene seyd, lieber wäret, als die Kinder. Was soll ich bey euch mehr finden, das euch meiner Liebe würdiger machte? Ich werde mein Blut nicht für euch vergießen, als wenn ihr es durch eure wenigen Vollkommenheiten verdienet hättet. Ich sterbe für alle, die verloren sind, und weil sie verloren sind. Also hatte der Erlöser auch die Kinder so lieb, daß er für sie starb. Auch für die Kinder ist das Himmelreich bestimmet: Ihrer ist das Himmelreich. Daraus läßt sich also wieder leicht die Größe des Verbrechens abnehmen, wenn man ein mit dem Werthe des Blutes Jesu erkauftes Kind gering schätzet, oder gar ärgert, und verführet. Eure Kinder sind euch werth, und lieb, und weil ihr sie liebet, so nehmet ihr es auch sehr empfindlich auf, wenn sie Jemand beschimpfen will. Ist es also nicht eine noch ungleich größere Unbild, wenn ihr aus Kindern nichts macht, für die doch Christus so gut, wie für euch gestorben ist, und die er so lieb, wie euch hat? Ist es nicht die größte Unbild, ihm blos aus Muthwillen eine Seele wieder rauben, die zu gewinnen er sich so vielen sauern Schweiß, ja sogar das Leben hat kosten lassen?

Beschluß.

Sehet also zu, damit ihr keines aus diesen Kleinen verachtet. So rufe ich euch zu liebste Eltern. Habet Hochschätzung für eure Kinder. Euer wichtigstes Geschäft in eurem Stande ist es, allen Fleiß auf eine christliche Erziehung der Kinder zu verwenden. Sind sie es werth. Nebst dem, daß ihr euch dadurch den besten Trost für eure traurige Vorfälle, die sicherste Stütze im Alter, und die größte Freude für die Ewigkeit vorbereitet, so erwartet dieses auch von euch Welt, und Nachwelt, derer Glück ihr dadurch befördert, der Schöpfer, der euch diese köstliche Geschenke anvertrauet, die Engel, die sie beschützen, und Jesus Christus, der für sie gestorben ist. O welch ein Trost ist es für euch, so viele Pflichten auf einmal zu erfüllen. Sehet zu, damit ihr keinen aus diesen Kleinen verachtet, so rufe ich allen zu, welche öfters um die Kinder seyn, und mit ihnen umgehen müssen. Hütet euch, vor ihnen etwas zu reden, oder zu thun, wodurch sie sich ärgern, oder verführet werden könnten. Es ist ein schreckliches Verbrechen, Jesu Christo eine Seele zu entreißen, die er so theuer erkaufet hat. Sehet zu, damit ihr keinen aus diesen Kleinen ärgert, so rufe ich euch absonderlich zu ihr leichtsinnige, und muthwillige Pur-

sche,

sche, und Mägde, die ihr oft in den Städeln, auf dem Felde, in Wirthshäusern bey dem Tanze, und bey andern Zusammenkünften vor den Kindern nicht nur allerhand unflättige, und zweydeutige Reden fallen lasset, sondern euch oft gar ausgelassene, und unzüchtige Handlungen erlaubet. Seyd versichert, Kinder merken alles, denken über alles nach, wenn sie es auch nicht verstehen, und ihr leget vielleicht dadurch den Grund zu den größten Lastern bey ihnen. Ladet euch doch keine so schwere Verantwortung bey Gott wegen einer verführten Seele auf den Hals. Euch im Meere sogleich ersäufen wäre nach dem Ausspruche des Erlösers für euch noch ein Glück. Ach was für große Strafen müssen also auf euch warten. Amen.

Predigt

auf

das Fest der heiligen Apostel Simon, und Judas.

Text. Joh. 15, 12.

Si mundus vos odit, scitote, quia me priorem vobis odio habuit.

Wenn euch die Welt hasset, so wisset, daß sie mich vor euch gehasset hat.

Eingang.

Wie gerne wollte ich euch schöne Thaten aus der Lebensbeschreibung der heiligen Apostel Simon, und Judas erzählen, sie euch als ein Beyspiel der Tugend vorstellen, damit ihr dadurch ermuntert würdet, ihnen nachzufolgen. Aber es hat Gott nicht gefallen, sichere Nachrichten von dem

dem Leben und Tode der meisten seiner Apostel bis auf uns kommen zu lassen. Wir wissen von diesen beyden nicht viel mehr mit Gewißheit zu sagen, als daß Simon ein Chananäer war, und mit dem Beynamen der Eiferer genennet würde, und daß Judas ein Bruder des Jakobus war, und einen Brief geschrieben habe, der sehr lehrreich für uns ist.

Daß ist wohl zuverläßig wahr, daß es diesen heiligen Aposteln auch nicht besser gegangen seyn wird, als ihrem Lehrmeister. Christus hatte ihnen dieses schon lange vorher gesagt: Der Diener ist nicht größer, als der Herr. Haben sie mich nicht einmal geschonet, haben sie mich verfolget, so werden sie auch euch verfolgen. Wenn euch die Welt hasset, so wisset, daß sie mich vor euch gehasset habe. Haß, Verfolgung, Leiden waren das Loos, das nach der Vorhersagung des Erlösers die Apostel treffen sollte. Also müssen wir auch versichert seyn, daß sie es erfahren haben, wenn uns gleich die Geschichte nicht ausführlich erzählet, wer sie gehasset, und verfolget, und wo sie gelitten haben.

Wenn aber gleich die Apostel von allen Orten her, wohin sie sich wenden würden, nichts als Haß, Verfolgungen, und Leiden entgegen kommen sahen, wenn sie gleich alles im vollen Maaße erfah-

ren haben; so dörfen wir doch nicht glauben, daß sie darum mit erschrockenem Herzen ihr Lehramt übernommen, oder mit Unwillen und Ungeduld geführet haben. Es erfreuete sie vielmehr, daß sie würdig geachtet würden, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden. So gehasset sie auch von der Welt waren, so ware doch dieses bey allen ihren Leiden der einzige Trost: Wir leiden ja nicht allein, werden nicht allein gehasset. Wenn uns die Welt hasset, so wissen wir ja, daß sie unsern Lehrmeister schon vor uns gehasset habe.

Und in der That hierinn liegt auch immer ein Trost für Leidende, wenn sie sehen, daß sie nicht allein die Unglücklichen sind, welche leiden müssen. Zwar wird sich ein menschliches Herz niemal über das Leiden andrer freuen. Aber Ermunterung zur Standhaftigkeit, zur Geduld ist es doch, wenn man sieht, daß andre das nemliche übertragen müssen, und wirklich übertragen. Müßte man allein leiden, so würde man sich für den Unglücklichsten der ganzen Welt halten, und wäre es auch.

Dieser Trost nimmt sehr zu, wenn wir sehen, daß der, welcher vor, oder mit uns leidet, sogar unschuldig ist, daß er freywillig jenes Leiden übernommen, welches uns drücket, ja gar noch weit mehr leidet, als wir selbst. Der Anblick eines

unschul-

unschuldig, freywillig die größten Martern Leidenden reißet unser Herz hin, wir ermahnen uns, und sagen: Hat es der leiden können, warum soll ichs nicht leiden? Hat der unschuldig gelitten; da ich es verschuldet habe? Hat der so viel gelitten; warum soll ich nicht etwas weniges leiden können?

Ihr, meine christlichen Zuhörer, werdet aus dem, was ich gesagt habe, schon sehen, wohin meine heutige Predigt zielt. Es ist keiner aus uns, der nicht etwas auf dieser Welt zu leiden hätte. Und wenn die Zeit zum Leiden wirklich herbeykömmt, sind wir niedergeschlagen, und manchmal untröstlich. Ich möchte euch nach Anleitung des heutigen Evangeliums gerne trösten. Dieser Trost liegt in den Worten: Wenn euch die Welt hasset, so wisset, daß sie mich vor euch gehasset habe. Vor uns hat Jesus schon gelitten, ist von der Welt gehasset worden. Wer also von der Welt gehasset wird, der wird dadurch seinem Erlöser gleich. Dieses wird der Innhalt des ersten Theils seyn. Wer von der Welt gehasset wird, den liebet sein Erlöser. Dieses beweiset der zweyte Theil. Der Haß der Welt gegen uns machet uns zu seinen Nachfolgern, und beweiset seine Liebe zu uns. Trost genug für jeden, den die Welt hasset. Lasset euch beydes besser erklären. Ave Maria.

Der

Der erste Theil.

Der Haß der Welt machet uns zu Nachfolgern Jesu.

Wenn euch die Welt hasset. Was versteht wohl der Heiland unter dem Worte Welt? Was bedeutet hassen? Welt wird hier nicht für alle Menschen überhaupt genommen; denn Niemand ist, der den allgemeinen Haß aller Menschen trüge. Er hat doch einige, die seine Freunde, oder doch gleichgültig gegen ihn sind. Die Welt, welche Jesum haßte, waren die Schriftgelehrten, und Pharisäer, die Jüden seiner Zeit, welche seine Wunder, und seine Lehren bestritten, und sich hartnäckigt weigerten an ihn zu glauben. So erkläret sich Jesus selbst hierüber: Wenn ich nicht gekommen wäre, und hätte zu ihnen geredet, wenn ich die Werke nicht gethan hätte, die sonst keiner unter ihnen gethan hat, so hätten sie keine Sünde. Unter der Welt werden also die gottlosen Leute verstanden, welche die christliche Religion, die ihnen geprediget, und bewiesen wird, nicht annehmen, oder auch jene, die sie zwar annehmen, aber durch ihr lasterhaftes Leben wieder bestreiten. Jesum hassen heißt also auch nichts anders, als ihm widerstreben, ihn verfolgen, weil er so eine

schöne

schöne Lehre geprediget, böse auf ihn seyn, weil er so gut ist.

Nun die Anwendung auf uns. Ich sage: Der Haß der Welt machet uns unserm Heilande ähnlich, oder wenn uns die Welt hasset, so ist dieß ein Zeichen, daß wir ihm ähnlich sind; denn was können wohl gottlose Menschen für eine Ursache haben, andere zu hassen, als weil sie sehen, daß dieser ihre Worte, und Werke nicht mit den ihrigen übereinstimmen; vom verschuldeten, und verdienten Hasse ist hier die Rede nicht. Ihr beklaget euch so oft, daß man euch hasse, und verfolge, und ihr wüstet doch gar keine Ursache. Glücklich seyd ihr, wenn dieses wahr ist. Es geht euch, wie eurem Heilande. Sie haßten ihn umsonst, ohne alle Ursache. Die heuchlerischen Pharisäer konnten es nicht leiden, daß Jesus ihre Scheinheiligkeit, und Laster so oft aufdeckte. Es verdroß sie, daß seine Wunderwerke sie um ihr ganzes Ansehen brächten. Sie waren zu stolz selbst seine Anhänger zu werden; wurden also seine Befolger, und haßten ihn auf das grimmigste. Gerade so verfährt die Welt mit euch. Ihr habet vielleicht, wie es eure Pflicht mitbracht, andre ihrer Fehler wegen bestrafet, oder sie zum Guten ermahnet. Das ist schon Ursache genug den Haß der Gottlosen zu verdienen. Wen der alten Propheten haben die ruchlosen Jüden nicht bis auf den Tod verfolget, so bald er ihre Lasterthaten rügte, und sie

zur Buße ermahnte? Ihr habet vielleicht zu einer Schandthat nicht mit geholfen, zu der man euch eingeladen. Wundert euch nun nicht mehr, wenn ihr gehasset werdet. Der Blindgebohrne im Evangelium hätte nur sagen dürfen, daß ihn Jesus nicht sehend gemacht, oder daß er ein schlimmer Mensch sey. Die Juden legten ihm die Worte fast auf die Zunge. Weil er es aber nicht that, wie sie es wollten, so stießen sie ihn von sich aus. Ihr habet vielleicht im Angesichte der Gottlosen eine löbliche Handlung begangen. Sie mußten sich schämen, daß sie nicht so ehrlich, und christlich sich aufgeführt. Fraget nicht mehr lange, warum man euch hasse. Abel opferte das Beste aus seiner Heerde, und das war Gott angenehm. Kain sah, daß seine kargen Opfer dem Herrn nicht so gefielen. Darum faßte er einen Haß gegen den Abel, der nur durch dessen Blut gestillet werden konnte.

Das nemliche saget Christus auch seinen Aposteln, da er sie wegen des Hasses der Gottlosen trösten will: Wäret ihr von dieser Welt, das heißt, wenn ihr mit den Gottlosen hieltet, ihre Werke lobetet, oder selbst nachahmen würdet, so würde die Welt das ihrige lieben. Weil ihr aber nicht von der Welt seyd, sondern ich euch aus der Welt gewählet habe, darum hasset euch die Welt. Die gottlosen können

keine

keine Sitten gedulden, die nicht mit ihnen übereinstimmen, sie sehen selbige für einen beständigen Vorwurf gegen sich an. Sie müßten sich selbst verdammen, wenn sie die Worte, und Werke der Frommen loben würden. Und das wollen sie nicht. Gar vortrefflich werden die Gesinnungen der Gottlosen gegen die Gerechten in dem Buche der Weisheit geschildert (*a*): Wir wollen also, sprechen sie, den Gerechten hintergehen, weil er uns nichts nützet, und unsern Werken entgegen ist, und uns die Uebertrettungen des Gesetzes vorwirft, und uns eine schlechte Zucht aufbürdet. Er giebt göttliche Weisheit von sich aus, und nennet sich ein Kind Gottes. — Sein Anblick selbst ist uns lästig, weil sein Leben dem unsrigen so ungleich ist, und er einen ganz andern Weg betretten, u. s. f.

Es ist also ein unfehlbares Zeichen, daß man ein wahrer Jünger des Heilandes, und ihm ähnlich sey, sobald man um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leidet, und von den Gottlosen gehasset wird. Wenn ihr den Menschen gefielet, würdet ihr keine Diener Gottes seyn. Welch ein Trost für euch, ihr reinen Jungfrauen, wenn muthwillige Jünglinge eurer spotten, euch ein blödes, einfältiges Ding nennen, das nicht zu leben weis.

(*a*) 2, 12. folgg.

Sie hassen euch nur, weil ihr euch ihrem unziemlichen Begehren als Christinnen widersetzet habet. Welch ein Trost für euch, ehrlicher Mann, der ihr vielleicht euer Stückchen Brod, euren Dienst verloren habet, weil ihr eure Herrschaft mit andern nicht bestehlen wolltet, sondern vielmehr ihre Untreue aufgedecket habet. Sie haben euch sodann verleumdet, und nicht aufgehöret, bis ihr von ihnen entfernet waret. Sie hassen euch nur wegen eurer Rechtschaffenheit. Welch ein Trost für euch, ihr Eltern, wenn ihr von euren erwachsenen Kindern böse Reden anhören müsset, so bald ihr ihnen das nächtliche Auslaufen, oder andre Ausschweifungen abstellen, oder sonst ihre Fehler ihnen verweisen wollet. Sie feinden euch an, und gehen mit euch um, daß euch das Herz bluten möchte. Aber damit könnet ihr euch immer trösten, daß sie euch nur hassen, weil ihr die Pflichten christlicher Eltern erfüllet. Welch ein Trost für euch, ihr frommen Seelen, wenn man eure Tugend Verstellung, euren Eifer im Gottesdienste Andächteley, eure Ermahnungen Schulfüchserey nennet, und euren Umgang fliehet, überall fortgehet, wo ihr hinkommet. Trost, sage ich, sey das für euch. Die Welt hasset euch, weil ihr nicht von der Welt seyd. Und dadurch werdet ihr eurem Heilande ähnlich. Wenn sie ihn verfolget haben, so werden sie auch euch verfolgen.

Der

Der zweyte Theil.

Wer von der Welt gehasset wird, den liebet der Heiland.

Allein dieß könnte uns noch nicht genug stärken, den Haß der Gottlosen standhaft zu ertragen, wenn wir nicht auch gewieß wüßten, daß uns Jesus darum desto mehr liebet. Aber dem Himmel sey es gedankt. Darüber hat uns unser Heiland selbst die theuerste Versicherung gegeben.

Ich habe euch von der Welt ausgewählet. Der Heiland traff eine Wahl unter denjenigen, die seine Lehre annahmen, und nur einige aus ihnen bestellte er zu Aposteln. Diese waren seine besondere Lieblinge, und diesen prophezeyte er auch gleich einen besondern Haß der Welt gegen sie. Ueberhaupt aber verspricht er allen, welche die Welt hassen wird, seine besondere Gunst. Selig sind die, ist sein Ausspruch, welche um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden; denn ihrer ist das Himmelreich. Selig seyd ihr, wenn euch die Menschen fluchen, und verfolgen, und wegen mir alles Böse auf euch lügen. Erfreuet euch, und frohlocket; denn euer

Lohn im Himmel ist groß (*b*). Könnte wohl der Erlöser seine Liebe gegen diejenigen besser an den Tag legen, welche von der Welt gehasset werden, als da er ihnen den Himmel, und darinn eine überflüssige Belohnung verspricht?

Schon diese Stellen der göttlichen Schrift allein erklecken, die besondere Neigung des Heilandes gegen die Verfolgten darzulegen. Auch Beyspiele haben wir darinn, welche die nemliche Wahrheit bestättigen. Gott hat es schon durch den Propheten David gesprochen, daß er auf die Leidenden immer seine besondere Gunst wenden, mit ihnen im Leiden seyn, sie daraus erretten, und verherrlichen wolle (*c*). Und dieß hat er auch bey der Steinigung des heil. Stephanus gezeiget. Er ließ ihn den Himmel offen, und Jesum zu seiner Rechten sehen, welcher ihm Stärke gab, und Belohnung zeigte, die seiner wartete. Dem heil. Paulus kündete es Christus selbst an, was für große Dinge er für seinen Namen würde leiden müssen. Aber zugleich gab er ihm auch die Versicherung, daß er ihn zu einem außerwählten Gefäß bestimmet hätte, damit er seinen Namen unter den Heiden verkündigte, er versprach ihm hinlängliche Gnade, damit er keiner Verfolgung unterliegen könnte. Alle heilige Apostel würden wohl so standhaft alle Verfolgungen, und

sogar

(*b*) Matth. 5, 10—12.

(*c*) Psalm. 90, 15.

sogar den Martertod ausgestanden haben, wenn sie nicht gewußt hätten, daß sie sich dadurch die Gunst, und Liebe ihres Lehrmeisters zuzögen?

Unser Herz ist schon so gemacht, daß wir eine besondere Zuneigung zu denjenigen äußern, welche gleiche Gesinnungen mit uns haben. Wir fangen sogar an, mit unsern Feinden Mitleid zu haben, und sie wieder zu lieben, wenn wir sehen, daß sie von andern ungerechter Weise verfolget werden. Wäre also Jesus auch nur blosser Mensch, hätte er auch nur menschliche Empfindungen, müßte er nicht diejenigen schon lieben, welche den nemlichen Haß, wie er, erdulden müssen? Müßte er sie nicht noch mehr darum lieben, weil sie diesen Haß blos wegen ihm, und aus Liebe zu ihm übertragen. Nun aber ist er noch Gott, weis auch unsre geheimsten Leiden, siehet die Liebe, die wir für ihn haben, ist Gott, der nichts unbelohnt lassen kann, und will. O so muß er dann nothwendig alle ganz besonders lieben, die wegen seiner von der Welt gehasset werden.

Vielleicht werdet ihr mir aber sagen: Das ist eine harte Lehre. Ich weis wohl, daß Christus im Evangelium sage: Seine Jünger müßten ihm durch Leiden ähnlich werden, daß er die liebe, die wegen ihm von der Welt gehasset werden. Aber wie soll

ich das mit seiner unendlichen Güte, mit seiner Vaterliebe vereinigen? Was kann Gott für eine Freude daran haben, mich erst zu plagen, oder von andern plagen zu lassen, ehe er mich glücklich macht? Er hätte es ja eben sowohl so einrichten können, daß diejenigen, die ihm anhängen, hier gar nichts zu leiden hätten? Würde sich das auf einen unendlich gütigen Gott nicht besser schicken, da er doch unmöglich eine Freude an unsern Martern haben kann?

Ich will euch diese Schwierigkeit auflösen. Gott kann kein Wohlgefallen an unserm Dienste, an unsrer Liebe, und Verehrung gegen sich haben, wenn wir ihn gezwungener Weise, und nicht freywillig aus Ueberzeugung lieben, weil er das höchste Gut ist. Er offenbaret uns nur theils durch die Natur, theils durch die besondere Offenbarung seine göttliche Vollkommenheiten, er zeigt, und erweiset uns nur seine Wohlthaten. Uebrigens läßt er jedem Menschen seine Freyheit, ob er ihn nun lieben, und verehren wolle, oder nicht. Er zwingt keinen Menschen, daß er unvermeidlich seine Religion annehmen, und darnach leben müsse. Weil er nun dieses Gesetz seines Verhaltens gegen die Menschen sich festgesetzet, darf er es auch nicht verhindern, wenn Jemand der erkannten Wahrheit widerstrebet. Er muß es geschehen lassen, wenn diese Gottlosen andre hassen, und verfolgen, welche ihm

dienen

dienen. Er hat also gar keine Freude daran, wenn es euch böse auf dieser Welt geht. Allein, wenn er die Freyheit der Menschen nicht kränken, wenn er sich nicht Liebe erzwingen will, die eben darum keine seiner würdige Liebe wäre, will er auch andre nicht hindern euch zu plagen, und zu hassen.

Ferner, wenn schon Gott dem Menschen ohne alle seine Verdienste die ewige Seligkeit zu gedacht, so will er sie doch keinem geben, der seine Gebothe nicht beobachtet. Dieses leidet seine Heiligkeit, und Gerechtigkeit nicht anders. Der Mensch muß also vorher Tugend üben, muß zeigen, daß ihm nichts wichtiger, als die Beobachtung der göttlichen Gebothe ist, ehe er zum Genusse der ewigen Seligkeit gelangen kann. Wäre aber die Tugend so schätzbar, wenn sie nirgends keinen Widerstand fände, und von jedem ohne alle Beschwerde leicht ausgeübet werden könnte? Würde der Mensch genug zeigen, daß er seinen Gott über alles liebte, wenn er nie in den Fall käme, wo es ihn Ueberwindung kostet, ihm treu zu bleiben? Sehet, darum läßt es Gott zu, daß euch die Gottlosen hassen, und verfolgen, damit ihr Gelegenheit habet, Geduld, Standhaftigkeit, und andre edle Tugenden an den Tag zu legen, welche ohne Verfolgungen nicht einmal Platz haben. Weil ihr Gott angenehm seyd, so ist es nothwendig, daß euch die Versuchung prüfe.

Beschluß.

Fasset also Muth, meine lieben Christen! Leiden ist unser Loos auf dieser Erde. Wir können Gott nicht dienen, wenn wir nicht von der Welt gehasset werden. Darum, wenn euch die Welt hasset, so sehet immer auf euren Lehrmeister, und wisset, daß sie ihn vor euch gehasset haben. Christus mußte leiden, und so in seine Herrlichkeit eingehen. Christus ist unser Oberhaupt. Wir sollen uns also nicht wünschen, daß es uns besser, als ihm gehe. Mag uns doch die Welt hassen! was liegt uns daran? Sie kann euch drücken, kann euch um alles bringen, kann euch das Leben nehmen. Aber hier hat ihre Wuth ein Ende. Eurer Seele kann sie nichts schaden, kann euch nicht die ewige Seligkeit, ja kann euch nicht einmal die innerliche Freude des guten Gewissens nehmen, daß ihr unschuldig leidet. Spottet der feindseligen Welt, die eurer spottet. Für euch ist es genug, daß ihr euch bey allem Hasse der Gottlosen selbst sagen könnet: Man hasset mich, und darum bin ich meinem Jesu ähnlich. Man hasset mich, und darum wird er mich desto mehr lieben. Herr, ich habe deine Gnade, und deine Liebe. Was wird mich wohl noch von ihr trennen können? Nicht Trübsal, nicht Angst, Verfolgung Hunger, Nacktheit, Lebensgefahr, nicht Schwert, gar nichts. Amen.

Predigt

auf

das Fest aller Heiligen.

Text. Matth. 5, 12.

Gaudete, & exultate, quoniam merces veſtra copioſa eſt in cœlis.

Erfreuet euch, und frohlocket; denn euer Lohn im Himmel iſt groß.

Eingang.

Euer Lohn im Himmel iſt groß. Ein theures Verſprechen, das freylich jeden Chriſten ermuntern ſollte, dem lieben Gotte recht eifrig zu dienen. Was thun wir nicht ſonſt alles, wenn man uns eine Belohnung verſpricht? Und erſt eine große Belohnung, im Himmel! Was thun

wir

wir nicht sonst oft, wenn wir eine Belohnung nur hoffen, ohne gewiß zu wissen, ob wir sie erhalten werden? Der Bauersmann bauet sein Feld, weil er hoffet, seine Arbeit werde durch eine reichliche Aerndte vergolten werden. Oft aber schlägt ihm seine Hoffnung fehl. Der Handelsmann wagt sich in tausend Gefahren. Er hoffet einen reichlichen Gewinnst, der seine Mühe bezahlen wird. Aber oft büsset er sein eigenes Vermögen dabey ein. Der Handwerker, der Dienstboth übernehmen für einen geringen Lohn oft beschwerliche Arbeiten. Der Soldat im Felde, der Hofmann im Cabinet wagen alles, weil sie von ihrem Herrn, dem sie dienen, wirkliche Belohnung, oder doch von der dankbaren Nachwelt die Verewigung ihres Namens hoffen. Und gar oft erhalten sie keines von beyden. Aber hier redet Christus, die ewige Wahrheit selbst. Er verspricht einen großen Lohn. Er wird sein Wort halten. Die Belohnung ist gewiß.

Nachdem uns nun ein großer, ein gewisser Lohn im Himmel versprochen ist, wenn wir Gott dienen, so sollte man ja glauben, daß sich alle Christen um denselbigen bewerben würden? Wie kömmt es dann also, daß so viele Leute, die sonst für einen geringen, und noch dazu ungewissen Lohn alles wagen, gegen einen großen, und gewissen Lohn so gleichgültig bleiben, so leben, als wenn sie in jener

Welt

Welt gar nichts Gutes zu erwarten hätten? Ich glaube, daß sich die Ursache davon leicht errathen lasse. Einige reizet die Belohnung nicht, weil sie selbige erst im Himmel empfangen sollen: Sie möchten selbige jetzt gleich haben, möchten sie sehen, und greifen, wie den Lohn, den sie auf der Erde empfangen. Wenn Gott jedem, der etwas Gutes thut, alsobald eine Summe Geld dafür auszahlen ließe, o da würden sich die meisten befleißen Gutes zu thun. Aber jetzt soll man auf die Belohnung noch warten, bis man in den Himmel kömmt. Das ist vielen zu lange. Andre können sich keinen Begriff machen, wie ihre Belohnung im Himmel beschaffen seyn werde. Man saget ihnen umsonst, sie würden Gott einmal sehen, wie er ist. Das machet auf sie keinen Eindruck. Sie haben sich niemal die Mühe genommen, über Gott, und seine Vollkommenheiten nachzudenken, und wissen also gar nicht, was sie in jener Welt schönes, und herrliches sehen werden. Ihr ganz irdisches Herz kann sich nicht bis zu geistigen Freuden erheben. Zeitliche, sinnliche, sichtbare, und fühlbare Ergötzungen sind alles, was sie kennen.

Vielleicht könnten also diese Christen dadurch bewögen werden, Gott eifrig zu dienen, wenn man ihnen wenigst einen Theil jenes Lohnes, den sie einmal empfangen sollen, jetzt gleich zeigte? Wenn dieses

ses ein Lohn wäre, den sie jetzt schon kennen, und wirklich zum Theil genießen? Ich will einen Versuch machen. Ihr sollet, m. l. Z. Gott nicht darum dienen, weil ihr ihn einmal in dem Himmel erkennen werdet. Das möchte für den größten Theil des gemeinen Volkes noch zu hoch, zu wenig rührend seyn. Wenn euer Lohn im Himmel auch nicht in der Anschauung Gottes bestünde, so würde er doch groß, und recht groß seyn. Ich will euch nicht sagen, daß ihr in dem Himmel die heilige Patriarchen, Propheten, Apostel, Märterer, Beichtiger, und Jungfrauen antreffen werdet, und daß dieses eine große Freude für euch seyn werde. Ihr habet keinen aus ihnen persönlich gekannt. Das würde euch auch nicht viel interessiren. Nein ich habe von einem andern Lohn zu reden. Ihr werdet in dem Himmel eure alten lieben Freunde, und Bekannten wieder antreffen. Und das wird für euch eine sehr große Belohnung im Himmel seyn. Im ersten Theile beweise ich, daß ihr im Himmel eure lieben Freunde gewiß wieder findet, und erkennet, und im Zweyten, daß dieß die größte Freude für euch seyn wird. Ihr werdet mich ohnehin von einer so angenehmen Materie gerne und aufmerksam reden hören. Ich will also nur gleich anfangen.

Der

Der erste Theil.

Wir werden unsre Freunde in jener Welt wieder kennen.

Daß wir alle, die wir hier entschlafen, in jener Welt wieder zum Leben auferstehen, wenn wir anders fromm gelebet haben, das ist ohnehin eine richtige Wahrheit. Christus ist gestorben, uud er lebet wieder. So wird Gott auch, wie uns der heil. Paulus versichert (*a*) die, so in Christo entschlafen sind, durch Jesum mit sich führen. Die Auferstehung Jesu ist ein sicheres Unterpfand unsrer Auferstehung. Aber, wenn wir gleich alle in dem Himmel wieder zusammen kommen, so läßt sich doch noch fragen: Werden wir auch einander kennen? Werden wir unsre zärtliche Freundschaft mit unsern Freunden noch fortsetzen? Wird der Vater, und die Mutter ihre Kinder, werden die Kinder ihre Eltern, wird der Gatte seine Gattinn wieder finden, wieder erkennen, und zu lieben fortfahren? Oder hören mit dem Tode alle unsre Freundschaften, unser Umgang, unsre Neigungen gegen andre auf, und sind wir einander in jener Welt ganz fremde? Nein, meine Lieben, wir haben gewisse Gründe, die uns über-

(*a*) 1. Cor. 15.

überzeugen, daß wir bey unsrer künftigen Auferstehung mit all den frommen Freunden, Verwandten, und Bekannten sollen vereiniget werden, welche vor uns in die Ewigkeit giengen, daß wir sie kennen, und uns ewig in ihrem Umgange freuen werden. Ich schließe dieses schon aus der Güte Gottes, und die heilige Schrift saget es auch deutlich.

Wir haben die gewisseste Hoffnung, daß wir einmal alle zu unserm gemeinschäftlichen Oberhaupt Jesu versammelt werden. Wir kommen zur Stadt des lebendigen Gottes, zu dem himmlischen Jerusalem, und zu der Menge vieler tausend Engel, und zu der Menge der Erstgebohrnen, die im Himmel angeschrieben sind. (*b*) Wir sollen eine Freude genießen, die kein Auge gesehen, und die noch nie empfunden worden ist. So gut ist Gott, so viel verspricht er uns. Jetzt, so lange wir auf der Welt sind, haben wir so ein Vergnügen daran, mit denen umzugehen, die wir lieben, die so denken, wie wir, oder welche mit uns verwandt sind. Einen guten Freund zu haben, in dessen Busen wir unser Herz ausgiesen, dem wir alles anvertranen können, ist unser erstes Bedürfniß, und unsre größte Freude. Wenn nun so viele Freude, und Seligkeit mit dem freundschaftlichen Umgange mit unsern Herzensfreunden,

(*b*) Hebr. 12, 22.

den, und Lieben verbunden ist, wird uns Gott, der gute, beste Vater aller Menschen dieses Glück in jener Welt rauben? Sollten wir uns in den grossen Haufen der Seligen verlieren; und die Freude nicht haben, auch nur einen einzigen jener guten Menschen wieder zu kennen, derer Umgang uns unser Leben auf dieser Welt so angenehm machte? Ach das läßt sich von einem so guten Gotte gar nicht denken, der seine Freude daran hat, wenn er uns fröhlich sieht. Lieber Vater! Gott hat dir ein Kind gegeben. Du hattest Freude an ihm, und hast es zur Ehre des Schöpfers erzogen. Aber mitten unter den schönsten Hoffnungen starb es dir weg. Das war traurig. Aber tröste dich, Gott mißgönnt dir den Lohn deiner Arbeit nicht, er wird dich an deinem Sohn selbst belohnen, du wirst ihn in dem Himmel schon vollendet antreffen, ihn umarmen, und dich ewig mit ihm freuen. Ein früher Tod hat dir deinen Mann, dein Weib entrissen. Ihr lebtet so vergnügt zusammen, und arbeitetet miteinander, die Ehre Gottes zu befördern. Sey getrost, du wirst die Freude haben, ihn, oder sie wieder in dem Himmel zu finden, du wirst ihn zwar nicht als Gatten, sie nicht als Gattinn, aber doch als Freund, und Freundinn, als Engel Gottes wieder sehen. Dein Herzensfreund ist dir weggestorben, der dir so manche Stund deines Lebens versüsset. Du hast nun keinen Vertrauten mehr,

den du um Rath fragen, und gegen den du dein Herz ausschütten könntest. Es thut dir so ahnd nach ihm. Tröste dich aber. Gott wird dir die Freude wieder machen, daß du den vertrautesten Umgang mit ihm pflegen kannst. Er ist im Himmel, und erwartet dich dort. Da werdet ihr innigst verbunden eine frohe Ewigkeit miteinander durchleben.

Was für ein trostreicher Gedanken ergießet sich auf einmal in meiner Seele! Auch ich, der ich euch jetzt das Wort Gottes vortrage, auch ich werde die innigste Freude haben, euch, meine liebe Zuhörer, vor dem Throne Gottes zu finden, und zu sehen, wie viel mein Zureden bey euch genützet habe. O wie das ermuntert, an eurem Seelenheile zu arbeiten! wie das stärkt, die Wahrheit unerschrocken zu sagen, wenn sie auch nicht immer angenehm seyn sollte, wenn sie auch Widerspruch fände! Gott, der gute, liebe Menschenvater, der Gott der Freude, und des Wohlthuns wird mir diese Freude nicht versagen, ich werde euch alle dort wieder finden, kennen, werde sehen, daß ihr durch mein Zureden glücklich geworden, werde ewig vergnügt mit euch leben.

Es ist also nicht leere, ungegründete Hoffnung, daß wir unsre lieben Bekannten und Freunde in

jener

jener Welt wieder erkennen, und unsre Freundschaft mit ihnen fortsetzen werden. Sie gründet sich auf die unendliche Güte Gottes. Er will uns jene Freude nicht gewaltsam entziehen, die jetzt in unserm zeitlichen Leben schon unser Vergnügen ausmachet. Er wird sie nur erhöhen, und noch inniger machen.

Doch ihr möchtet vielleicht von Seite Gottes selbst hierüber eine ausdrückliche Versicherung haben? Auch diese, m. l. Z. fehlet uns nicht. Der heilige Paulus saget so zuversichtlich: Wir glauben, daß der, der Jesum den Herrn erwecket hat, auch uns auferwecken, und mit euch zu einem Ziele der Herrlichkeit führen wird (c). Also wußte es der heil. Paulus gewiß, daß er mit ihnen, mit seinen frommen Corinthern wieder von den Todten aufstehen, mit ihnen vor das Gericht würde gestellet werden. Das heißt doch wohl nichts anders, als er werde seine lieben Corinther, und sie ihn wieder erkennen. Der Unterricht, den er ihnen gegeben, die Früchte, die er bey ihnen gebracht, werde ihre wechselseitige Freude vor dem Throne Gottes ausmachen. Und was kann zur Erweisung dieser Wahrheit deutlicher seyn, als was eben dieser Apostel zu den Thessalonichern schreibt: Wer ist meine Hoffnung, meine Freude, meine Sie-

(c) 2. Cor. 4, 14.

geskrone, wenn unser Herr Jesus Christus wieder kömmt? Seyd nicht ihr es vorzüglich? Ja, ihr seyd unser Ruhm, und unsre Freude (*d*). Sollen die Thessalonicher dem heil. Paulus im Himmel Freude machen, so muß er sie unter so viel Millionen seliger Geister wieder finden, und wieder kennen. Endlich versichert uns Christus selbst, daß wir in dem Himmel in die Gesellschaft Abrahams, Isaak, und Jakobs kommen werden. Wir werden zugleich mit den Verstorbenen, bey Jesu seyn (*e*). Wir werden also nothwendig in dem Himmel erkennen, und zu sagen wissen: Dieser da ist Abraham, jener Isaak, und dieser Jakob. Aber eben so deutlich werden wir also auch wissen. Dieser ist mein lieber Vater, der auf der Welt so viel für mich gesorgt, meine liebe Mutter, die mich in meiner Jugend pflegte, und in meinen Krankheiten mir auswartete. Dieß ist mein lieber Sohn, der mich in meinem Alter nicht Noth leiden ließ, der mit meinen Schwachheiten Geduld trug. Dieß ist der Richter, der mich vor Ungerechtigkeit geschützet, dieß mein Seelsorger, der mich aus dem Verderben herausgerissen, dieß mein Freund, dem ich so viel zu verdanken habe. Werden wir die Patriarchen des alten Testamentes, die uns lange nicht so nahe angehen, einmal im Himmel doch kennen,

(*d*) 1. Thess. 2, 19.

(*e*) Matth. 8, 11. 1. Thess. 4, 17.

kennen, so ist es ja gewiß, daß wir um soviel mehr diejenigen finden werden, welche auf dieser Welt in einer nähern Verbindung mit uns gestanden. Es ist also gewiß, wir werden unsre Freunde in jener Welt wieder finden, und kennen. Gott saget es selbst, und aus seiner unendlichen Güte läßt sich das ungezweifelt schließen. Aber was ists dann hernach, wenn wir auch unsre Freunde in jener Welt wieder kennen? Soll dann das gar so eine große Freude für uns seyn? Ja, meine Lieben, so eine große Freude, daß es blos um diese zu erlangen schon der Mühe werth wäre uns recht ernstlich um dem Himmel zu erwerben. Unser Lohn im Himmel wäre schon darum groß genug. Ich zeige dieses im

Zweyten Theile.

Es ist ein großes Glück, unsre Freunde in jener Welt wieder zu finden.

Einen kleinen Vorgeschmack dieses Lohnes empfinden wir schon bey dem Austritte aus dieser Welt. Sie fängt sich aber erst recht an bey dem Eintritte in jene Welt, und dauert sodann ewig. Die gewisse Hoffnung unsre Geliebten wieder zu sehen, machet uns Freude bey unserm Tode, Freu-

de beym Wiederfinden, Freude beym Zusammenwohnen.

Sie erleichtert uns den Tod, und machet ihn uns freudig. Denket euch einmal: Wir hätten keine Hoffnung mehr, diejenigen noch einmal zu sehen, die von uns, oder von denen wir wegsterben. Wie schrecklich ist dann die Trennung von ihnen! Also soll ich euch nicht mehr sehen, meine lieben Kinder, wird der sterbende Vater, oder die sterbende Mutter denken! Soll den Trost nicht haben zu sehen, daß die Erziehung, die ich euch gab, euch glücklich gemacht habe? Soll nichts mehr von euch erfragen? Also, theuerste Gattinn, wird der Ehemann sagen, soll ich jetzt aufhören, dich zu lieben? Du bist für mich auf ewig verloren? Lieber hätte ich dich nie gekannt, als daß ich dich jetzt verlassen muß. Schrecklich muß uns im Todbette der Anblick aller derer seyn, die wir lieben, quälend jede Verbindung der Freundschaft, fürchterlich jede Regung der Zärtlichkeit.

Dem Himmel sey es aber gedankt, daß wir so etwas nicht zu fürchten haben. Das Hinscheiden unsrer Geliebten, unser eigenes Scheiden von ihnen ist nun nicht mehr so fürchterlich. Der Tod ist nur eine Trennung, zwar auf eine längere Zeit, als wir sonst schon oft uns von ihnen getrennet haben.

Aber

Aber immer nur eine Trennung, die aber zugleich mit der gewissen Hoffnung verbunden ist, daß wir sie einmal noch glücklicher, und vergnügter finden werden, als wir sie verlassen. Mögen nun Heiden, und Gottlose, die keine Hoffnung so einer glücklichen Zusammenkunft in jener Welt haben, immer mit Schrecken an den Tod denken. Für uns ist der Tod nicht mehr so fürchterlich. Wir haben Freude bey dem Austritte aus dieser Welt, weil wir gewiß wissen, daß wir die wieder finden, die wir verlassen.

Und wie freudig muß für uns nicht der Eintritt in jener Welt seyn! Stellet euch nur die Freude des Wiedersehens recht vor; und ihr werdet euch allenfalls einen Begriff machen können, wie freudenvoll es für euch seyn muß, eure Geliebten im Himmel wieder zu sehen. Wenn zwo Personen, die einander zärtlich lieben, und lange getrennet waren, von ungefähr wieder zusammen kommen, so ist das eine der ersten, und größten Freuden, die sich auf dieser Welt uns darbiethen. Sie fallen einander um den Hals, sie küssen, und drücken einander, und wissen ihr Vergnügen nicht lebhaft genug auszudrücken. Es ist die innigste Freude für ein zärtliches Vater, oder Mutterherz, einen lange von ihnen getrennten Sohn, oder Tochter wieder zu sehen, und zu sprechen. Wie ganz außer sich war nicht

der Vater im Evangelium, als er seinen verlornen Sohn so unerwartet erblickte! Er lief auf ihn zu, umfieng, und küßte ihn. Geschwind mußte man ihm das schönste Kleid herbringen, einen Ring an den Finger stecken, und eine köstliche Mahlzeit halten. Was für eine Freude bezeigten nicht der alte Tobias, und seine Hausfrau Anna, da ihr für verloren gehaltner Sohn daher kam? die alte Mutter sah ihn kaum, als sie schon auf den Vater zu lief, und ihm sagte: Dein Sohn kömmt. Der Blinde Vater machte sich voll Vergnügen auf, lief ihm unter vielen Anstossen entgegen, küßte ihn, und Vater, und Mutter weinten vor Freuden. Es muß also ein unbeschreibliches Vergnügen seyn, geliebte Personen wieder zu sehen, von denen man lange getrennt war. Wie weit reiner, süsser, und herzlicher muß nicht die Freude des Wiedersehens unsrer Geliebten im Himmel seyn! Ach ich sehe euch schon in dem Himmel eintretten, rings um euch her blicken, und jene guten redlichen Freunde, jene geliebte Personen aufsuchen, die vor euch in die Ewigkeit gegangen sind, ihr findet sie, sie eilen euch entgegen, nunmehr mit einem himmlischen Glanze umstralet. Da sehet ihr eure liebsten Kinder, die euch der Tod entrissen, da eure Eltern, eure Gatten, und Gattinnen, eure Herzensfreunde. Umgeben mit der Schaar derjenigen, die ihr auf dieser Welt geliebet, und glücklich gemacht habet, unter dem Freudengeo-

dengesang der eurigen, von unaussprechlicher Wohllust durchströmmt werdet ihr wie im Triumph in den Himmel eingeführt werden.

Was wartet aber da eurer? Wider neue, unbeschreibliche Freude, die aus dem ewigen Zusammenwohnen mit euren Geliebten entspringen wird.

Der Umgang mit denen, die wir lieben, hat jetzt immer etwas trauriges bey sich. Man muß sich doch, so vergnügt man bey einander ist, über einige Zeit wieder scheiden. Geschäfte, oder doch gewiß der Tod, reißen uns gewaltsam auseinander, und was noch viel trauriger ist, ein zu oft wiederhohlter, oder zu lange fortgesetzter Umgang machet uns gegen einander gleichgültig, und gar kalt. Wir sind einander nicht mehr seltsam, oft werden wir einander gar zur Last, und überdrüssig. Aber im Himmel ist keine fernere Trennung, kein Unbestand in der Liebe, kein Eckel zu befürchten. Gleichwie ihr täglich neue Schönheiten, und Vollkommenheiten in Gott erblicken werdet, so wird eben darum eure, und die Glückseligkeit eurer Freunde immer wachsen; sie werden euch immer vollkommener, und also auch immer liebenswürdiger erscheinen. Da kann unmöglich Eckel, Ueberdruß, oder Unbestand Platz haben.

O ihr Eltern! was für Freude wartet auf euch, ihr Kinder, was für eine ist euch bestimmt! Ihr werdet im Kreise der eurigen sitzen, ihr werdet euch über ihr Glück erfreuen, und eure frommen Kinder werden euch immerfort danken, daß ihr sie so gut erzogen, und so glücklich gemacht habet. Euer Glück wird ihr Glück, und ihr Glück das eurige seyn. Mann, und Weib werden zufrieden auf ihr jetziges Wanderleben zurückschauen, zurückschauen auf all die überstandenen Mühseligkeiten; aber jetzt befreyt von all diesen Lasten in der reinesten Freude leben, von einer Klarheit zur andern, von einer Seligkeit zur andern aufsteigen. Freunde werden sich aller Gefahren, die sie miteinander getheilet, aller Arbeiten, die sie zusammen verrichtet, aller Unterstützungen, die sie einander geleistet, mit Freuden erinnern, werden einander ewig danken, ewig lieben, ewig umarmen. Ach wenn es jetzt schon so süß ist, um Personen zu seyn, die wir lieben, daß wir oft im Ausbruche des herzigsten Vergnügens sagen: Wenn ich nur allzeit bey dir seyn könnte! was wird es erst seyn, wenn wir von allen Unvollkommenheiten befreyet, die oft unsern Umgang beschwerlich machen, mit den vollkommensten, glücklichsten, geliebtesten Personen ewig zusammen wohnen können.

Beschluß.

Ihr wisset es also, meine lieben Zuhörer, daß unser Lohn im Himmel schon darum groß seyn würde, wenn uns weiter auch gar nichts versprochen wäre, als daß wir unsre Geliebten, und Freunde in jener Welt wieder finden, und erkennen würden. Schon das allein wäre eine unaussprechliche Freude. Nun ist uns aber dieser Lohn gewiß versprochen. Wir werden unsre Geliebten in dem Himmel wieder finden. Gottes unendliche Güte, und sein unfehlbares Wort sind uns Bürge dafür. Dieses gewisse Wiedersehen in dem Himmel machet den Ausgang aus dieser Welt, den Eintritt in den Himmel, und das ewige Zusammenwohnen zum größten Vergnügen. O ja unser Lohn im Himmel ist schon darum groß. Wie groß muß er erst seyn, wenn wir an andre Freuden denken, die wir durch die Anschauung Gottes genießen sollen. Doch hievon jetzt nichts weiter.

Wenn also gewiß ist, daß wir im Himmel wieder einmal zusammen kommen sollen, was soll dieser Gedanken bey uns wirken? Ungemein viel Gutes, wenn er recht gefaßt wird, und immer vor unsern Augen schwebt. Im Himmel sollen wir alle zusammen kommen, und einander ewig lieben. Warum

rum wollen wir also jetzt einander anfeinden? Weg mit allen Feindschaften. Im Himmel, ihr Eltern, sollet ihr wieder zu euren Kindern kommen. O so lasset es euch doch nicht verdrießen, sie jetzt recht gut, und christlich zu erziehen, und beraubet euch der Freude nicht, die im Himmel dafür auf euch wartet. Im Himmel sollen wir wieder zusammen kommen. O so habet Ehrfurcht vor einander, ihr, die ihr euch jetzt so zärtlich liebet. Verleitet einander nicht zu unkeuschen Handlungen. Eine reine Liebe wird ewig dauern, unreine verliert sich in Haß, und entreißt euch das größte Glück, das ihr im Himmel zu hoffen hättet. Im Himmel sollen wir wieder zusammen kommen. Denket an dieses, liebe Eheleute, wenn euch Widerwärtigkeiten aufstossen, helfet einander, sie übertragen, denket an dieses, wenn Unfrieden zwischen euch einreißen will. Was wollet ihr jetzt einander plagen, und anfeinden, da ihr doch ewig beysammen wohnen, und einander lieben sollet? Im Himmel sollen wir wieder zusammen kommen, ihr die ihr mich höret, ich, der ich euch predige. O so lasset euch doch durch die Hoffnung einer so glückseligen Ewigkeit ermuntern, so zu leben, damit ihr diesen übergroßen Lohn im Himmel hoffen könnet. Amen.

Predigt

auf

das Fest aller Heiligen.

Text. Matth. 5.

Beati eſtis, quum maledixerint vobis homines, & perſequuti vos fuerint, & dixerint omne malum aduerſum vos, mentientes propter me.

Selig ſeyd ihr, wenn die Leute euch verfluchen, und verfolgen, und alles Böſe von euch ſagen, und wegen mir lügen.

Eingang.

Niemals haben die Stifter der verſchiedenen Religionen, in welche die Erde getheilet iſt, ſich durch eine ſo widerſinnige Lehre Anhänger zu ver-

verschaffen gesucht, als es Christus gethan hat. Und doch ist keine Religion weder an der Zahl ihrer Bekenner, noch an der Länge ihrer Dauer mit der christlichen zu vergleichen. Der Heide, um nach seiner Art, wie er meynte, selig zu werden, brauchte nichts weiter, als seinen Göttern Opfer zu schlachten, gegen gewisse Menschen ein Bischen Rechtschaffenheit zu beweisen, und gegen die bürgerlichen Gesetze seines Landes sich nicht zu versündigen. Uebrigens konnte er seinen Leidenschaften, und Begierden den Zügel schießen lassen, wie es ihm beliebte, und die Götzen, die er sich aufgestellet, ermunterten ihn sogar durch ihre Schandthaten, eben solche zu begehen. Machomed verlangte von seinen Anhängern, daß sie alle Tage dreymal bethen, sich fleißig waschen, eine gewisse Fasten halten, und keinen Wein trinken sollten. Haben sie dieses genau erfüllet; dann steht es ihnen frey, sich allen Gattungen der Schwelgerey, und der Unzucht zu überlassen, und sogar der Himmel, den er ihnen versprach, sieht einem Hurenhause ähnlicher, als einer Wohnung für vernünftige Menschen.

Nur Christus prediget eine ganz verschiedene Lehre, eine Lehre, die dem ersten Anblicke nach alle Menschen von ihm hätte wegschrecken sollen. Ihr seyd selig, saget er, das heißt, ihr habet eine gewisse Hoffnung, einmal selig zu werden, wenn

euch

euch die Menschen verfluchen. Wer Gott gefällt, kann den Menschen nicht gefallen, sie müssen ihn hassen, nicht unter sich gedulden, sie müssen ihn als einen unwürdigen Taugenichts verfluchen. Ihr seyd selig, wenn euch die Menschen verfolgen. Meine Anhänger müssen sich darauf gefaßt machen, daß man sie ungerechter Weise unterdrücken, verjagen, peinigen, und sogar tödten werde. Ihr seyd selig, wenn man alles Böse von euch sagen wird. Man wird das Gute, was man thut, Böse auslegen, und das Schlimme noch ärger machen. Ihr werdet Gottesverleugner, Kindermörder, viehische Wollüstlinge, und Feinde des ganzen Menschengeschlechtes gescholten werden, wie es den ersten Christen wirklich widerfahren ist. Kurz zu sagen. Ich verspreche denen, die mir anhangen wollen, Fluch, Verfolgung, Verleumdung, und den allgemeinen Haß der Welt. Und wenn sie dieser trifft, sind sie selig.

Und doch hat Christus bey dieser seiner dem Fleische so unangenehmen, so widersinnigen Lehre Anhänger aus allen Ständen, in allen Zeiten, und in allen Oertern, und zwar ohne Zahl gefunden. Die katholische Kirche stellet uns heute eine große Schaar vor Augen, die Niemand abzählen kann, alle Heilige zugleich, welche jene Seligkeit wirklich erhalten haben, die ihnen von Christo unter einer so

beschwerlichen Bedingniß versprochen worden. Sie sind selig, weil sie auf der Welt verfluchet, verfolget, und verleumdet waren. Christus that ein Versprechen; und hier sehen wir die Erfüllung desselbigen.

Es ist also nach dem Evangelium eine ausgemachte Sache: Ohne etwas zu leiden, ohne verfluchet, verfolget, und verleumdet zu werden wird Niemand selig. Ich habe sodann, wird sich mancher denken, die größte Hoffnung in den Himmel zu kommen, ich bin gewiß ein Jünger Christi, weil mir meine Feinde immer die Ehre abschneiden, weil sie mich hassen, und verfolgen. Nein, meine Geliebten, darum noch nicht. Die Obrigkeit verfolget einen Mörder, einen Dieb, ihr tadelt boshafte Menschen, und hasset sie. Sind diese darum gleich selig? Christus setzet in meinem angeführten Texte noch etwas bey: Wenn euch die Leute verfluchen, verfolgen, lästern, und lügen meines Namens wegen. Er will, wir sollen nicht schlechterdings Schmach, und Verfolgung leiden; Sonst käme alles in den Himmel; weil Niemand ist, der nicht so etwas zu dulden hätte; sondern man muß unschuldig leiden, die Leute sollen lügen, und Unrecht haben, wenn sie uns verfolgen. Er will noch ferner, daß wir wegen ihm verfolget werden sollen. Meines Namens wegen.

Ziehen

Ziehen wir also aus diesem den Innhalt unsrer heutigen Betrachtung: Um Christi willen gehaßt werden, ist ein sicheres Zeichen der Seligkeit: Ihr seyd selig, wenn euch die Menschen verfluchen. Warum? Der, den die Welt so hasset, lebet nicht, wie die Welt, der erste Theil. Und wer nicht lebet, wie die Welt, wird selig, der zweyte Theil. Ave Maria.

Der erste Theil.

Der, den die Welt um Christi willen haßet, lebet nicht, wie die Welt.

Der letzte Beweggrund, warum die Menschen einander lieben, soll freylich allzeit dieser seyn, weil sie alle Kinder des nemlichen Vaters, und durch die gnädige Erlösung in Christo Brüder sind. Dieser letzte Beweggrund schließt aber einen andern nicht aus, den Gott selbst, um jenen leichter zu erreichen, uns in die Natur geleget hat. Wir lieben diejenigen sehr natürlich, welche ihren Neigungen, Gesinnungen, und Handlungen nach mit uns übereinstimmen, welche wollen, lieben, thun, was wir wollen, lieben, und thun. Entgegen ist es bey uns sehr oft schon genug, einen darum zu hassen, weil er anders denkt, als wir, etwas anders liebet, als wir, und anders handelt, als wir.

Eben so dörfen wir sicher schließen: Wenn die Welt, das heißt, wenn die weltlich, und fleischlich gesinnten Menschen Jemanden hassen, so lebet er nicht wie die Welt. Sonst würde sie ihn lieben: Wenn ihr von dieser Welt wäret, saget Christus, so würde ja die Welt das, was ihr angehöret, lieben. Aber weil ihr nicht von der Welt seyd, darum hasset euch die Welt. Er will damit sagen: Es ist nicht möglich, daß die Weltmenschen einen hassen, der nach ihren Grundsätzen lebet. Gleiche Handlungen, und gleiche Gesinnungen erwecken natürlicher Weise eine Uebereinstimmung der Gemüther, eine Neigung, und Liebe gegeneinander. Wenn ihr thut, was die Welt will, wird sie euch lieben. Seyd ihr aber nicht von der Welt, folget ihr ihren Lehren nicht, so wird sie euch hassen.

Wie sehr diese Vorhersagung Christi eintreffe, lehret uns die tägliche Erfahrung überflüssig. Sobald Jemand von der Welt gehasset wird, ist es sicher, er lebet nicht, wie die Welt. So bald er geliebet wird von der Welt, so zweifelt nicht, er lebet nach ihren Grundsätzen. Die Welt hat ihre Seligkeiten, wie Christus. Ich will sagen, sie lobet, und rühmet gewisse Leute als selig, und glücklich, und dieß darum, weil sie sich nach ihrem Willen richten. Selig sind, spricht die Welt, selig sind

die

die Reichen; denn ihnen gehört die Erde. Wer viele Güter besitzet, wer sich über andre zu erheben weis, dem wird es in der Welt niemal an Anbethern, Bewunderern, und Sklaven fehlen, die seinem Hochmuth schmeicheln, die um ihn herumkriechen, und um Gnade bey ihm betteln. Sein Schimmer blendet alle um ihn herum. Die Welt liebet ihn. Der wahre Arme bleibt verachtet, und kaum sieht man ihn ohne Widerwillen an. Der Arme im Geist, der sein Herz nicht an die Reichthümer hängt, der um Christi willen seiner Güter sich entschlägt, heißt ein blödsinniger Kopf, ein Phantast, der aus Aberglauben, und Dummheit sich nicht getraut, das zu genießen, was ihm doch Gott selbst gegeben hat. Jener lebet nach der Welt, und wird geliebet. Dieser lebet nicht nach der Welt, und wird gehasset.

Selig sind die Sanftmüthigen, saget Christus. Aber die Welt hat entgegen gesetzte Grundsätze: Selig, geschätzt ist der Mann, welcher keine Unbilde, keine Schmach, kein einziges misfälliges Wort auf sich sitzen läßt. Der Officier muß gegen den, der ihn beleidiget hat, den Degen ziehen, sonst verachtet man ihn allgemein als eine Lethfeige. Sanftmuth, oder vernünftige Antwort hilft nichts. Es ist eine wahre Raserey, sich mit dem andern zu schlagen, weil er mich beschimpfet hat. Hat er die

Wahrheit geredet, da er mich beschimpfet, so werde ich darum nicht unschuldig, wenn ich mich mit ihm schlage. Hat er die Unwahrheit geredet, so beweise ich durch das Schlagen doch nichts anders, als daß ich geschickter, als er war, weil ich ihn verwundet, oder ungeschickter, weil ich verwundet worden, ob ich aber unschuldig bin, das weis darum kein Mensch. Indessen schlägt man sich, weil es der Weltgebrauch so mitbringt, und man wird als ein ehrlicher, tapfrer Mann bewundert. Der Bauer und Handwerker wehret sich mit der Faust, und andre mit der Zunge. Selig sind die Rachgierigen, die Empfindlichen. Verachtet aber die, welche um Christi willen sich nicht rächen, und vergeben. Nach der Welt leben verdient ihre Liebe, nicht nach ihr leben, ihren Haß.

Selig sind, die Leid tragen. O meine lieben Zuhörer? Mit dieser Lehre kommet ihr in der Welt unmöglich fort. Ihr dörfet kein bußfertiges, und gekreuzigtes Leben führen. Genießet die Güter, so lange ihr sie habet. Besuchet alle Gesellschaften, esset, was niedlich, trinket, was angenehm, tanzet, spielet, unterhaltet euch. Sonst werdet ihr eine elende Figur in der Welt machen. Man wird euch Menschenfeinde, Sonderlinge, Bethschwestern, Tagdiebe nennen. Man wird euch sogar zu vertilgen suchen, wie ihr es an mehreren Klöstern sehen könnet.

könnet. Warum? Ihr seyd sonst nicht von der Welt, sie kann euch nicht lieben, und, weil sie kein Mittel weis, wird sie euch hassen.

Und wie altmodisch, wie abgenützt ist in den Augen der Welt schon jener Befehl Christi: Selig sind, die Hunger, und Durst haben nach der Gerechtigkeit? Hunger, und Durst nach Tugend! wer mag sich mit so etwas abgeben? Man hungert nach Geld, und kein Mittel ist zu niedrig, keine Gewaltthätigkeit zu himmelschreyend, kein Betrug zu boshaft, dem Nächsten das Seinige abzudrücken, um sich zu bereichern. Man dürstet nach Ehren, nach Wohllüsten. Und wer sich darinn ein Genügen zu verschaffen weis, der kann sich Rechnung darauf machen, die Welt nennet ihn glücklich, und selig. Die altväterische Gerechtigkeitsliebe bleibt mit Verachtung bedecket hinten stehen.

Waget euch einmal in eine Gesellschaft, worinn alles im Ueflusse leber, wo man sündtheuer spielet, und saget: Selig sind die Barmherzigen, gebet den Armen einen Theil eures Ueberflusses, den ihr unnütz verschwendet, ihr könnet unendlich viel Gutes damit schaffen. Ihr seyd gewiß noch glücklich, wenn man euch, als einen ungelegenen Prediger nicht zur Thüre hinausschmeißt. Wenigst wird man über euch böse, und Spott ist noch das we-

nigste, was ihr davon tragen werdet. Es geschieht euch aber auch recht. Warum schicket ihr euch nicht in die Welt. Wollet ihr von ihr geliebet seyn, so lebet wie sie.

Selig sind, die eines reinen Herzens sind. Selig sind die Friedsamen. Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden. Freylich selig. Aber nur in den Augen Gottes, und der Gerechten. Nimmermehr aber in den Augen der Welt. Oder wie sehr wird die Reinigkeit noch geschätzet? Die Schauspiele, wo sich alles vereiniget, das Herz weich, und für die Eindrücke des Lasters empfänglich zu machen, hat man sogar das Herz als eine Sittenschule für die Jugend zu empfehlen, und vergiftet für ein paar buhlerische, oder geschickte Stellungen, die sie erlernen, ihr Herz für ihr ganzes Leben. Lachet man nicht demjenigen in den Gesellschaften, welcher auf eine geschickte Weise Unflätereyen zu sagen weis? Wer schätzet denjenigen, der aus Liebe zum Frieden nicht an unsern Streitigkeiten, und Neckereyen Theil nimmt? Wer hat nicht einen Abscheu vor Verfolgungen, und Bedrückungen? Sie reimen sich mit dem Weltgeiste nicht zusammen. Die Welt liebet nur Leute ihres gleichen. Der, den die Welt hasset, lebet nicht, wie die Welt.

Der zweyte Theil.

Und wer nicht, wie die Welt lebet, wird selig.

Der sicherste Beweis, daß wir jetzt schon einen Anspruch auf den Himmel machen können, besteht darinn, daß wir nicht wie die Weltmenschen leben. Wir dörfen uns nur wieder aus dem göttlichen Worte selbst davon versichern. Verlanget Christus nicht von uns, wenn wir seine Jünger seyn wollen, daß wir die Gottlosigkeit, und alle weltliche Begierden verleugnen sollen? Verlanget er nicht, daß wir in dieser Welt unsre Seele verleugnen, wenn wir sie für das ewige Leben erhalten wollen. Was wollen diese, und unzählige andre Stellen des neuen Testamentes anders sagen, als jene Wahrheit bestättigen: Wer nicht, wie die Welt, lebet, wird selig? Und bedeuten iene acht Seligkeiten, oder jene acht verschiedne Wege zur Seligkeit, von denen das heutige Evangelium redet, etwas anders, als daß sie uns unterrichten, daß man selig wird, wenn man nicht, wie diese Welt lebet?

Wir wollen aber diese Lehre Christi mit Thatsachen beleuchten, wozu uns das heutige Fest Gele-

genheit genug an die Hand giebt. Heilige Religion! die du so viele Helden hervorbrachtest, und sie zu allen Zeiten, und in allen Theilen der Welt so berühmt machtest, lehre du uns selbst, durch was sich die Heiligen Gottes zu so einem Range empor geschwungen haben, in dem wir sie noch ehrfurchtvoll bewundern. Dich allein will ich in diesem ihrem Lobe gewidmeten Tage fragen, und du allein wirst durch mich reden, wenn ich ihren manigfaltigen Kampf in der Zeit, und ihre Siege in der Ewigkeit vorstellen werde. Kannten sie wohl diese Welt? Ja, David ein König kannte ihren Pracht, ihre Ergötzlichkeiten. Er ließ sich aber von jenem nicht blenden, und genoß diese nicht. Er aß sein Brod mit Asche, und vermischte sein Getränk mit Zähren. Man trifft fast in allen Psalmen Spuren von der Kreuzigung an, die er an sich ausgeübet. David lebte nicht, wie diese Welt, und wurde selig. Paulus, gleichwie er andern einrieth, sich dieser Welt so zu gebrauchen, als wenn man sie nicht gebrauchte, so verhielt er sich auch selbst in Ansehung derselben. Er kreuzigte sein eigenes Fleisch, und bracht es in die Dienstbarkeit, damit er nicht, indem er andern predigte, selbst verworfen würde. Er lebte nicht, wie diese Welt, und wurde heilig. Johannes bittet andre, diese Welt nicht zu lieben. Er liebete sie selbst nicht, weil die Liebe zu Christo alle Weltliebe bey ihm verdrängte. Er lebte nicht, wie

diese Welt, und wurde heilig. Doch wenn würde ich an ein Ende kommen, wenn ich von so vielen Heiligen eine besondre Meldung thun wollte?

Sehet vielmehr zugleich alle heilige Apostel. Sie verließen alles, und folgten Christo nach. Sehet so viele heilige Märterer, welche mitten in den Flammen, auf den Rädern, oder unter dem Schwerte ihren Geist aufgaben. Die Ehren, die Reichthümer, die Wohllüste, die ihnen diese Welt anboth, konnten sie nur zur Verachtung reitzen. Sehet so viele Bekenner. Sie giengen herum in härnen Kleidern, mit Fellen bedecket, und geängstet, lebten einsam in der Wüste, weil die Welt, wie der Apostel zu den Hebrärn schreibt, ihrer nicht würdig war. Sehet endlich so viele heilige Jungfrauen, die überzeugt von dem heil. Paulus, daß die Gestalt dieser Welt vergehen, überzeugt durch den heil. Johannes, daß sie mit allen ihren Begierlichkeiten vergehen würde, selbige verachteten, ihre Begierden unterdrückten und dem Lamme nachfolgten, wo es immer hingieng. Sie lebten alle nicht, wie diese Welt, und würden darum heilig.

Und wir. — Ach ich muß eine Anwendung machen, die für euch, und für mich sehr traurig ist, — und wir machen uns auch eine Hoffnung, die Seligkeit zu erlangen, da wir nach den Grund-

sätzen

säßen dieser Welt leben! verbergen wir unsre Schande nicht vor uns selbst. Mit was beschäftigen wir uns, als mit der Welt. Die Großen, und Vermöglichen bestreben sich entweder: noch mehr zu sammeln, oder das Gesammelte zu genießen. Die Tafeln wechseln mit dem Spiele, das Spiel mit der Jagd, die Jagd mit einem andern oft sündlichen Zeitvertreibe, und dieser mit dem Schlafe ab. Kaum, wenn es doch so weit kömmt, nimmt man sich Zeit, ein kurzes Gebeth zu Gott herabzuhudeln. Die Niedrigen sind ganz in ihre Geschäfte, in ihre Handarbeit vertiefet. Sie haben nicht Zeit, an Gott zu denken. Der Gelehrte ließt, schreibt, grübelt. Aber was thut er für den Himmel? Ach die Ungelehrten, saget der heilige Augustinus, stehen auf, und reißen das Himmelreich an sich, und die so vieles vom Himmel reden, und schreiben, werden davon ausgeschlossen. Indessen wollen wir doch alle in den Himmel. Wir wollen den Heiligen an der Herrlichkeit gleich werden, da wir ihnen an der Tugend so ungleich sind. Aber schrecklich ist die Drohung des Heilandes: Nicht jeder, der saget: Vater, Vater, der wird in das Himmelreich eingehen.

Beschluß.

Ja, so ist es, meine Geliebten, nicht jeder, nur jene werden selig, sind schon selig, welche die

Men-

Menschen verfluchen, sie verfolgen, alles Böse von ihnen sagen, und wegen Christo lügen; denn um Christi willen gehasset werden, ist ein sicheres Zeichen der Seligkeit; weil der, den die Welt hasset, nicht wie die Welt lebet, und der selig wird, der nicht, wie die Welt, lebet. Wie ich erwiesen habe.

Ach Herr! Laß nicht zu, daß wir nur bloße Zuschauer der Tugend, und Glorie der Heiligen sind. Ihre Herrlichkeit, die uns heute die Kirche zur Betrachtung vorstellet, ermuntre uns, in ihre Fußstapfen einzutretten. Werden wir mit den Aposteln Verfechter des Glaubens, Prediger des Glaubens, Eiferer für denselben. In unserm lüderlichen, und freydenkenden Jahrhunderte kann es uns niemal an Gelegenheit fehlen, einen vernünftigen Eifer für den Glauben zu zeigen. Uebertragen wir mit den heiligen Märterern unsre Kreuze, und Widerwärtigkeiten. Büssen wir durch freywillige Kreuzigungen des Fleisches mit den heil. Büsern unsre Sünden, überwinden wir mit den heil. Jungfrauen die Reizungen des Fleisches, leben wir mit einem Worte nicht, wie diese Welt, und der König aller Heiligen wird uns mit ihnen ewig krönen. Amen.

Predigt

auf

den Gedächtnißtag aller Verstorbenen.

Text. 2. Maccab. 12, 46.

Sancta ergo, & salubris est cogitatio, pro defunctis exorare, vt a peccatis soluantur.

Es ist also ein heiliger, und heilsamer Gedanken, für die Verstorbenen zu bethen, damit sie von den Sünden aufgelöset werden.

Eingang.

Schon vom Anfange der Kirche her hatten die Christen die löbliche Gewohnheit unter sich, für ihre verstorbenen Mitbrüder zu bethen, damit ihnen

ihnen Gott, entweder die Strafen ihrer schon bereueten, oder auch kleine nicht genug bereuete Sünden nachlassen möchte, weil sie gewiß waren, daß die Seelen der Verstorbenen in diesem Falle in dem Fegfeuer noch etwas zu leiden hätten, ehe sie zur Anschauung Gottes gelassen würden. Da dieses Gebeth anfangs jeder für sich, und jede Kirche im Namen ihrer Gläubigen einzeln verrichtete, hat endlich die katholische Kirche nach Jahrhunderten einen eigenen Gedächtnißtag alle Jahre festgesetzt, an welchem sie durch die ganze Christenheit ihre Opfer, und Gebethe für die Verstorbenen zu Gott schicket, und an welchem jeder Rechtgläubige, der noch Frömmigkeit hat, für seine verstorbenen Freunde, Bekannte, und andre zu bethen pflegt.

Ich sehe, meine christlichen Zuhörer, daß ihr euch eben zu dieser Absicht heute in der Kirche einfindet. Ihr wollet dem Opfer der heil. Messe zum Trost der Verstorbenen beywohnen, und die Gräber eurer Angehörigen besuchen. Ihr thut wohl daran. Es ist ein heiliger, und heilsamer Gedanken, für die Verstorbenen zu bethen, damit sie von ihren Sünden aufgelöset werden. Schon die Jüden glaubten, daß das Gebeth der Lebendigen den Verstorbenen nützlich sey. Darum schickte Judas der Maccabäer zwölf tausend Drachmen als ein Opfer für die Verstorbenen in den Tempel nacher Jerusalem,

um

um für ihre Sünden genug zu thun, wie es im zweyten Buche der Maccabäer erzehlet wird. Bey uns hat es noch neuerdings der Kirchenrath zu Trident entschieden, daß es ein Fege- oder Reinigungs-Feuer gebe, und daß den darinn leidenden Seelen durch das Gebeth der Gläubigen, und sonderlich durch das Gott angenehme Opfer des Altares geholfen werde (*a*).

Meine Absicht ist es nicht, euch diese gedoppelte Lehre der Kirche zu beweisen. Ich habe es zu einer andern Zeit schon gethan, und ich weis ohnehin, daß ihr darüber zu gut unterrichtet seyd, als daß ihr an einer, oder der andern zweifeln solltet. Ihr glaubet ein Fegfeuer, und seyd überzeugt, daß euer Gebeth den armen Seelen nützlich sey. Eben so wenig gedenke ich euch die Peinen des Fegfeuers recht schrecklich abzumalen, damit ich bey euch Mitleid gegen die leidenden Seelen erwecke. Es ist schon erwecket, und ihr seyd ja eben aus der Ursache da beysammen, weil ihr ihnen nach euren Kräften beyspringen wollet. Ich möchte euch viel lieber vor der Gefahr der Verführung auf die Zukunft warnen, damit euer Glauben an das Fegfeuer nicht wanckend gemacht, und euer Mitleid gegen die armen Seelen nicht gar getilget werde.

Ihr

(*a*) Seff. 25. Decret. de Purgat.

Ihr wisset es, daß in unsern Tagen, wo man sich die löbliche Mühe giebt, Aberglauben, und Mißbräuche unter den Gläubigen auszurotten, einige unberufene Verbesserer, welche nichts weniger als die reine Lehre ihrer Kirche kennen, gerade den aller ungeschicktesten, und gefährlichsten Weg einschlagen, Aberglauben, und Mißbräuche zu bestreiten. Anstatt ihren vielleicht unwissenden Mitbruder in Güte, und Sanftmuth zu belehren, wodurch sie ihn gewiß gewinnen würden, machen sie ihn lächerlich? Sie raffen armselige Geschichtchen aus Legenden, und alten Gebethbüchern zusammen, die freylich nie ein vernünftiger Mensch, die aber der Pöbel immer, wie seine andre Volksmährchen glauben wird, machen sich sodann über die Einfalt des Volkes lustig, ziehen über die Pfaffen, als gewinnsüchtige Betrüger los, und schicken ein Schrift nach der andern in die Welt aus. So geht es auch der Lehre vom Fegfeuer. Man stellet sie als ungegründet, und unvernünftig vor, man zeigt, wie lächerlich die Beschreibungen des Fegfeuers sind, die einige frommen aber einfältige Leute herausgegeben haben. Man sagt, der Glauben an das Fegfeuer sey eine Erfindung der Pfaffen, damit sie den Leuten ihr Geld für Seelmessen, Stiftungen und dergleichen ablocken. Und wer auch nicht so weit geht, machet doch beydes lächerlich. Die Folge bey den Gläubigen wird nothwendig diese

seyn, daß ihnen ihre so oft hämisch angetasteten Lehren nach, und nach verdächtig werden, daß sie das Fegfeuer für ein Unding, und Gebeth für die Verstorbenen für überflüssig ansehen.

Nichts wird diesem Uebel besser steuern können, als wenn ich euch die Lehre der Kirche rein vorlege, und erkläre. Die Kirche lehret nur, daß es erstens ein Fegfeuer giebt, und zweytens, daß das Gebeth der Gläubigen den Verstorbenen nützlich seyn könne. Alles andre ist Zusatz. Diese allein sind die Lehren der Kirche, und recht vernünftige Lehren. Höret nur die Beweise.

Der erste Theil.

Die Lehre, daß es ein Fegfeuer giebt, ist vernünftig.

Diejenigen, welche sich Mühe geben, die Lehre vom Fegfeuer zu bestreiten, finden entweder in dem Daseyn des Fegfeuers, oder in den Peinen desselbigen etwas unvernünftiges. Und sie irren sich beyderseits.

Die katholische Kirche nimmt nemlich an, daß Gott, wenn er auch dem Sünder durch Jesum seine Sünden schon nachgelassen, und ihn von der Strafe

der

der Hölle freygesprochen hat, nichts destoweniger noch zeitliche Strafen über ihn verhänge, welche neben dem, daß sie ihn bessern, und von künftigen Sünden abschrecken sollen, auch noch der beleidigten Gerechtigkeit Gottes genug thun müssen. Sie stellet sich die Sache so vor. Ein König, der von seinem Unterthanen beleidiget worden, wird diesem zwar auf Vermittelung seines Sohnes die Unbild vergeben; aber doch noch Genugthuung von dem Unterthan selbst verlangen, und ihm daher eine gelindere Strafe für sein Vergehen auflegen. Sie gründet sich dabey auf mehrere, und deutliche Stellen der Offenbarung. Nun kann es aber geschehen, daß der Tod so einen Menschen gähling von der Welt hinweg nimmt, ehe er noch die ihm von Gott auferlegte Strafe seiner Sünden ganz ausgestanden. Und da glaubt nun die Kirche, daß so ein Mensch den Rest der Strafe in jener Welt noch abbüssen müsse.

Eben so ist die Kirche der Meynung, daß ein Mensch zwar ohne eine schwere Beleidigung Gottes auf sich zu haben, dabey aber doch mit einigen läßlichen Sünden beladen dahin sterben könne. Diese läßliche Sünden, weil sie weder dem Endzwecke der Schöpfung, noch der Erlösung so schnurgerade widersprechen, wie die schweren, kann Gott auch nicht, wie diese mit der Hölle strafen. Damit nun Gott

sowohl wegen den noch nicht hinlänglich ausgestandenen Strafen, und wegen den noch nicht genug bereueten läßlichen Sünden ein Genügen geschehe, nimmt die Kirche, durch die Schrift, und Uebergabe belehrt, wie der Kirchenrath zu Trident sagt, einen dritten Ort an, wo die Seelen Gott genug thun, und, weil doch nichts Unreines in den Himmel, daß heißt, in den völligen Besitz der himmlischen Freuden eingehen kann, gereiniget werden.

Dieß ist nun die Lehre unsrer Kirche. Uebrigens bestimmet sie nicht, was dieser dritte Ort, den sie Fegefeuer nennet sey, noch wo er sey, noch in was eigentlich die Strafen der leidenden Seelen bestünden. Sie nennet ihn einen dritten Ort, um dadurch vielmehr den mittern Zustand der Seelen anzuzeigen, welche weder ganz unglücklich, wie die Verdammten, noch ganz glückselig, wie die Auserwählten sind. Es wäre übrigens der Lehre der Kirche nicht zu wieder, diesen dritten Ort auch in der Hölle, oder in dem Himmel zu suchen. Sie nennet ihn ein Fegefeuer, ohne daß man eben ein materielles Feuer darunter verstehen müßte.

Ich bitte jetzt alle diejenigen, welche so viel Anstössiges, und so gar Lächerliches in der Lehre vom Fegefeuer finden wollen, sie sollen mir doch sagen, was unvernünftiges darinn liegt, wenn wir

ein

ein Fegfeuer zulassen? Sagen sie mit unsern Glaubensgegnern, der Sohn Gottes habe schon für uns alle, auch für alle unsre verschuldete Strafen genugthan, und Gott verlange von uns keine Genugthuung mehr, so sagen sie etwas, das nur in einem gewissen Verstande wahr ist. Christus hat allerdings auch für die Strafen der Sünde genug gethan. Aber nur für die ewigen, daß wir nicht mehr mit den Peinen der Hölle gestraft werden können, so bald wir die Sünden bereuet haben. Aber daß uns noch zeitliche Strafen, nicht blos zur Verhütung künftiger Sünden, sondern auch zur Genugthuung für die vergangenen übrig bleiben, saget die Schrift zu deutlich. Zwar hätten unsre Genugthuungen nicht den geringsten Werth für sich, und ohne die Genugthuung Christi. Aber doch will Gott auch sehen, ob wir uns unter seine strafende Hand willig fügen, und bereit sind, die Unbild wieder gut zu machen, die wir ihm zugefügt, so viel an uns ist. Die willige Uebernehmung der Strafe ist ein Beweis, daß wir unsre Sünden wirklich bereuen. Liegt darinn etwas unvernünftiges? Etwas, das der vollgültigen Genugthuung Christi nachtheilig wäre?

Sagen sie, Gott strafe die läßlichen Sünden, in denen der Mensch, ohne sie genug zu bereuen, gestorben ist, entweder gar nicht, oder mit der Hölle,

so ist beydes ganz falsch. Mit der Hölle kann er sie nicht bestrafen, denn weil sie dem Endzwecke der Schöpfung, und Erlösung nicht so sehr entgegen gesetzt sind, als schwere Sünden, kann er sie nach seiner Gerechtigkeit nicht mit gleicher Strafe belegen. Ungestraft kann er sie auch nicht hingehen lassen, weil eben darum die Seele nicht ganz rein ist, und der Mensch sie gar nicht, oder nur unvollkommen bereuet hat. Die Seelen müssen also wohl in einem dritten Orte dafür büssen.

Vielleicht ist aber in der Meynung der Kirche über die Strafen des Fegefeuers etwas Ungereimtes? Das möchten uns freylich die Spötter gerne weis machen. Darum gehen alle ihr Spöttereyen auf eine gewisse Beschreibung des Fegefeuers, die freylich abgeschmackt genug ist, als wenn die Kirche auch so davon dächte. Dieses aber ist doch nicht ehrlich gehandelt. Die Kirche hat aus Abgang einer deutlichen Offenbarung über diesen Punct noch gar nichts endschieden, in was die Peinen des Fegefeuers bestehen, und läßt jedem Christen darüber seine eigene Vorstellungsart. Ich darf sagen, daß Seelen als pure Geister nur geistige Leiden haben, daß sie zwar von einem natürlichen, aber doch nicht von einem materiellen Feuer gequälet werden. Wie oft nennen wir im gemeinen Leben das Feuer der Liebe, des Zornes, der Eifersucht? Und dieses nur darum,

rum, weil diese Leidenschaften die Seele so empfindlich peinigen, und entkräften als gewöhnliches Feuer den Körper. Das Feuer, wodurch die armen Seelen gepeiniget werden, konnte also wohl das Feuer ihrer unersättigten Begierden seyn, die sie mit aus dieser Welt in jene hinüber bringen, nnd von denen sie da nach der Trennung vom Leibe nur desto empfindlicher gepeiniget werden müssen, weil es jetzt schon uns so viele Qual macht, etwas begierig verlangen und nicht erhalten können. Ihre Marter könnte aus der lebhaften Erkenntniß ihrer Sünden, und aus der Ueberzeugung entspringen, daß Gott mit Recht noch über sie zürne. Das Verlangen mit Gott vereiniget zu werden, und die Ungewißheit, wann es geschehen soll, könnten eine sonst fromme Seele gewiß stark genug peinigen.

Ich will noch eine andere Meynung vorbringen, welche einem Haupteinwurfe unsrer Glaubensgegner ausweichet. Sie berufen sich immer darauf, der Baum bleibe liegen, wie er fällt, das ist, der Mensch komme nach dem Tode gleich in die Hölle, oder in den Himmel. Man kann ihnen das ohne Bedenken zu geben, und das Fegefeuer wird doch bleiben. Die Glückseligkeit hat auch ihre Stufen und Grade im Himmel, wie auf der Erde. Es giebt eine unvollkommene Glückseligkeit, die noch mit Leiden verbunden ist. So nennet der Heiland selbst

diejenigen selig, die Verfolgung leiden, und folglich schließt eine unvollkommene Glückseligkeit nicht alles Leiden aus. Wenn ich mir nun das Fegefeuer als die niedrigste Stufe der in jener Welt für uns bestimmten Glückseligkeit vorstellte? Wenn ich sagte: Die Seelen erhielten nach der Trennung vom Leibe zwar gleich die gewisse Versicherung der Seligkeit, ja sie gelangten sogar zum Besitze derselben. Aber das Feuer ihrer unersättigten Begierden hinderte sie noch zu sehr, ihr Glück zu erkennen, und zu genießen? Der Schmerz über ihren unvollkommenen Zustand, über den Verschub der ganzen Glückseligkeit quäle sie noch, bis sie nach und nach eben dadurch immer mehr gereiniget, und der vollkommenen Glückseligkeit näher gebracht würden? Wäre hierinn etwas, daß der Vernunft nicht vollkommen gemäß ist? Ist diese Vorstellung des Fegefeuers nicht so beschaffen, daß sie gar nicht verdienet, spöttisch durchgelassen zu werden? Es ist also weder in dem Glauben an das Fegefeuer, weder in der Vorstellung der Peinen etwas unvernünftiges. Eben dieses behaupte ich auch von der zweyten Lehre der Kirche, von der Nützlichkeit des Gebethes für die Abgestorbenen.

Der

Der zweyte Theil.

Die Lehre vom Gebethe für Verstorbene ist vernünftig.

Wenn wir Katholische sagen, daß man für Verstorbene bethen soll, und daß diesen unser Gebeth nüzlich seyn kann, so behaupten wir, daß noch einige Verbindung, einige Gemeinschaft zwischen den Lebendigen, und Todten bleibe, daß wir unsern Mitbrüdern nicht nur so lange Gutes thun können, als sie unter uns herumwandeln, sondern auch noch, da sie uns der Tod entrissen hat. Wir wollen jezt nicht untersuchen, ob diese Lehre wahr ist, sondern dieses unterdessen annehmen. Aber daß der Glauben an diese Wahrheit sehr heilsam, ganz dem Christenthum, und der Vernunft gemäß sey, ist eine ausgemachte Sache.

Jezt stiften wir Verbindungen, und Freundschaft mit einander, weil wir einander brauchen, und einer dem andern in etwas helfen kann. Könnte jeder für sich alle seine Bedürfnisse selbst befriedigen, so würde es keine Gesellschaften, und Freundschaften geben. Die Freundschaft zwischen uns, und unsern Brüdern muß also um so viel enger geknüpfet werden, wenn wir überzeugt sind, daß sie uns

auch noch nach unserm Tode helfen können. Und dieses wird uns auffordern, uns gegen alle liebreich zu betragen, damit wir uns einmal desto gewisser auf ihre Hülfe Rechnung machen können.

Stellet euch einen reichen, und stolzen Mann vor. Weil er sich auf seinen Reichthum verläßt, sieht er stolz über andre Aermere weg, begegnet ihnen hart, und behandelt sie nicht viel besser, als Sklaven. Ich brauche sie alle nicht, denket er bey sich, Ich habe Güter genug, sie können mir doch nichts nützen, und nichts schaden. Würde er aber wohl so denken, wenn er sich erinnerte, daß er seinen Reichthum allen in dieser Welt zurücklassen werde, wo er äußerst arm seyn wird, und wo ihm die jetzt so verachteten Armen durch ihr Gebeth eine sehr große Hülfe leisten können? Gesetzt auch, wir brauchen einen gewissen Menschen nicht, so lange wir leben, er könne uns nichts helfen. Aber nach dem Tode werden wir vielleicht so arm seyn, daß uns ein einziges Vater unser desselben eine große Erleichterung schaffet. Ach wenn man dieses recht überlegte, wenn man immer bey dem Anblicke eines Menschen dächte, vielleicht kannst du mir durch dein Gebeth einmal nach meinem Tode einen wichtigen Dienst leisten, die geschwindere Erhaltung meiner Glückseligkeit hängt auch von dir ab, wie freundlich, und

leutse-

leutselig würde man einander begegnen, um ja Niemanden gegen sich zu seinem Schaden zu erbittern, sondern alle sich zu Freunden zu machen. Der Fürst würde seine Unterthanen höher schätzen, und nicht plagen, weil es auch von ihnen abhängt, ob er in jener Welt länger leiden soll, oder nicht. Der Herr würde seinen Diener, die Meisterschaft ihre Dienstbothen, Eltern ihre Kinder viel leutseliger behandeln; denn wenn nun jetzt gleich diese um die Gunst jener froh seyn müssen, so kann es doch noch umgekehrt werden, und der, dem man jetzt hilft, kann uns auch wieder helfen. Ich will mich kurz erklären, die Lehre, daß uns in jener Welt das Gebeth andrer nützen könne, ist das vortrefflichste Mittel, die Nächstenliebe unter uns zu befördern, und uns leutselig, verträglich, und liebreich gegen einander zu machen. Und eine Lehre, die so die eigentliche Absicht des Christenthumes befördert, die so schöne Wirkungen hervorbringen kann, so eine Lehre muß doch wohl christlich, und vernünftig seyn.

Allein ist sie auch eben so wahr, als sie schön, und vernünftig ist? Soll wirklich das Gebeth der Lebendigen den Verstorbenen etwas nützen? Man glaubet dieses darum leugnen zu dörfen, weil Gott jeden nur nach seinen Werken richten wird, nicht nach fremden. Der Mensch in jener Welt kann nichts mehr verdienen, kann sich selbst nicht besser

machen,

machen, als er ist. Noch viel weniger also wird fremdes Gebeth ihn Gott gefälliger machen.

Allerdings ist es wahr, daß uns Gott nur nach eigenen, nicht aber nach fremden Werken richten wird. Aber hier ist ja die Rede nicht mehr vom Richten. Die Seelen im Reinigungsfeuer haben ihr Endurtheil schon erhalten. Die Frage ist nur, ob Gott ihnen nicht auf das Gebeth der Gläubigen die rückständigen Strafen erlassen könne. Und sollte dieses nicht gewiß geschehen. Vermag das inständige Gebeth des Gerechten so viel bey Gott, daß er in Ansehung desselben das fürchterlichste Strafgericht von den fünf Städten abwenden will, kann Elias eine lang anhaltende Dürre durch sein Gebeth vertreiben, können überhaupt Lebendige durch ihr Gebeth die über andre verhängte Strafen hindern, warum soll dann eben dieses Gebeth nicht auch die Strafen der Verstorbenen mildern können? Liebet dann Gott diese seine Freunde, denen er den Himmel schon zu gesagt hat, nicht mehr? Für Lebendige, die sich selbst noch helfen können, soll das Gebeth anderer kräftig, aber für Verstorbene, welche eine fremde Hülfe desto nöthiger haben, da sie sich selbst nicht helfen können, soll es unkräftig seyn? Und was ist endlich all unser Gebeth für die Verstorbenen, auch das Opfer der heiligen Messe mit eingeschlossen, anderes, als eine Aufopferung

der

der unendlichen Verdienste, und Genugthuung Jesu Christi. Wir bitten Gott, daß er in Ansehung derselbigen die arme Seelen verschonen, ihr Marter mildern, oder aufheben wolle. Kann dieses fremde Verdienst den Sünder sogar rechtfertigen, wenn er es durch einen lebendigen Glauben sich eigen machet, warum soll das Gebeth der Gläubigen, oder vielmehr die Darstellung der Genugthuung Christi, welche durch die Kirche geschieht, nicht auch Gott bewegen können, einem schon Gerechten die noch rückständige Genugthuung zu erlassen? Ist das nicht wieder der christlichen Lehre, und der Vernunft gemäß?

Beschluß.

Hoffentlich habe ich euch die zweyfache Lehre der Kirche von dem Fegefeuer, und dem Nutzen des Gebethes für die darinn leidende Seelen so vorgestellet, daß ihr darinn gar nichts Anstössiges mehr finden werdet. Lasset euch also durch das muthwillige Gespött derjenigen nicht irre machen, die diese Lehren tadeln, weil sie sich falsche Begriffe davon machen. Bethet für die Verstorbene. Es ist ein heiliger, und heilsamer Gedanken, für sie zu bethen, damit sie von ihren Sünden aufgelöset werden. Bethet sonderlich heute für sie, vereiniget euer Gebeth mit dem Gebethe der ganzen Kirche. Gott

wird

wird vielleicht in Ansehung der Verdienste seines Sohnes ihnen ihre Qualen erleichtern, oder gar abnehmen. Ach welch ein Glück wäre es für euch, auch nur einer einzigen armen Seele zu der vollkommenen ewigen Glückseligkeit verholfen zu haben. Sie würde euch durch alle Ewigkeit dafür danken, würde durch ihr Gebeth im Himmel auch euch einmal desto geschwinder von den Strafen des Fegefeuers befreyen. Noch einen andern Nutzen solltet ihr aber doch auch aus der heutigen Predigt schöpfen. Ihr solltet lernen, daß kein Mensch so gering ist, der euch nicht in jener Welt durch sein Gebeth nützlich werden könnte. Machet also den Entschluß, alle auf ein neues desto aufrichtiger zu lieben, keinen zu beleidigen, keinen anzufeinden, damit ihr euch einmal auf ihre Fürbitte getrösten könnet. Amen.

Predigt

auf

das Fest des heiligen Bischofes Martinus.

Text. Luk. 11, 34.

Si oculus tuus fuerit simplex, totum corpus tuum luciduni erit.

Wenn dein Auge einfältig ist, so wird dein ganzer Leib helle seyn.

Eingang.

Die hartnäckigten Juden hatten schon Wunderzeichen genug gesehen, welche sie überflüssig hätten überzeugen können, daß Jesus der wahre Messias wäre. Und doch verlangten sie noch

noch andere, als wenn ihnen jene nicht genug gethan hätten. Jesus nimmt von dieser ihrer Halsstarrigkeit Anlaß, dem Volke einen recht heilsamen Unterricht zu geben, der in dem heutigen Evangelium enthalten ist. Er will sagen: Die Juden hatten sich wegen seinen Wundern schon lange bekehren sollen, und würden sich auch bekehret haben, wenn ihr Herz aufrichtig gewesen, und nicht mit Fleiß gesucht hätte sich ihm zu widersetzen. Wem es Ernst ist, die Wahrheit zu suchen, der wird sie auch leicht entdecken, sie wird ihm helle scheinen. Wer aber schon mit dem Vorsatz daran geht, sich nicht überzeugen zu lassen, der wird auch überall Finsterniß finden.

Die Auslegung des Evangeliums ist also diese: Ich habe gethan, was andre Leute thun, und habe mein Licht, das ist, meine Lehre, nicht unter dem Metzen verborgen, es steht helle da, damit es jedermann sehen könne, der in das Haus, in die Kirche, eingehen will. Meine Lehre ist für alle deutlich genug bewiesen. Es kömmt nur darauf an, ob euer Auge einfältig genug ist, daß ihr dieses Licht sehen wollet. Ist ein Aug nicht gesund, ist es mit schädlichen Feuchtigkeiten unterlaufen, so sieht man den Gegenstand weit anders, als er an sich selbst ist. Er kömmt uns größer, zitternd, gefärbt vor. Aber ein gesundes, einfältiges Aug sieht den Gegenstand

wie

wie er ist. Lasset ihr euch von euren Leidenschaften, und Vorurtheilen blenden, so ist es kein Wunder, wenn ihr in euren Finsternissen bleibet, und meine Lehre nicht annehmet. Sehet also zu, damit eure eingebildete Weisheit, nicht Thorheit, euer Licht nicht Finsterniß sey.

Solche Streiche spielet uns unser Herz nur gar zu oft. Es führet uns irre, daß wir die Wahrheit nicht sehen, wenn sie klar vor uns da liegt, oder daß wir sie doch wenigst nicht annehmen, wenn wir gleich von ihr überzeuget sind. Wir müssen also sehr auf unsrer Hut seyn, damit es uns nicht hintergehe.

Dieses ist die Lehre, welche uns Christus giebt, und sie verdienet um so viel mehr von uns recht erwogen zu werden, da so viele Uebel aus ihrer Vernachlässigung schon entstanden sind, und noch immer entstehen. Meynet ihr wohl den Jüden, oder allen Ketzern vom Anfange der Kirche bis auf unsre Zeiten habe es immer an hinlänglichen Beweisen gefehlt, die Wahrheit der christlichen Religion einzusehen? Meynet ihr, unsre Freydenker wären so unglücklich, daß sie sich nicht von ihrem Irrthume überzeugen könnten? Gewiß. Die Wahrheit lag jedem vor Augen da, liegt noch da. Aber nur ihr Herz hindert sie, selbige zu erkennen. Meynet ihr, manche

hätten nicht wirklich selbst gewust, daß sie Unrecht haben? Ganz gewiß gab es solche Ueberzeugte. Sie sahen die Wahrheit ein; aber ihr Herz gab es nicht zu, daß sie selbige annahmen. Euch selbst, meine geliebten Zuhörer, gehet es gar oft so. Ihr könntet wissen, was ihr thun, oder glauben solltet, ihr wisset es oft wirklich, und doch bleibet ihr in dem ersten Falle blind, und widerstrebet im andern der erkannten Wahrheit.

Ich will euch also heute die Abgründe des menschlichen Herzes ein wenig aufdecken, will euch die Tücke zeigen, die es uns spielet, damit ihr euch dafür bewahren könnet. Ist euer Herz einfältig, bereit die Wahrheit anzunehmen, und ihr nachzufolgen, so werden alle eure Handlungen gut seyn. Ich habe eben die Gelegenheit, euch an dem heil. Martinus, dessen Fest wir heute feyern, ein Beyspiel zur Nachahmung vorzustellen. Er zeigte überall ein einfältiges, gutes Herz. Der Innhalt meiner heutigen Predigt wird dieser seyn: Wir sollen, wie der heil. Martinus, ein aufrichtiges Herz haben; Sonst werden wir die Wahrheit oft nicht sehen, wenn sie vor uns da liegt. Ich werde dieses im ersten Theile abhandeln. Sonst werden wir sie nicht annehmen, wenn wir sie gleich sehen, dieß soll der zweyte Theil näher erklären. Glauben, und thun, was unsre Religion vorschreibt, ist für uns das allerwichtig-

ste.

ste. Also liegt uns auch daran, das auf die Seite zu räumen, was uns daran hindern könnte. Und dieß ist die Absicht meiner Predigt. Ich fange an.

Der erste Theil.

Wir sehen die Wahrheit nicht, wenn sie vor uns da liegt.

Der heil. Martinus war von heidnischen Eltern gebohren. Sein Vater wahr ein Soldat. Es läßt sich leicht vermuthen, daß man ihm von Jugend auf keine Grundsätze beygebracht habe, welche in ihm eine Hochschätzung des christlichen Glaubens erwecken konnten. Vielmehr zeigten die Eltern die größte Abneigung gegen das Christenthum, indem Martinus gegen ihren Willen bey den Christen um die Taufe anhielt. Es waren damals die Verfolgungen gegen die Christen zwar nicht mehr; jedoch waren ihnen die Heiden noch sehr abgeneigt. Bey diesen Umständen mußte es den heil. Martinus viele Ueberwindung kosten, zur Religion der Christen zu übertretten. Er that es aber doch. Schon als ein zehnjähriger Knab flüchtete er sich auch wider ihren Willen in eine christliche Kirche, um mit andern den Unterricht in dem Glauben zu genießen. Woher diese plötzliche Veränderung? Die Wahrheit des christlichen Glaubens lag klar bewiesen vor sei-

nen Augen da. Die Eitelkeit, Unschicklichkeit, und Gottlosigkeit des Götzendienstes hatte er von Christen oft beweisen gehört. Er sah ein, daß die christliche Religion allein zur wahren Tugend führte. Und weil er ein einfältiges noch nicht verdorbenes Herz hatte, machte diese Wahrheit auch Eindruck auf ihn.

Aber bey uns herrschen oft schädliche Vorurtheile, welche das Herz schon so verdorben haben, daß auch die helleste Wahrheit nichts mehr auf selbes vermag. Die Wahrheit kann klar da liegen, wir sehen sie nicht. Die Juden, als sie wirklich schon die Zeichen des Heilandes seine Wunder gesehen hatten, wurden darum abgehalten, ihn für den Messias anzusehen, weil er der Sohn eines Zimmermanns wäre. Sollte wohl Gott, dachten sie, einen Menschen von so geringer Herkunft zu seinem Gesandten machen? Ach diese Stimme kann man jetzt nur gar zu oft hören. Die erklärten Feinde der Religion verschmähen sie darum, weil sie im Anfange nur gemeine Leute, als Fischer, Gärber, Zeltenmacher, Rätherinnen u. s. f. angenommen hätten, nicht aber angesehene Männer, und große Weltweisen. So falsch auch dieses an sich ist, so ist doch das Vorurtheil, welches ihnen die Wahrheit verbirgt, noch unverzeihlicher. Wie? sollte die christliche Religion darum nicht wahr seyn, weil sie

von armen Leuten angenommen wird? Ist dann die Religion nicht um Seelen glücklich zu machen? Hat die Seele eines Weltweisen, eines großen Mannes vor Gott etwa mehr Werth, als die Seele eines Armen? Kann Gott nicht die aufgeblasenen Weltweisen, und die stolzen Reichen verschmähen, und den Armen Gnade geben, ihn zu erkennen? Andre werden blos durch das Vorurtheil geblendet, und erkennen die Wahrheit nicht, weil sie schon voraussetzen, die Religion ihrer Eltern, und Vorelstern müsse die wahre seyn. Und kann man nicht unter uns oft die Sprache hören: Die Pfaffen sind Dummköpfe, sie schreyen ums Geld etwas von der Kanzel herab? Und so glaubt man sich entschuldiget, wenn man oft ein ganzes Jahr hindurch das Wort Gottes nicht anhöret. Man bildet sich ein, viel zu gescheide, und erhaben zu seyn, als daß man von einem einfältigen Pfaffen noch erst lernen könnte, oder müßte. So liegt die Wahrheit oft helle da, man dürfte nur die Augen öffnen, um sie zu sehen. Aber das Herz ist nicht demüthig, nicht einfältig, nicht gelirnig, wie es Christus haben will, und darum gehet man über jene weg.

Eine andre Gattung Leute erkennen die deutlich bewiesene Wahrheit nicht, weil sie ihnen zu gemein, zu einfältig scheinet. In diesen Fehler verfielen die meisten aus den erstern Ketzern. Die Wahrheiten

des Christenthumes, daß nur ein Gott seye, daß Jesus die menschliche Natur angenommen, um uns zu erlösen, waren ihnen viel zu einfältig, und gemein. Sie erdachten allerhand Geschlechtsregister, und Untergötter, der Sohn Gottes mußte bald nur zum Scheine Mensch geworden, bald nicht gestorben, nicht gekreuziget worden seyn. Die Arianer leugneten Christo die Gottheit, und sein Daseyn von Ewigkeit her ab. Diese Ketzerey richtete eben zur Zeit des heil. Martinus gar großen Schaden in der Kirche an. Er aber hatte ein helles Auge. Er unterwarf sich den Aussprüchen der Kirche, und der Leitung des rechtgläubigen Bischofes Hilarius, und so erkannte er auch die Wahrheit.

Da vergleiche man jetzt wieder das Betragen so vieler Menschen mit dem des heil. Martinus. Sie verschmähen die Wahrheit, wenn sie auch noch so gewiß ist, blos weil sie ihnen zu gemein, und einfältig ist, und suchen etwas erhabenes für sich. Die Ungläubigen verlangen, Gott sollte noch immer Wunder vor ihren Augen wirken; Auf das Zeugniß andrer, auf welches sie sich doch alle Augenblicke verlassen müssen, wollen sie in Religionssachen gar nichts annehmen. Es soll ihnen so klar bewiesen werden, wie in Gott nur eine Wesenheit, und drey Personen sey, als sie überzeugt sind, daß zweymal zwey vier ist. Sonst verwerfen sie hochmüthig

müthig alle Beweise. Auch uns ist die einfache, und natürliche Lehre Jesu oft viel zu gemein. Wir übersehen sie darum, und gerathen auf Irrthümer. Jesus will von uns Reue über die Sünden, Bekenntniß derselben, und wahre Besserung des Herzens. Das war einigen strengen Sittenlehrern etwas viel zu gemeines. Gott hat uns den Genuß zeitlicher unschuldiger Freuden erlaubet, damit wir uns damit wieder zum Guten ermuntern, und stärken sollten. Auch das war ihnen zu gemein. Jesus verlanget von dem größten Theil der Menschen keine außerordentliche Handlungen. Er ist zufrieden, wenn jeder seine Standespflichten genau erfüllet, und durch ihn Gnade suchet. Nein, diese leichte, faßliche Sittenlehre war einigen viel zu gemein, sie giengen also weiter, und führten eine finstere, traurige dafür ein. Der Mensch sollte immerfort seufzen, und weinen, sollte mit der Geißel in der Hand sich unmenschlich zerfleischen, sollte allen Vergnügungen dieser Welt entsagen, die sonst erlaubet sind, sollte sich gar in eine Wüste verkriechen; gemeine, häusliche Tugend, Erfüllung der Standespflichten bemerkten sie kaum, und achteten sie ihrer Hochschätzung nicht würdig. Wenn schon in allen jenen Dingen etwas wahres, und Gutes ist, so soll man doch auch das Beste nicht übertreiben. Die Wahrheit bleibt immer in der Mitte. Die Sittenlehre Jesu ist niemal so strenge, daß

sie unsre durch seine Gnade gestärkte Kräfte übersstiege; aber auch niemal so nachgiebig, daß sie uns irgend eine Art von Sünde erlaubte. Nur der stolze, der für sich selbst eingenommene Mensch kann das Mittel verfehlen, und sie übertreiben, weil sein Herz nicht einfältig ist.

Einige Menschen endlich erkennen die Wahrheit nicht, so deutlich sie ihnen vor Augen liegt, weil sie das Vorurtheil haben, es sey zu schwer, und unmöglich die Wahrheit zu finden. Sie sagen, es gebe in Religionssachen so vielerley Partheyen, eine jede wolle Recht haben, und so wisse man am Ende gar nicht, woran man sey. Viele wollen ihre Gleichgültigkeit in Glaubenssachen, oder gar ihren Unglauben damit beschönigen, daß sie sagen: Die Christen sollten selbst unter sich übereinkommen, ehe sie verlangten, daß man ihren Glauben annehmen sollte.

Da haben wir wieder das Vorurtheil, das Aug, das geblendet wird, und nicht einfältig ist. Hat dann Martinus die Wahrheit darum nicht finden können, weil es zu seiner Zeit so viele Ketzer, und Ungläubige neben der wahren Kirche gab? Die Arianer, die unter sich selbst wieder in so vielerley Parteyen getheilet waren, die Donatisten, die Priscillianisten, und so viele andre Secten behaupte-

ten

ten alle, die Wahrheit auf ihrer Seite zu haben. Nichts destoweniger tratt er allein in die katholische Kirche ein, welche sichere Kennzeichen an sich hatte, aus denen er abnahm, daß sie allein die wahre Kirche sey. Entschuldiget euch nicht damit, daß es wegen den vielen Parteyen der Christen nicht möglich sey, die Wahrheit zu finden. Suchet euch zu erst von dem Daseyn einer Offenbarung zu überzeugen, und dann werdet ihr auch gleich unfehlbare, in dieser selbst angegebene Zeichen finden, welche euch lehren, wo ihr die Wahrheit rein, und unverfälschet suchen müsset. Aber, wie ich schon gesagt habe, Vorurtheile trüben nur gar zu oft das Aug, daß es die Wahrheit nicht einsieht, wo sie doch klar da liegt. Desto gefährlicher ist aber das Uebel, wenn wir die Wahrheit wirklich erkennen, und sie doch verwerfen, eine Sache, die sich sehr oft zuträgt.

Der zweyte Theil.

Wir sehen die Wahrheit, und nehmen sie doch nicht an.

Unser Herz ist so beschaffen, daß es gar oft der erkannten Wahrheit widerstrebet, weil sich schon die Leidenschaften desselben bemächtiget haben, und den Wahrheiten, welche ihnen zu wieder sind, kei-

nen Eingang mehr gestatten. Einige nehmen die Wahrheit nicht an, weil sie gegen selbige aus Bequemlichkeit gleichgültig sind. Andere, weil sie im Widersprechen ihre Freude finden, und die Dritten, weil sie ihren Neigungen entgegen ist. Lasset uns von den letztern, derer Anzahl die größte ist, zu erst reden.

Wenn dein Aug böse ist, so wird dein ganzer Körper finster seyn. Eine einzige Leidenschaft, die in dem Herzen herrschet, kann uns verleiten, die gewissesten, und erkanntesten Wahrheiten zu verwerfen. Es ist keine Verleumdung, sondern eine oft genug bestätigte Wahrheit, daß immer der größte Theil derjenigen, welche das Christenthum verwerfen, selbiges bestreiten, weil es ihren Leidenschaften einen Zügel anlegen will. Glaubet es nur nicht, daß die Freydenker an Höfen, die im Soldatenstande, daß die jungen muthwilligen Freydenker, und Freydenkerinnen, die so gerne über den Glauben spotten, ihn aus Abgang der Ueberzeugung verwerfen. Es fehlt da nicht im Verstande, sondern im Herzen. Sie müßten ihre schändliche Ausschweifungen meiden, müßten ihre bösen Gewohnheiten ablegen, müßten ihre ehebrecherischen, oder unerlaubten Verbindungen aufgeben, mit einem Worte, sie müßten ihren Leidenschaften Gewalt anthun. Nun sind sie aber schon so verzärtelt, oder vielmehr schon so verdor-

ben, daß sie ihre Besserung für unmöglich halten. Darum anstatt etwas für die Religion zu lesen, und darüber nachzudenken ist ihnen jede Schrift, jeder Grundsatz willkommen, der sie von diesem beschwerlichen Joche befreyet. Im Anfange handeln sie freylich gegen ihre Ueberzeugung, da sie die Religion verwerfen. Nach und nach kommen sie in der Bosheit immer weiter, und zulezt glauben sie gar, sie hätten Recht. Wie viele der erklärtesten Freygeister haben dieses auf ihrem Todbette selbst eingestanden? Diese sollten nur zuvor ihr Herz bessern, und sie würden bald die Religion annehmlicher finden.

Ihr, christliche Zuhörer, dörfet nicht glauben, daß ihr euch nicht auch oft in der nemlichen Lage befindet. Zweifelt ihr dann, ob alles dasjenige wahr sey, was Christus gelehret hat? O nein, ihr würdet das für eine Gottlosigkeit halten. Aber wenn man euch nun saget: ihr solltet euren Feinden vergeben, sollet euch nicht rächen, sollet das ungerechte Gut zurückstellen, sollet den Nebenmenschen nicht um sein Glück beneiden, sollet seine Ehre nicht verlezen. — Was geschieht von diesem allem? Nichts. Wo liegt die Ursache? Gewiß nicht darinn, daß ihr diese Gebothe nicht für göttlich, oder nüzlich halten solltet. Davon seyd ihr überzeugt. Aber die Leidenschaft hat euer Herz schon zu stark eingenommen, und darum widersetzet es sich den richtigsten

Wahr-

Wahrheiten. Ihr wollet euch keine Mühe geben, eure Neigungen zu überwinden.

Ganz anders verhielt sich der heil. Martinus. Man rühmet von ihm, daß er jede ihm zugefügte Unbild willig übertragen, auch wenn ihn der geringste Geistliche beleidigte, ob er gleich Bischof war, ja daß er sogar über die Sünde seiner Verleumder weinte. So wenn man seine Leidenschaften zu bezwingen weis, wird man freylich die Religion Jesu erst schön, und liebenswürdig finden. Ein anders Beyspiel von ihm stellet uns noch sein Lebensbeschreiber Sulpitius vor. Hilarius Bischof von Poitiers befahl ihm die höhern Weihen anzunehmen, wodurch er auch einen grösern Rang unter der Geistlichkeit erhalten hätte. Allein das war sein Verlangen gar nicht. Er bleibt vielmehr in einem der niedrigsten Grade unter den Geistlichen stehen, und selbst als er Bischof werden sollte, sträubte er sich sehr dawider. Da sehen wir wieder das demüthige, und einfältige Herz des heil. Martinus.

O daß dieses so viele nicht haben! Ihr Herz ist von Solz eingenommen, und dieser verleitet sie, gewisse Wahrheiten zu verwerfen. Sie glauben, daß sie sich dadurch einen besondern Namen erwerben würden, wenn sie andern widersprechen. Dieser abscheuliche Stolz hat schon eine Menge Ketzereyen

seyen in der Kirche erzeugt. Hochmüthige Leute wollten nicht auf dem ebenen Wege fortgehen, den andre Christen betratten. Um also sich vor andern auszuzeichnen, widersprachen sie der gemeinen Lehre der Kirche, und behaupteten Irrthümer. Dieß ist noch heut zu Tage gar oft üblich. Mancher Mensch, der sich weder durch seine Thaten, noch durch seine großen Talente besonders auszeichnen könnte, und vielleicht unter dem Haufen der übrigen unbemerkt bleiben würde, machet einen Freygeist, spottet über die Religion, und sehet! er hat augenblicklich, was er verlanget. Seine Spießgesellen rühmen ihn als einen tiefdenkenden, wahrheitsliebenden Mann, und er wird nun bekannt, so wie ungefähr ein großer Strassenräuber durch seine Verbrechen bekannt wird. Und ist es bey euch, meine Zuhörer, oft etwas anders, als Stolz, der euch verhindert, die erkannte Wahrheit anzunehmen? Hat man euch eures Irrthumes überzeuget, so schämet ihr euch, es zu bekennen. Ihr suchet neue Gründe auf, euch zu vertheidigen, und so geschieht es, daß ihr immer mehr, und mehr von der Wahrheit euch entfernet. Fasset doch jene Wahrheit recht. Jeder Mensch kann irren, und muß sich also auch von andern belehren lassen. Der erkannten Wahrheit huldigen, ist niemals eine Schande. Und sollte euch auch ein sonst einfältiger Mensch zur Erkenntniß der Wahrheit gebracht haben. Oft offenba-

ret Gott einem Einfältigen, was er dem Stolzen versaget.

Nun muß ich euch noch zeigen, wie die Menschen oft die helleste Wahrheit nicht annehmen, weil sie gegen dieselbe gleichgültig sind. Der heil. Martinus gab sich alle Mühe, die Wahrheit des Christenthumes einzusehen. Schon frühzeitig wohnte er dem Unterricht der Neulinge bey, und nachher konnten ihn keine Geschäfte von der Nachforschung in dem göttlichen Worte mehr abhalten. Aber da sehe ich nun gerade bey so vielen Christen das Gegentheil. Einige sind ganz in ihre zeitlichen Ergötzlichkeiten vertiefet, andre glauben ihre ganze Glückseligkeit bestehe in Anhäufung der Reichthümer, und in dem Besitz der Ehrenstellen. Davon allein ist ihre ganze Seele voll. Dabey nehmen sie sich nun nicht Zeit, sich auch um die Wahrheit der Religion, und was noch wichtiger ist, um ihre Ausübung zu bekümmern. Das alles ist für sie etwas gleichgültiges. Und ist das nicht der Zustand der meisten unter den Reichen, und Ansehnlichen, die sich zum Christenthume bekennen? Sie leugnen die Wahrheiten desselbigen nicht. Nur sind sie für sie zu gering, zu unbedeutend.

Beschluß.

Befleißet euch also vor allem, meine liebe Christen, ein einfältiges, unverdorbenes, geliernis-

ges

ges Herz zu haben, wenn ihr die seligen, und trostreichen Wirkungen eures Glaubens an euch erfahren wollet. Wenn euer Aug einfältig ist, so wird euer ganzer Leib helle seyn, das heißt, wenn euer Herz euch nicht daran hindert, so werdet ihr die Wahrheit erkennen, und annehmen. Sonst können Vorurtheile machen, daß ihr sie nicht einsehet, und für zu gemein, oder zu schwer haltet. Oder ihr könnet die Wahrheit einsehen; allein, weil sie euren Neigungen widerspricht, weil ihr eure Freude an dem Sonderheitlichen habet, weil ihr die Ausforschung der Wahrheit für etwas gleichgültiges haltet, sie doch nicht annehmen. Von diesem Augenblicke an, o Herr, wollen wir dir versprechen, unser Herz vor dir zu demüthigen. Rede, dein Knecht höret dich. Gewarnet durch so viel Beyspiele derjenigen, welche entweder die Wahrheit nicht erkannt, oder nicht angenommen haben, wollen wir uns nur an dich halten. Wo sollen wir sonst hingehen? Du allein hast die Worte des ewigen Lebens. Rede selbst, rede durch deine Kirche zu uns. Wir werden dich hören, deine Wahrheiten annehmen, und befolgen. Amen.

Pre-

Predigt

auf

das Fest Mariä Opferung.

Psalm. 118, 175.

Vivet anima mea, & laudabit te.

Meine Seele wird leben, und dich loben.

Eingang.

Wir begehen heute das Fest der Aufopferung Mariä in dem Tempel. Es wird erzählet, sie hätte sich schon in ihren frühesten Jahren Gott geopfert, das heißt, sie hätte ihr ganzes Leben dem Herrn geweihet, und ihm zu dienen versprochen. Es mag sich nun mit dieser Erzählung verhalten, wie es will, so ist doch so viel

gewiß,

gewiß, daß sie sich, sobald sie den Gebrauch ihrer Vernunft erhalten, entschlossen habe, durch ihr ganzes Leben Gott zu dienen. Diese ihre Aufopferung stellet uns heute die Kirche zur Nachahmung vor. Das ist die Absicht, warum sie dieses Fest eingestellet hat. Wenn wir marianische Pflegkinder seyn wollen, müssen wir auch unser Leben Gott aufopfern — uns vornehmen, nur zu leben, damit wir ihm dienen. Unsre Seele soll nur leben, ihn zu loben.

Maria hat sich aber nicht so dem Dienste Gottes gewiedmet, daß sie ihr ganzes Leben nur in dem Tempel zugebracht, nur gebethet, und sich übrigens der Welt ganz entzogen hätte. Nein! Sie gieng nicht aus der Welt. Sie gieng ihren Eltern mit ihrer Arbeit noch an die Hand, sie heirathete, erzog ihren Sohn, war eine fleißige Hausmutter, that alles, was die Pflichten ihres Standes mitbrachten. Und da möchte ich euch gerne, meine Lieben, eine Meynung benehmen, die ihr habet. Ihr bildet euch oft ein, wenn ihr von heiligen Leuten höret, als wenn sie nur immerfort gebethet, sich kasteyet, und mit der Welt, mit weltlichen Geschäften gar nichts zu thun gehabt hätten. Und dann verzweifelt ihr, ob ihr auch so fromm, und heilig, wie sie werden könntet. Ihr saget wohl gar manchmal in eurem frommen Eifer: Ich habe

so viel Hausgeschäfte, so viele Sorgen für Kinder, und Gesinde, daß ich nichts bethen kann. Wenn ich doch nur immerfort bethen könnte. Dann wäre es leicht heilig zu werden. Aber jetzt ists mir unmöglich. O ihr lieben Leute, das ist ganz falsch: Es ist ein schädlicher Betrug. Die Heiligen, die ihr jetzt in dem Himmel bewundert, und verehret, selbst die seligste Jungfrau Maria, waren gerade solche Leute, wie ihr seyd, lebten, wie ihr lebet. Bildet euch doch nicht ein, daß die Heiligkeit in dem bestehe, daß ihr immer bethet, immer mit Geißeln, und Bußwerken euren Leib züchtiget. Fleißig arbeiten, die Pflichten seines Standes erfüllen. — Ein guter Bauer, Handwerksmann, Handelsmann, ein guter Soldat, Beamter, Bürger — eine gute Magd, Hausmutter oder Mutter seyn, ist auch gebethet, mehr gebethet als einen Rosenkranz nach dem andern herunter plaudern, und dabey das nicht thun, wozu uns Gott auf die Welt gesetzt hat, nicht arbeiten.

Bethen ohne Arbeit ist nichts. Aber Arbeiten ohne Gebeth ist eben so wenig. Wir sind nicht für diese Welt allein erschaffen. Darum sollen wir nicht allein arbeiten. Wir sind zur Verehrung Gottes allein erschaffen. Er will aber, daß wir ihn durch Arbeit, und Gebeth zugleich verehren. Und

darum

darum müssen wir beydes zugleich thun, und durch beydes zugleich können wir uns glückselig machen.

Glückselig, werdet ihr denken, glückselig durch Arbeit, die mir so beschwerlich wird. — Ich muß mein Brod so sauer verdienen? Glückselig durch Gebeth. Und es fällt mir so schwer, wenn ich öfters bethen soll? Ja, noch einmal sage ich es, glückselig könnet ihr euch durch beydes machen. Und eben das muß euch euer Leben schätzen lehren. Dieses ganze Leben befördert unsre Glückseligkeit. Wir leben nur um glückselig zu seyn, und noch glücklicher zu werden.

Ich kanns sogar nicht leiden, wenn ihr euch in euren Trübsalen, und Widerwärtigkeiten den Tod wünschet. Und ihr thut das so oft. Gewiß, ihr verstehet nicht, was ihr saget, und kennet den Werth eures Lebens nicht. Widmet es ganz dem Dienste Gottes, thut das, wozu euch Gott das Leben gegeben hat, und ihr werdet unfehlbar glückselig seyn, keine Ursache haben, euch den Tod zu wünschen. Maria geht euch mit ihrem Beyspiele voran. Sie schenket und opfert ihr Leben Gott. Thut das auch, und alsdann werdet ihr erst empfinden, wie viel euer Leben werth ist. Ja es ist unendlich viel werth. Es machet uns in dieser Welt schon glücklich, der erste Theil, es bereitet uns zu einem noch größern

Glücke vor, der zweyte Theil. Glücklich möchtet ihr doch gerne seyn, ihr seyd Menschen, und könnet eure Natur nicht verleugnen. Lasset euch also den Weg zur Glückseligkeit weisen. Er besteht darinn, daß ihr euer Leben recht schätzet. Ave Maria.

Der erste Theil.

Das Leben machet uns jetzt schon glücklich.

Wir können in diesem Leben so viel Wahres, und Gutes lernen. Warum sollte uns dieses Leben nicht glücklich machen? Wenn ihr doch glaubet, daß ihr etwas mehr, als euer Vieh seyd, das ihr auf die Weide treiben lasset, oder in eurem Hause ernähret, besser als Hunde, und Katzen, Mücken, und Spinnen, so müsset ihr eure Glückseligkeit nicht in dem setzen, worinn es das Vieh setzet. Wenn das zu Fressen, und zu Saufen hat, wenn es seines gleichen findet, um den Zeugungstrieb zu sättigen, und nichts leiden darf, dann ist es herzlich zufrieden. Soll darinn auch unsre einzige Glückseligkeit bestehen? Haben wir unsre vernünftige Seele umsonst? Giebt es nicht auch Vergnügungen der Seele für uns? Freylich giebt es solche. Du o Herr hast uns ja nur ein wenig geringer, als die Engel gemacht, rufet David auf.

Und

Und diese Aehnlichkeit mit den Engeln besteht darinn, daß wir denken, vernünftig denken können. Wir lernen von dem ersten Gebrauche unsrer Vernunft an sehr viel Wahres. Oder wisset ihr dann jetzt nicht viel mehr Wahrheiten, als ihr in eurer Kindheit gewußt habet? Das Unglück, und der Schaden hat euch klug gemacht. Eure Geschäfte, eure Bedürfnisse haben euch denken, überlegen, forschen gelernet. Täglich erfahret ihr mehr, und lernet mehr. Ihr lernet in diesem Leben sehr viel Gutes. Ihr erkennet Gott aus seinen Werken, seine Güte aus dem, was er an euch, und andern thut, seine Allmacht aus den schrecklichen Naturbegebenheiten, seine Weisheit, weil er alles, was euch noch so böse scheint, wieder zu eurem besten lenket, und daraus lernet ihr ihn lieben. Täglich findet ihr neue Gelegenheiten, und neue Antriebe, fromm, und tugendhaft zu werden, täglich Veranlassungen, vollkommener, und Gott ähnlicher zu werden. Das kann kein Thier, es mag leben, so lange es will, so bleibt es immer wie es war, es lernet nichts von Liebe Gottes, nichts von Tugend. Soll also unser Leben nicht einen großen Werth in unsern Augen haben?

Wir können in diesem Leben so viel Gutes thun, und wirken, eine neue Ursache, es sehr hoch zu schätzen. Wir können in diesem Leben so viel

Gutes thun für uns. Davon habe ich schon geredet. Auch so viel Gutes für andre. Wenn ihr, meine Lieben, andern recht viel Gutes thun wollet, so braucht es eben nicht, daß ihr reich, Fürsten, oder Obrigkeiten seyd. In jedem Stande, in jedem Berufe könnet ihr andern thun, was die Liebe Gottes, und die Menschenliebe von euch erfordert, und das ist schon sehr viel Gutes. Zeiget in eurem Leben Ordnung, Fleiß, Arbeitsamkeit, Treue, Gewissenhaftigkeit bey euren Geschäften gegen alle, die mit euch zu thun haben, oder euch etwas angehen. Euer schönes, christliches Beyspiel wird schon alle erbauen, und sie ermuntern, euch nachzufolgen. Was können nicht eure Werke, eure Worte bey euren Kindern, bey euren Dienstbothen, Freunden, und Mitbürgern wirken? Gute von euch erzogene Kinder werden einmal gute Eltern, ziehen wieder fromme Kinder, und so kanns ins unendliche fortgehen. Eine einzige gute Handlung von euch in eurem Leben kann ihre guten Wirkungen, wann ihr schon lange faulet, noch nach hundert Jahren hundertmal an hundert verschiedenen Orten zeigen. Wie viel Gutes könnet ihr oft mit einem einzigen guten Rath, durch ein gutes Wort, durch ein tugendhaftes Betragen stiften. Und wann fehlet es euch wohl an Gelegenheit, Traurige zu trösten, Elende zu erquicken, Nothleidenden zu helfen? Wann an Gelegenheit Unwissende zu unterrichten, Böse

zu warnen, Gute zu stärken? Nennet mir doch den Augenblick, wo ihr gar keine Gelegenhrit Gutes zu thun hättet. Wie viel Gutes könnet ihr also durch euer ganzes, langes Leben hindurch wirken? Was meynet ihr nun. Soll ein Leben, daß so reich an guten Folgen, und Wirkungen seyn kann, nicht einen großen Werth haben? Machet ihr nicht euch selbst glückselig, indem ihr die Glückseligkeit der andern befördert? Ihr müßtet es einmal probiert haben, wie wohl einem ums Herz wird, wenn man andern wohlgethan hat.

Endlich können wir in diesem Leben selbst schon sehr viel Gutes genießen. Und darum, sage ich wieder, müssen wir es schätzen.

Gott hat es ja gut mit uns gemeynet, und uns eine Menge Freuden, und Vergnügen bereitet, die wir in unserm Leben genießen dörfen. Wir sehen die schöne, herrliche Natur, sehen die prächtigen, und gefälligen Farben der Blumen, riechen ihre balsamischen Wohlgeräche, sehen die Sonne, die Sterne, die er mit so vielem Pracht an das Firmament gesetzet, hören den lieblichen Gesang der Vögel, den Wohlklang einer Musik, kosten so viel verschiedene, und schmackhafte Speisen. Was für ein Vergnügen hat Gott mit Essen, und Trinken, mit Wachen, und Schlafen, mit Arbeit, und Ruhe,

mit Freundschaft, und Umgang mit andern verbunden? Welche stille, und sanfte Freuden gewähret die Ehe, und ein häusliches zufriednes Leben. Wie viel Freuden genießt erst ein wahrhaft frommer Christ, von welchen ein andrer nicht einmal etwas weis? Wie vergnügt seyd ihr nicht, wenn ihr manchmal ganz allein euer Herz zu Gott erhebet? Wenn ihr nach einer Sünde durch eine reumüthige Beicht euch wieder mit ihm ausgesöhnet? Wie freudig seyd ihr, wenn ihr ein Uebel mit christlicher Standhaftigkeit übertragen, und überwunden habet? Seyd ihr recht gute Christen, so wird euch selbst das Leiden Trost, die Gefahr Hoffnung, und die Verfolgung Stärke bringen. Und wenns auch schon trübe, und traurige Tage in unserm Leben giebt, so helfen auch diese noch, wenn sie überstanden sind, das darauf folgende Vergnügen vergrößern. Und welcher Mensch ist, der, wenn er alles zusammen nimmt, nicht mehr Freude, als Leide in diesem Leben genösse. Wenn wir nur mehr dankbar gegen Gott wären, und auf die Freuden dieses Lebens eben so wohl, als über die Leiden nachdenken wollten, so würden wir handgreiflich finden, daß wir immer mehr Vergnügen, als Missvergnügen darinn empfinden. Wir würden mit dem gefühlvollstem Herze ausrufen: Herr die ganze Erde ist voll deiner Güte. Welch einen hohen Werth hat also nicht unser Leben, welches uns

glücklich

glücklich machet, glücklich; weil wir so viel Wahres, und Gutes darinn thun, und wirken, glücklich; weil wir so viele Vergnügen darinn genießen können. Allein das würde alles noch nicht hinreichen, uns das Leben recht schätzbar zu machen. Die Hauptsache ist, daß es uns zu einem größern Glücke vorbereitet.

Der zweyte Theil.

Ich habe gesagt, wir müssen unser Leben, wie die seligste Jungfrau Gott aufopfern, und ganz zu seinem Dienste bestimmen; und dieß folgt eben daraus; weil dieses Leben nur eine Vorbereitung zu einem weit bessern, zu der ewigen Glückseligkeit ist. Ohne dieses ist das, was wir lernen, ohne wahren Nutzen, das Gute, das wir thun, ohne Verdienst, und die Freuden, die wir genießen, ohne Dauer.

Das, was wir lernen, ist ohne Nutzen. Ihr habet euch vielleicht von Jugend auf beflissen vieles zu lernen, verstehet als Bauer eure Feldarbeit, als Handwerker eure Profession, als Handelsmann euer Gewerbe, und euren Vortheil recht gut. Die Erfahrung hat euch weise, und klug gemacht. Ihr leset gute, und witzige Schriften, und habet mehr als andre daraus gelernet. Noch mehr, ihr stu-

diert sogar, lernet Gott aus seinen Werken kennen, und bewundert ihn. Aber alles dieses ist für euch ohne Nutzen, wenn ihr schon damit zufrieden seyd, daß ihr dieses alles wisset, und es nicht als eine Vorbereitung zum zukünftigen Leben ansehet Wir sollen hier nur anfangen zu lernen. Erst im Himmel werden wir die ewige Wahrheit, werden wir Gott erkennen lernen. Unser Wissen ist Stückwerk, saget der heil. Paulus; im Himmel werden wir Gott erst sehen, wie er ist. Es hat vor der Ankunft Christi unter den Heiden gelehrte, und weise Männer gegeben, erfahrne Hauswirthe, geschickte Bauern, fleißige Handelsleute, tapfere Soldaten, so gut ihr immer seyn möget. Sie thaten aber alles nur für dieses Leben, bloß der Ehre, des zeitlichen Gewinnstes, des Wohlstandes wegen. Wahrlich wahrlich sage ich euch, alle diese haben ihren Lohn schon empfangen, einen kurzen, vergänglichen Lohn in diesem Leben. Sie kannten kein anders, und hatten also auch keinen Nutzen für ein anders Leben. Wer in diesem Leben mit Nutzen lernen will, der muß seine Kenntnisse nur erweitern, damit er sich zur Anschauung Gottes vorbereite. Er muß alles wegen Gott, wegen dem ewigen Leben thun.

Ohne dieses ist unser Thun, und Wirken alles Guten auch ohne Verdienst. Ich will euch

dieses auf eine sehr einleuchtende Art begreiflich machen. Nicht wahr, jeder Herr belohnet nur seine Diener, nicht die Diener eines andern. Ihr gebet nur euren Dienstbothen, nicht den Fremden den Lohn. Wird es Gott nicht auch so machen? Wie kann er euch also belohnen, wenn ihr nicht für ihn, sondern für die Welt arbeitet? Wie könnet ihr ein Verdienst um den Himmel haben, wenn ihr nicht des Himmels wegen arbeitet. Da möget ihr mir nun sagen: Ihr hättet Almosen gegeben, hättet Bedrängte getröstet, hättet guten Rath ertheilet, eure Kinder wohl erzogen, Zucht unter euren Dienstbothen gehalten. Ich gebe euch gerne zu, daß dieses sehr gute und löbliche Handlungen sind. Ihr habet wirklich gutes gewirket. Aber noch eine andre Frage. Habet ihr dieses alles wegen Gott, wegen dem ewigen Leben gethan? Ist dieses nicht, so habet ihr von allen euren an sich noch so guten Werken kein Verdienst für den Himmel.

Oder nein, nicht ich, Christus selbst saget es euch, daß alle diese Werke in Absicht auf das ewige Leben verloren sind. Die Gleichniß von den fünf weisen, und thörichten Jungfrauen ist euch ja bekannt. Die weisen, und die thörichten giengen dem Bräutigam mit ihren Ampeln entgegen. Das war löblich, und gut. Es war nach der Meynung Christi so viel: die Weisen, und die Thörichten thaten gute

Werke.

Werke. Aber höret weiter, die erstern hatten Oel in ihren Ampeln, die andern nicht, daß ist, die erstern verrichteten ihre gute Werke mit der rechten Meynung aus der Liebe Gottes, um des Himmels willen, die andern nicht. Und darum wurde die Himmelsthür vor ihnen zugeschlossen, und der Bräutigam oder Christus rief heraus: Ich kenne euch nicht. Erwartet von mir keinen Lohn, ihr habet keinen verdienet. Lasset euch von dem belohnen, für den ihr gearbeitet habet.

Ich zeige noch ferner, daß euch die Freuden die ihr in diesem Leben genießet, keine Dauer, keine wahre Süßigkeit haben, wenn sie nicht mit den Freuden des Himmels verbunden werden, und sich darauf beziehen. Und das ist so wahr, daß Gott nicht Gott wäre, wenn ers nicht so eingerichtet hätte. Wäre mit dem Genuß der Freuden dieses Lebens alles zu Ende, so müßten eben diese Freuden der einzige, und letzte Endzweck seyn, zu welchem uns Gott erschaffen hat. Wir wären also nicht wegen Gott, sondern blos wegen uns auf der Welt. Gott hat aber alles wegen sich gemacht, und kann nichts machen, als zu seiner Ehre.

Alle Freude, alles Vergnügen verlieret viel von seiner Süssigkeit bloß darum, weil man weis, daß es von kurzer Dauer ist, und gleich wieder

vorbey

vorbey seyn wird. Alle Freuden dieser Welt, können uns also ohne Absicht auf den Himmel nur auf eine kurze Zeit vergnügen. Sie sind, wie die Spielzeuge, die man den Kindern in die Hand giebt, um sie auf einige Zeit zu stillen. Gleich darauf werfen wir sie wieder weg, und sehnen uns nach einem andern Vergnügen.

Aber wenn wir die Freuden dieses Lebens nur als einen Anfang, als einen Vorgeschmack jener Freuden betrachten, die uns Gott in der Ewigkeit geben wird, alsdann erhalten sie erst ihre wahre Süssigkeit, ihren innerlichen Werth. Unser Herz erhebet sich zu Gott, es denket mit innigsten Vergnügen: Wie gut muß mein Gott seyn, der mir die Trübsalen dieses Lebens mit so vielen Freuden versüsset! Wenn dieß nur der Anfang ist, was für übergrosse Freuden warten in dem Himmel auf mich! Ich muß also die Freuden dieses Lebens behutsam gebrauchen, damit ich die Freuden des Himmels nicht dadurch verliere.

Beschluß.

Ist es nun, marianische Zuhörer, nicht wahr, daß wir unser Leben, dieß große Geschenke Gottes recht schätzen müssen? Es machet uns jetzt schon glücklich, weil wir darinn viel Wahres, und

Gutes

Gutes lernen, viel Gutes thun, und genießen können. Es bereitet uns zu einer größern Glückseligkeit, weil sonst alles Lernen ohne Nutzen, alles Thun ohne Verdienst, und alle Freude ohne wahre Süssigkeit, und Dauer seyn würde. Es lebe also unsre Seele, und lobe Gott. Von diesem Augenblicke an, o Herr, sey unser Leben deinem Dienste geweihet. Wir danken dir, daß du uns das Leben, dieses kostbare Geschenk, diese Quelle zeitlicher, und ewiger Glückseligkeiten gegeben hast. Nimmermehr werde ich mir dieses Leben durch unmässiges Essen, und Trinken, nimmermehr durch ausschweifende Wohllust, nimmermehr durch übertriebene Arbeiten abkürzen. Ich will es blos zu deiner Ehre gebrauchen, so lange gebrauchen, als du es willst. So marianische Zuhörer opfert heute mit Maria unsrer Mutter euer Leben Gott zu seinem Dienste auf. So werdet ihr den Tag ihrer Aufopferung würdig feyern. Amen.

Predigt

auf

das Fest der heil. Jungfrau und Märterinn Katharina.

Text. Matth. 25, 13.

Vigilate, quia nescitis diem, neque horam.

Wachet, weil ihr weder den Tag noch die Stunde wisset.

Eingang.

Das Gleichniß, welches Jesus in dem heutigen Evangelium vorträgt, lehret uns sehr deutlich, daß wir immer so leben sollen, damit wir bereit seyn, zu sterben, und Rechenschaft vor Gott abzulegen, sobald er eines, und das andre

von

von uns verlangen wird. Bey den Juden war es gewöhnlich, daß der Bräutigam auf den Abend seine Braut aus ihrem Hause in das seinige abhohlte, und sie folgte ihm mit einer Schaar ihrer Gespielinnen umgeben. Nun saget der Heiland, einige aus diesen hätten Vorsehung gemacht, dem Bräutigam entgegen gehen, und ihn mit brennenden Lampen empfangen zu können. Andern aber hätte es am Oele gefehlet, und bis sie sich dieses angekauft, wäre der Bräutigam ins Hause gekommen, und sie wären sodann ausgeschlossen worden. Jesus ist der Bräutigam unsrer Seele. Er wird kommen, uns von dieser Welt abzurufen. Wir aber wissen weder den Tag noch die Stunde seiner Ankunft. Damit es uns also nicht, wie den thörichten Jungfrauen ergehe, und wir auch von dem Hochzeitmahle im Himmel ausgeschlossen werden, ermahnet uns Christus, immer wachsam zu seyn, das ist, unser Leben so einzurichten, damit wir alle Augenblicke bereit sind, bey ihm Rechenschaft davon abzulegen.

Die Christen haben diese Ermahnung des Erlösers wenigst in den Zeiten der Verfolgungen auch genau beobachtet. Sie waren keinen Augenblick sicher, wenn die heidnischen Obrigkeiten sie wegen ihres Glaubens befragen, und falls sie bey dem Christenthume beharreten, tödten ließen. Der Tag, und die Stund konnten ganz unerwartet daher kommen.

men. Das legte ihnen also die Nothwendigkeit auf, so einen Wandel zu führen, daß sie den Tod niemals zu scheuen hätten. Die Kirche trug auch das ihrige dazu bey, sie zu dem Tode beherzt zu machen. Sie gab ihnen das heilige Abendmahl mit nacher Hause, damit sie sich selbst bey ansicheinender Todesgefahr damit speisen, und stärken könnten.

Die heilige Katharina hielt sich ohne Zweifel genau an diese Ermahnung ihres Bräutigams. Sie war immer bereit, für den Glauben zusterben, und starb auch dafür. So groß auch die Gefahren waren, denen ihre Jungfrauschaft unter den ausgelassenen Heiden, und gar an dem Hofe eines wohllüstigen, und grausamen Tyrannen ausgesetzt wurde, hat sie selbige doch unverletzt erhalten. Gott setzte ihr neben der Marterkrone auch jene der Keuschheit auf. Und wir verehren sie darum als ein Jungfrau, und Märterinn.

Das ist auch alles, was wir von ihrem heiligen Leben mit Gewißheit wissen; aber immer genug, um uns zur Nachfolge zu reizen. Freylich haben wir jetzt die Tyrannen nicht mehr, die uns alle Augenblicke tödten können. Aber müssen wir darum nicht doch allzeit den Tod fürchten, der so bald kommen kann, und immer unerwartet kömmt? Sollten wir nicht auch allzeit darauf gefaßt seyn?

Wir

Wir sollten es freylich. Aber wie wenige denken darauf! Sie essen trinken, arbeiten, hausen, genießen die Ergötzlichkeiten dieser Welt, als wenn sie ewig hier zu bleiben hätten. Kaum sieht man bey ihnen eine entfernte Zubereitung zum Tode. Eben heute ist wieder so ein Tag, woran sich meine Worte bestättigen werden. Heute wird wegen der ankommenden heiligen Adventzeit das Tanzen eingestellet. Da werden sich nun die jungen Leute wieder den ausschweifendsten Lustbarkeiten überlassen. Weh vielen, wenn sie Gott gleich nach dem Tanzen sterben ließe; Das wäre gewiß der Tag, und die Stunde nicht, wo sie zum Tode bereitet wären.

Aber ich suche ja nur eine ehrbare Ergötzlichkeit, werdet ihr sagen. Tanzen an sich ist ja nicht böse. Ich wünschte mir freylich eben nicht in dieser Lustbarkeit zu sterben. Aber darum allein würde mich Gott doch nicht verdammen. Was ihr da saget, ist alles wahr. Tanzen allein ist keine Sünde, dieß werde ich selbst im ersten Theile behaupten. Aber leider das Tanzen ist selten allein, ohne daß Sünden daraus entstehen. Ich hoffe euch im zweyten Theile davon zu überzeugen. Daraus werdet ihr selbst leicht schließen, daß diejenigen, welche den Tanzboden besuchen, selten genug über sich wachen, so, daß sie sagen könnten, sie wären auch diesen Tag, diese Stunde zum Sterben bereit.

Der

Der erste Theil.

Tanzen allein ist keine Sünde.

Jedermann weis, daß unter andern unsrer feyerlichen, und öffentlichen Lustbarkeiten das Tanzen für eine der größten gehalten werde. Hierüber sind die Stimmen dieser Welt so vereiniget, daß man denjenigen beynahe für unsinnig halten würde, welcher es für keine Lustbarkeit ansehen wollte. Wie man diese Lustbarkeit allgemein eingeführt, so glaubt man auch eben so allgemein, es wäre erlaubte Lustbarkeit, und wer das in Zweifel ziehen wollte, würde entweder für einen finstern, und strengen Sittenlehrer verschrien, oder wieder für halb wahnwitzig angesehen werden. Zwar hat ein Prediger des Evangeliums darauf nicht zu achten, ob die Grundsätze dieser Welt mit den seinigen bestehen, ob er mit seinem Unterrichte Ehre einlegen werde, oder nicht. Aber je mehr er die Meynungen der Welt gegen sich hat, desto mehr muß er sich befleißen, nur solche Beweisgründe für seine Behauptungen vorzubringen, die unwiderleglich sind.

Ich werde mich also wohl hüten, euch auf die Frage, ob das Tanzen erlaubt sey, mit einigen zu antworten: Es ist nicht erlaubet, weil in

der heiligen Schrift diese Erlaubniß nirgends vorkömmt. Für hundert andre Ergötzungen, die an sich gewiß ganz unschuldig sind, kann man eine ausdrückliche Erlaubniß des Heilandes eben so wenig aufweisen. Ich werde euch nicht auf eine Stelle des heil. Paulus verweisen, wo er saget, alles was nicht aus dem Glauben komme, sey eine Sünde (*a*). Nun wäre aber das Tanzen ganz gewiß kein Werk des Glaubens; Dann zu geschweigen, daß hier Glauben nur das rechte Gewissen, oder die Ueberzeugung bedeute, daß man recht handle, ist ja hier eben die Frage, ob man mit gutem Gewissen an dieser Lustbarkeit Theil nehmen könne. Ich werde euch nicht mit einigen sagen, der Tanz sey ein Kreis, dessen Mittelpunkt der Teufel ist, die Tänzerinnen ahmten jener unglücklichen Tochter der Herodias nach. Diese, und ähnliche Ausdrücke können zwar auf einen Augenblick Eindruck machen; aber überzeugen werden sie gewiß niemal. Nein, das Tanzen hat eine unschuldige Seite, und von dieser will ich es zu erst vorstellen.

Tanzen hat seine Zeit, saget der Prediger Salomon (*b*). Es muß also um das Tanzen selbst nichts sündhaftes seyn, weil es keine besondere Zeit geben kann, in welcher das Sündigen erlaubt wäre. Tanzen

(*a*) Röm. 14, 23.
(*b*) 3, 4.

zen an sich ist ja nichts, als eine muntere Bewegung des Leibes, es ist der Ausdruck des innerlichen Vergnügens, das sich durch alle Glieder ergießet, und durch die Bewegung derselben zu erkennen giebt. Dörfen wir unser Vergnügen durch Worte, oder andre Zeichen offenbaren; warum dann nicht auch durch Bewegung der Hände, und Füsse, des ganzen Leibes, so lange nichts unanständiges dabey unterläuft? Kömmt das Vergnügen, und die Freude selbst aus einer lautern Quelle her, wer würde wohl den Ausdruck dieses Vergnügens tadeln. David, wenn er vor der Arche des Herrn tanzet, und heilige Loblieder anstimmet, muß jedem noch ehrwürdig bleiben, der ein Gefühl für Gottseligkeit, und geistliche Freuden hat. Es scheint sogar in unsrer Natur selbst eine Neigung zu dieser Art von Lustbarkeit zu liegen, da wir wissen, daß alle so wohl cultivirte, als wilde Völker den Gebrauch unter sich eingeführt haben, daß sie bey öffentlichen Freudenfesten auch gemeiniglich feyerliche Tänze halten. Nicht nur die Jugend, sondern auch manchmal Männer von gesetzterm Geiste erlauben sich bey außerordentlichen Gelegenheiten ihr inniges Vergnügen auf diese Art an den Tag zu legen. Alle diese eines Verbrechens zu beschuldigen wäre doch immer hart, und übertrieben. Ich glaube vielmehr, ihre Freude sey an sich ganz unschuldig, die Bewegung des Körpers, die Entschlagung von allen Sorgen, die Ge-

sellschaft von lauter muntern Personen seyn noch dazu ein kräftiges Mittel zur Erhaltung, oder Wiederherstellung der Gesundheit.

Soll aber das Tanzen etwa dadurch unzulässig werden, daß es gemeiniglich mit Musik begleitet wird? Oder daß man es nach gewissen Regeln lehret, welche Ordnung, und Anmuth in die Bewegungen des Leibes bringen? Auch das läßt sich nicht sagen, weil doch in allem diesen selbst nichts Böses liegt, und das, was an sich selbst nicht böse ist, es darum nicht böse wird, weil es nach gewissen Regeln geschieht. Ich kann es darum auch nicht tadeln, wenn Eltern, um den Körper ihrer Kinder geschickt, und gelenkig zu machen, sie das Tanzen erlernen lassen. So wie die Sache ohne alle Nebenumstände daliegt, weis ich wenigst nichts Böses zufinden. Vielweniger möchte ich mit einigen Eiferern solche Eltern gerade hin verdammen. Nur das ist freylich allzeit gefehlt, wenn man mehr sorget, daß die Kinder eher in solchen gleichgültigen Künsten unterrichtet, eher zu allen Ueppigkeiten der Welt tauglich gemacht werden, als man ihnen von Gott, Religion, und Tugend etwas saget; da auf diese Art die Kinder in Gefahr laufen ganz für die Eitelkeiten dieser Welt eingenommen zu werden, ehe Gott noch einen Platz in ihrem Herzen bekömmt, steht es zu fürchten, ob er ihn noch einmal bekommen werde. Was einmal verdor-

ben ist, läßt sich schwerer gut machen, als wenn die Tugend einmal in ihrem Herzen Wurzeln gefaßt hätte.

Doch ich gehe wieder zu meiner Materie zurück. In der Natur des Tanzens also selbst, und in der Art desselben, wie es gewöhnlich unter Begleitung der Musik, und nach gewissen Regeln geschieht, ist nichts, was es unerlaubt machte. Doch werden mir vielleicht einige sagen, es sey an sich eine Eitelkeit, eine lächerliche Thorheit. Man könne sich leicht davon überzeugen, wenn man bey einem Tanze zugegen wäre, und nur die Ohren verstopfte, damit man nichts von der Musik hörte. Da würde man aus den seltsamen Sprüngen, Wendungen, und Bewegungen der Tanzenden schließen, sie wären alle närrisch geworden. Wie elend ist diese so oft mißbrauchte Bemerkung! wie wenig kann sie etwas entscheiden! wie wenig ist sie im Stande Jemand von der Thorheit des Tanzens zu überzeugen! Wenn man eine Sache nicht nimmt, wie sie ist, so kann sie freylich bald lächerlich gemacht werden. Betrachtet selbst den Prediger auf der Kanzel, und verstopfet dabey die Ohren, daß ihr ihn nicht reden höret. Wird euch die Bewegung seiner Hände bald nach dieser, bald nach jener Seite nicht auch lächerlich vorkommen müssen? Was euch eine Eitelkeit scheinet, weil ihr anders denket, kann das nicht wahres Vergnügen

für andre seyn. Es ist gar nicht nothwendig, daß man das Tanzen auf so eine Art verächtlich mache. Es mag immer an sich unschuldig, und erlaubt seyn. Für fromme Christen giebt es weit stärkere Beweggründe, ihnen diese Ergötzlichkeit verdächtig zu machen. Wenn schon das Tanzen allein keine Sünde ist, so ist es doch äußerst selten allein, ohne daß Sünden daraus entstehen.

Der zweyte Theil.

Das Tanzen ist selten allein.

Hier, ihr Eltern, die ihr eure Kinder zum Tanze lasset, hier ihr jungen Leute, die ihr eine so ausschweifende Freude an dieser Art von Lustbarkeit habet, hier bitte ich euch eure Aufmerksamkeit wieder zu erneuern. Ihr werdet Dinge hören, die ihr vielleicht niemal genug überleget habet, Dinge von der größten Wichtigkeit. Und vielleicht wird euer Herz selbst oft in geheim sagen müssen: Der Prediger hat recht, ich weis es selbst aus Erfahrung.

Ich sage: das Tanzen sey selten allein, und ohne Sünde. Und da verstehe ich nicht etwann solche Sünden, die vor, oder nach dem Tanze beym nächtlichen Nacherhausführen, oder bey Zusammenkünften in den Winkeln begangen werden. So groß, so

häufig

häufig diese auch sind, so viele Mädchen da unglücklich geworden, so viele selbst diese Unglücksstunden jetzt selbst verwünschen, so wollen wir doch über alle diese Sünden den Schleyer ziehen, um fromme Gemüther nicht zu ärgern. Es sind auch keine Sünden, die nothwendig aus dem Tanzen entstehen. Jede andre erlaubte Ergötzlichkeit könnte eben so wohl Anlaß dazu geben. Nur von den Sünden will ich reden, welche vom Tanzen nicht wohl können getrennet werden.

Tanzet der Pöbel, so wissen wir ja auch, wie oft von rohen, und ungezogenen Purschen die Ehrbarkeit beleidiget wird. Die Arten des Tanzes selbst sind oft so beschaffen, daß Umstehende, sonderlich Kinder nothwendiger Weise daran geärgert werden müssen. Ein muthwilliger Pursche bekümmert sich wenig, was für Folgen entstehen können, wenn er dieses, und jenes thut, wenn nur er seine Ausgelassenheit vollbracht. Wie ärgerlich, und seelenverderblich sind oft die erbärmlichen Liedchen, womit sie die Tänze angeben, welche auch Unschuldige begierig auffangen, und nachsingen. Sie denken darüber nach, und das ist oft der Grund ihrer künftigen Verführung.

Die künstlichen Tänze der Vornehmen beleidigen zwar die Ehrbarkeit äußerlich oft weniger; aber

eben darum sind sie für die Tugend desto gefährlicher. Alle Bewegungen des Körpers überhaupt, der Hände, und Augen besonders müssen nach den Regeln der Kunst so eingerichtet seyn, damit sie die zärtlichen Empfindungen, und Leidenschaften des Herzens durch ihre stumme Beredsamkeit ausdrücken. Die Musik hilft ihrer Natur nach noch dazu, diese Leidenschaften zu erwecken. Unter Personen einerley Geschlechtes, unter Personen der nemlichen Familie, oder recht innigen Freunden kann das nun freylich nicht gefährlich werden. Aber man nehme nun einen jungen empfindsamen Jüngling, bey dem eben die gefährlichen Naturtriebe erwachen, einen Jüngling, dessen Geblüt eben durch die Bewegung, und vielleicht durch den Trunk in Wallung geräthet, man nehme ihn in dem Zeitpunkte, wo eben gar keine Ueberlegung Platz hat, wo er sich auf die retetende Gnade des heiligen Geistes bey einer Versuchung nicht zu verlassen hat. Man denke sich ein junges feueriges, freylich noch unschuldiges Mädchen. Ich will nichts Weiteres sagen. Soll da nicht eine noch unbefestigte Tugend in Gefahr gerathen? Sollen da Schmeicheleyen, freye Reden auf einer, bestreben zu gefallen, bewundert, und geliebt zu werden auf der andern, soll der freyere, und minder zurückhaltende Umgang, und gewisse bey solchen Umständen für erlaubt gehaltene Freyheiten auf beyden Seiten gar keine unreine Gedanken, keine Begierden

gierden erwecken? Nein, sagen sie, ich bin dabey so gleichgültig als es nur möglich ist. Ich habe nichts dabey einzuwenden. Doch können sie für den andern Theil nicht gut stehen. Und wenn auch da keine ungebührliche Neigung zu befürchten wäre, so ist das ein Fall, der nur sehr selten vorkömmt. Möchten alle, die in diesen Umständen sich einmal befunden haben, möchten sie es aufrichtig, und vor Gott bekennen, ob ihr Herz da ganz rein von allen Anfechtungen geblieben, sie würden vielleicht einstimmig sagen, daß ich die Wahrheit gesagt habe.

Was soll ich dann erst von Reduten, und Masqueraden sagen? Sie mögen — nun ja, weil mans doch so vorgiebt, — sie mögen für viele auch nicht gefährlich seyn. Sind sie es aber für andre nicht destomehr? Eine versteckte, und unbekannte Person waget nichts, wenn sie einer andern ihre unziemlichen Begierden durch Zeichen zu verstehen giebt. Fängt die andre Feuer, so hat sie ihren Zweck erreichet. Wird sie aber abgewiesen, so kann sie sich die Mühe ersparen sich zu schämen, weil sie doch nicht erkannt wird. Sind diese Zusammenkünfte für ohnehin laue, und in der Tugend nur schwache Christen nicht äußerst gefährlich? Und doch, Eltern, schicket, oder führet ihr eure Kinder selbst dahin, und meynet wunder, wie behutsam ihr seyd, wenn nur unter euren Augen nichts Böses geschieht. O

möchtet

möchtet ihr doch nach jeder solcher Lustbarkeit die Herzen eurer Kinder wieder sehen können! Wie ganz entstaltet, und von der vorigen Reinigkeit entblösset würdet ihr sie finden!

Doch auch das will ich noch zu geben. Es soll wirklich bey Tänzen nicht einmal ein unlauterer Gedanken entstehen, bleibt das nicht noch allzeit wahr, daß ihr euch an den Rand des Abgrundes selbst hinstellet, von welchem ihr gar leicht herabstürzen, und zu Grunde gehen könntet? Ihr stehet da, so schwach ihr seyd, könnet fallen. Und wer soll euch retten? Gott? Er hat es doch niemals versprochen, daß er Leute, die sich freywillig, und wissentlich unter die Mörder hinein wagen, oder in einen Brunnen springen wollen, mit Gewalt davon abhalten werde. Wer die Gefahr liebt, der wird darinn umkommen. Oder wird er vielleicht euch eine besondere Gnade verleihen, damit eure Unschuld unverletzt bleibe? Wenigst könnet ihr ihm nichts vorschreiben, nachdem ihr euch selbst in die Gefahr hineinbegeben.

Es bleibt also wohl eine gewisse Wahrheit, was ein weiser Mann schreibet: Auf diesen Plätzen — er versteht die Tanzplätze — wo man seinen Putz, seine Schönheit, seine Reize öffentlich zeigen will, und fast allemal seine Eitelkeit, und seine sonst so

behut-

behutsam verdeckten Leidenschaften verräth, auf diesen Plätzen, wo man es für erlaubt hält, seine und andrer Eigenliebe zu vergnügen, auf diesen gefährlichen Plätzen hat gemeiniglich die reinste Tugend, die sich sonst allenthalben unter der genauesten Aufsicht der christlichen Zucht, und Tugend unbefleckt erhielt, unauslöschliche Flecken, und das zarteste Gewissen die ersten unheilbarsten Wunden bekommen.

Beschluß.

Sind nun gleich die Tänze für sich allein keine Sünde, welches ich den Vertheidigern derselben schon zu gebe, so sind sie doch selten allein, und ohne Sünde. Ja, wären sie Zusammenkünfte von lauter gesetzten, und christlichen Leuten, o dann auch meinen Segen dazu! Gott hat nichts dagegen, wenn sich seine Geschöpfe ordentlich, und mässig vergnügen. Und wer sollte wohl da etwas Arges vermuthen? Aber wo Personen beyderley Geschlechts, welche noch voll jugendlichen Feuers sind, die weder die Gefahren der Verführung kennen, noch in der Tugend befestiget genug sind ihnen auszuweichen, wo alle Umstände die Verführung begünstigen, wo Verführer, und Verführerinnen so oft der Unschuld auflauern, und alle Gelegenheit dazu benützen, daß ich auch da die Tänze für eine ganz unschuldige, und nicht gefährliche Unterhaltung ansehen soll, nein

das

das ist nicht möglich. Die Liebe für euch, das Verlangen euch zu retten zwinget mich, euch zu bitten, daß ihr ja diese schlüpfrige Unterhaltung so viel fliehet, als es möglich ist, und wenn ihr, ohne den Wohlstand zu beleidigen nicht ausweichen könnet, alle Behuthsamkeit anwendet, damit ihr nicht in eine Sünde verfallet. Sie zwinget mich, euch liebe Eltern zu bitten, daß ihr ja nicht eure Kinder so leichtsinnig in alle Gefahren selbst hineinschicket, ohne gut zu wissen, mit wem sie gehen. Euch liegt die Verantwortung ob, wenn etwas Böses geschieht. Leidet ihnen durchaus das spate Nachhausegehen vom Tanze nicht. Aber ihr seyd selbst dabey? Gut, wenn ihr nur alles sehet. Aber es ist so Mode? Leider ist es so. Aber ich denke, es wird auch einmal so Mode seyn, daß nachlässige Eltern, und verdorbene Kinder, daß viele Tänzer, und Tänzerinnen wegen ihren Tanzsünden verdammet werden. O daß doch Gott dieses Uebel von euch abwende! Amen.

Predigt
auf
das Fest des heiligen Apostels Andreas.

Text. Matth. 4, 20.

At illi continuo relictis retibus sequuti sunt eum.

Aber sie verließen alsobald ihre Netze, und folgten ihm nach.

Eingang.

Als Jesus den Petrus, und Andreas, und gleich darauf auch den Jakobus, und Johannes berief, daß sie ihm nachfolgen, und Menschenfischer werden sollten, war er selbst weder durch seine Wunder, noch durch seine Lehren nicht

gar

gar zu bekannt unter den Jüden. Diese Berufung geschah gleich bey dem Antritte seines Predigtamtes. Um desto mehr muß man sich verwundern, was doch diese vier Fischer bewogen habe, sogleich ihre Netze, im Stiche zu lassen, und ihm nachzufolgen. Vernünftige Leute geben doch sonst nicht gleich dem nächsten dem besten Gehör, und verlassen auf sein Verlangen ihr Gewerb, außer sie sind versichert, daß sie gewiß ihren Vortheil dabey finden.

Ohne Zweifel, meine lieben Zuhörer, hat da die Gnade des heiligen Geistes das Beste gethan. War diesen vier Jüngern schon auch Jesus nicht mehr ganz unbekannt, hatte gleich sein ehrwürdiges Aussehen, seine Stimme, seine Sanftmuth etwas anziehendes an sich, so würden sie doch vielleicht nicht so geschwind seinem Rufe gefolget haben, wenn nicht der heil. Geist ihr Herz gerühret, erleuchtet, und bewogen hätte.

Fühlen wir auch in uns solche innerliche Erleuchtungen, und so eine Rührung der Gnade, haben wir uns versichert, daß es keine Verblendung des Satans, oder unsrer Eigenliebe sey, dann braucht es auch keine Ueberlegung mehr, ob wir derselben trauen, und das thun sollen, wozu sie uns ermahnet. Es giebt allerdings solche Einsprechungen, und es ist nur zu bedauern, daß man sich so selten

nach

nach ihnen richtet. Noch viel öfter aber müssen wir, um zu erkennen, was Gott von uns haben will, uns nach zween andern Führern richten, die er uns gegeben hat. Diese sind Vernunft, und Offenbarung. Beyde zusammen lehren uns sicher den Willen Gottes zu erkennen.

Das traurigste aber ist, daß wir weder der einen, noch der andern Gehör geben. Sie mögen uns immer sagen, das gefalle Gott, und jenes nicht, so glauben wir doch nicht daran. Wir suchen Gott durch Dinge zu gefallen, wodurch man ihm nicht gefallen kann, oder wir fürchten, ihm durch Dinge zu misfallen, die ihm doch gleichgültig sind. Wir hoffen von gewissen Dingen Gutes, oder fürchten Böses, wenn schon gar kein Grund solcher Hoffnung, oder Furcht da ist. Diese eitle Hoffnung, Gott zu gefallen, oder diese Furcht, ihm zu misfallen, diese Hoffnung des Guten, oder Furcht des Bösen von Dingen, die uns nichts nützen, oder schaden können, heißt Aberglauben, und jene zwar ist Aberglauben gegen die Religion, und diese gegen die Vernunft. Ihr glaubet es kaum, meine lieben Zuhörer! wie viel Schaden sowohl der eine, als der andere anrichtet.

Gleich itzt, wo wir die heilige Adventzeit anfangen werden, und wo jeder eifrige Christ sich be-

streben soll, mit lebhaften Glauben sich der großen Wohlthat der Menschwerdung zu erinnern, auf seinen Erlöser allein alle Hoffnung zu setzen, gleich zu dieser Zeit fängt der Aberglauben auch wieder an. Es schlägt neben dem Reiche des Erlösers auch der Teufel sein Reich auf. Ihr wisset es, was für abscheulicher Unfug von einigen dummboshaften Leuten in der Andreas-, Thomas-, Christ-, und heiligen drey Könige-Nacht getrieben worden, und manchmal noch getrieben werden. Diese Nächte sollen besonders den Schatzgräbern, oder andern bösen Leuten günstig seyn, Geld zu bekommen, wenn man da den Teufel auf den Kreuzwegen beschwört, oder sonst wo durch gewisse Ceremonien bannet. Sie sollen günstig seyn, zukünftige Dinge zu erfahren, sollen den Verliebten ihr Schicksal bekannt machen, u. s. w.

Ach, wer soll sich des abergläubischen Volkes nicht erbarmen! Wer soll nicht alle Mühe anwenden, es aus seinem Irrthume zu reißen! Wie sehr wünschte ich, euch einmal ganz von diesem unvernünftigen, und unchristlichen Aberglauben loszumachen. Dazu wird mit der Gnade Gottes helfen, wenn ich euch heute theils die Thorheit, theils die Bosheit des Aberglaubens überhaupt vorstelle. Ich will also in dem ersten Theile von dem Aberglauben gegen die gesunde Vernunft, und in dem zweyten von dem Aberglauben gegen die Religion handeln. Wenn ihr

recht

recht Achtung gebet, werdet ihr euch nicht nur vor den Betrügereyen einiger Landstreicher, und nichtswürdiger Leute hüten, sondern auch ale Christen alles zu vermeiden lernen, was euren Glauben nur gar zu oft zu schänden pflegt. Ich fange an.

Der erste Theil.

Aberglauben gegen die gesunde Vernunft.

Alles, was in der ganzen Natur ist, hat seine Kräfte blos von Gott dem Schöpfer der Natur. Dieser hat jedem Wesen gewisse Kräfte beygeleget, welche auch gewisse Wirkungen hervorbringen müssen. Sobald wir also einem Dinge eine gewisse Kraft zuschreiben, so setzen wir voraus, es habe selbige von Gott. Einen Aberglauben gegen die Vernunft nenne ich also, wenn wir von einem Dinge etwas hoffen, oder fürchten, wozu doch Gott ihm keine Kräfte gegeben hat. Es ist immer gegen die Vernunft, etwas glauben, wenn ich gleich gar keinen Grund dazu habe. Z. B. Jemand glaubt, wenn er einen lebendigen Krebs über seine Schultern weg rücklings in ein fließendes Wasser wirft, so werde er vom Fieber befreyet, oder er glaubt, ein gewisses Kraut an einem gewissen Tage zwey Stunde vor Aufgang der Sonne gegraben, habe Kräfte, eine Krankheit zu vertreiben. Oder wenn man aus drey verschiedenen Theilen des Leibes drey Blutstropfen nähme, selbe mit einem

Stückchen Leinwand auffange, und dann vergrabe, so werde der Kranke seine Gesundheit wieder erhalten, sobald das Eingegrabene verfault seyn wird. Ihr werdet es selbst vielleicht besser, als ich, wissen, wie viel solche Mittel gegen verschiedene Krankheiten noch unter dem gemeinen Volke im Schwunge gehen, oder oft von dummen Leuten, die sich aber für verständige Aerzte ausgeben, ihm empfohlen werden. In allen diesen, und ähnlichen Fällen erwartet man eine Wirkung, zu welcher Gott keine Kraft in die Sache selbst geleget hat, eine Wirkung ohne Ursache; also unvernünftig.

So sehr es nun zu wünschen wäre, daß allet dieser oft so schädliche Aberglauben ganz ausgereutet werden könnte. So getraue ich mir doch nicht Leute, die sich in einen solchen Aberglauben einlassen, sogleich einer Sünde zu verdammen. Ich glaube, daß Gott solche Leute nur nach ihren Einsichten richten werde. Er nimmt es gewiß Niemanden in Uebel, daß er die Kräfte der natürlichen Dinge nicht genug kennet, oder diesen vielleicht Eigenschaften zuschreibet, die sie nicht haben. Sollte wohl das vor Gott eine Sünde seyn, wenn er glaubet, eine gewisse Wurzel habe die Kraft, eine Krankheit zu vertreiben, die sie doch nicht hat? Nun so giebt es immer hundert gute Leute, welche entweder nicht im Stande sind, zu untersuchen, welche Kräfte, und Eigenschaften das Mit-

tel habe, das sie brauchen. Oder sie denken gar nicht einmal daran, wo diese Kraft herkomme. Man hat ihnen nur gesagt: das sey für das, und das gut, sie haben es von Jugend auf schon so gehöret, und darum glauben sie es auch, ohne lange darüber nachzudenken, wie es die Studirten thun.

Es ist also für das Gewissen der gemeinen Leute noch nicht gesorget, wenn man ihnen sagt: Alles sey ein Aberglauben, sobald ich einer Sache Kräfte zuschreibe, die sie weder von der Natur, noch von der Kirche, noch unmittelbar von Gott hat. Wirklich ist das alles Aberglauben. Aber ist es darum auch gleich eine Sünde? Rechnet Gott einem auch die Unwissenheit in natürlichen Dingen zur Sünde an. Ich glaube einmal nicht. Ganz etwas anders wäre es, wenn er wüßte, daß etwas von Natur aus keine Kraft hätte, und nichtsdestoweniger Hülfe durch die Mitwirkung des Satans erwartete, wenn er zweifelte, ob es erlaubt wäre, dieses Mittel zu gebrauchen. Da sündiget er ohne Zweifel, wenn er es brauchet.

Eben so bin ich der Meynung, daß Glauben an Wahrsagereyen, an Träumeauslegungen, oder äußerliche Vorbedeutungen von Glück und Unglück allzeit ein Aberglauben sey, wenn kein hinlänglicher Grund dazu da ist. Ein Ziegeuner ergreift eure

Hand, und sagt euch zukünftige Dinge vor, ein altes Weib schlaget euch die Karten auf, und will euch die Zukunft erklären, ihr leget euren Träumen selbst allerhand Bedeutungen bey, wenn eine Elster über euch wegfliegt, wenn ein Haas vor euch über den Weg läuft, wenn die Glocke zugleich die Stund schlägt, indem sie geläutet wird, wenn Hunde heulen, u. s. w. so haltet ihr das alles oft als Vorbothen künftiger Uebel, die euch treffen sollen. Es ist sehr einfältig, ich gestehe es, wenn man dafür hält, herumstreichendes Gesindel habe die Wissenschaft künftiger Dinge, oder ein altes Weib könne aus den Karten, oder aus einem Spiegel unbekannte Dinge offenbaren, ja es ist sogar gottlos, den Menschen die Wissenschaft künftiger zufälliger Dinge zuschreiben, die doch nur Gott allein zukömmt. Es ist wieder sehr einfältig, in solchen äußerlichen zufälligen Begebenheiten Vorbothen eines Unglückes zu fürchten. Aber Leute, die so etwas aus purer Unwissenheit glauben, die meynen, solche Wahrsagereyen geschehen ohne Hülfe des Teufels durch natürliche Kenntnisse, Leute, welche solche zufällige Begebenheiten für Vorbothen eines Unglückes ansehen, weil sie es von andern so gehört haben, solche Leute kann ich darum noch keiner Sünde schuldig halten, so lange sie darum nicht kleinmüthig werden, ihr Vertrauen auf die göttliche Fürsehung nicht sinken lassen. Sie glauben ohne Grund, das ist wahr. Aber sie glauben

es aus Unwissenheit, nicht aus Bosheit. Wären sie so überzeugt, daß nur Gott allein zukünftige zufällige Dinge wisse, wie die Gelehrten davon überzeugt sind, vermutheten sie, daß der vorgebliche Weißsager unerlaubte, abergläubische Mittel brauchte, bis er ihnen etwas vorlügen kann, so würden sie selbst einen Abscheu vor allen diesen Thorheiten haben. Nun aber kömmt ihr ganzer Fehler aus der Kurzsichtigkeit ihres Verstandes, und aus erbärmlichen Vorurtheilen her.

Ich will darum gar nicht den Aberglauben gegen die gesunde Vernunft das Wort reden. Man arbeite in Predigten, und Christenlehren, oder bey andern Gelegenheiten daran, daß das Volk besser unterrichtet werde, man zeige ihm seinen Irrwahn, man bestrafe jene herumschleichenden Betrüger, und Betrügerinnen exemplarisch, welche solche Winkelkuren machen, sich für Wahrsager ausgeben, und den Leuten sagen wollen, wer sie bestohlen, oder behext habe. Diese Betrüger, wie sie die armen Leute schändlich um ihr Geld bringen, geben oft zu liebloſen Muthmassungen, gräulichen Ehrabschneidungen, und schrecklichen Feindschaften Anlaß, wie ich leider es selbst erfahren habe. Man vertilge diese Betrügereyen, belehre das Volk besser, aber gehe sehr behutsam darein, ehe man ihm jede an sich abergläubische Meynung sogleich zur Sünde anrechne. Soviel von

dem Aberglauben gegen die gesunde Vernunft, der so eigentlich noch nicht hieher gehöret. Nun auch von dem

Der zweyte Theil.

Aberglauben gegen die Religion.

Die Sittenlehrer unterscheiden diesen in zweyerley Gattungen. Aberglauben, sagen sie, in so ferne er der wahren Verehrung Gottes entgegengesetzt ist, wird begangen, wenn man Gott auf eine unanständige Art, oder etwas, das nicht Gott ist, wie Gott verehret. Gott hat uns die Art, wie er von uns verehret seyn will, entweder selbst unmittelbar vorgeschrieben, oder es uns durch seine Kirche vorschreiben lassen. Jede Art der Gottesverehrung also ist abergläubisch, welche mit diesen Vorschriften nicht übereinstimmet. Die unbeugsamen Jüden giengen in ihrer Raseren, und in ihrem wilden Religionseifer so weit, daß sie glaubten, Gott einen Dienst damit zu erweisen, wenn sie die Jünger des Heilandes ermordeten (*a*). Die Vorfahrer dieser Jüden bildeten sich ein, ich weis nicht, was für eine Ehre Gott zu erweisen, wenn sie nur Widder, und Kälber, Lämmer, und Böcke schlachteten, ohne daß das Herz Theil daran nahm (*b*). Und hat man nicht Chri-

sten

(*a*) Joh. 16, 2.
(*b*) Jesa. 1, 11.

sten gesehen, welche es für ein verdienstliches Werk ansahen, wenn sie die Ungläubigen, blos darum, weil sie Ungläubige waren, zu tausenden todt schlugen? Haben nicht vielleicht einige noch das unmenschliche Vorurtheil, es würde Gott wohlgefallen, wenn man alle Ungläubigen vom Erdboden vertilgte. Das alles ist abscheulicher Aberglauben. Gott will nicht durch Ermordung der Ungläubigen verehret seyn.

Doch ich will nur die gewöhnlichen Arten dieses Aberglaubens berühren. Man hält gewisse selbst ersonnene Andächteleyen gar oft für wichtiger, als die eigentlichen Pflichten des Christenthumes. Am Tage des heiligen Sebastians ihm zu Ehren nichts Geschmalzenes genießen, an Johannis Enthauptung nichts von einem Thierkopf essen, glauben, daß man nicht verdammet werde, wenn man einen Rosenkranz, oder Skapulier bey sich trägt, und daß man sich im Todbette darum noch gewiß bekehren werde, wenn man schon sonst nichts weniger, als christlich lebet, zufrieden seyn, wenn man nur das Aeußerliche des Gottesdienstes mitmachet, auf die Heiligen mehr Vertrauen setzen, als auf Gott selbst, das heißt, Gott so verehren, wie er nicht geehret seyn will.

Izt muß ich aber erst die abscheulichste Gattung des Aberglaubens gegen die Religion anführen,

die auch leider noch ziemlich im Gange ist. Ich verstehe den Misbrauch geistlicher, und geweihter Dinge zu einem Endzwecke, wozu sie weder von Gott, noch von der Kirche bestimmet worden. Selbst das heiligste Altarssakrament ist vor dem Misbrauche des Aberglaubens nicht sicher. Hat man dann nicht gottlose Leute gefunden, welche glaubten, daß sie sich durch eine gesegnete Hostie unsichtbar, oder unverletzlich machen könnten? Hat es nicht vorgebliche Schatzgraber, die allzeit Betrüger sind, gegeben, welche zu ihren Teufelspossen allerhand geweihete Sachen, als Kelchtüchlein, Stolen, heilige Oele, geweihtes Wachs, Palmen, und dergleichen anwendeten? Findet man nicht Gebether, durch welche man den Teufel nöthigen will, Geld zu bringen, da er doch selbst keinen Häller unter seiner Gewalt hat, und was kömmt öfters in diesen Gebethern vor, als die allerhöchsten Namen, und die ehrwürdigsten Geheimnisse unsrer Religion? Laufen nicht unter dem gemeinen Volke noch gewisse gedruckte, dem Scheine nach sehr andächtige Gebether herum, bey welchen die Versicherung steht; wer sie bethet, werde vor dem gähen Tode, vor der Verdammniß ꝛc. sicher seyn?

Ich bitte euch doch um alles, wie könnet ihr euch bereden lassen, daß solche geistlichen Dinge eine Kraft hätten, euch das zu verschaffen, was ihr verlanget? Hat ihnen diese Kraft Gott mitgetheilt?

So

So zeiget mir irgendwo eine besondere Verheißung Gottes dafür. Hat sie die Kirche durch ihre Weihe so kräftig gemacht? Sie verwirft vielmehr euren schändlichen Misbrauch, und hat geistliche Dinge zu ganz andern Endzwecken bestimmet. Woher wißt ihr dann also, daß geweihte Dinge zum Festmachen, zum Unsichtbarmachen, zum Schatzgraben taugen, oder daß gewisse Gebether den Teufel nöthigen, euch Geld zu bringen? Woher wißt ihr, daß einige Gebether eine so außerordentliche Kraft haben? Gott sagts nicht, die Kirche sagts nicht. Also ist aller Gebrauch, den ihr davon gegen ihre Vorschrift machet, abergläubisch. Es ist die größte Unehrerbiethigkeit, eine gotteslästerliche Schändung der heiligsten Dinge, wenn ihr sie zu solchen nichtswürdigen Endzwecken gebrauchet.

Aber es sind ja doch geweihte Sachen, es sind recht schöne Gebether, in welchen der Namen Jesus alle Augenblicke vorkömmt. Es wird darinn von der Menschwerdung Christi, von der heiligsten Jungfrau Maria geredet. Wie kann da etwas sündhaftes dabey seyn? Ich verlange keine Hülfe vom Teufel, bey Leibe nicht, Gott soll nur den Teufel binden, und zwingen, daß er mir die Schätze nicht vorenthalten darf. So will man seinen Aberglauben vertheidigen. Allein da müsset ihr ja eben den Betrug des Teufels erkennen. Es werden die heiligen Nämen,

und Geheimnisse nur darum eingemischet, damit man euch leichter betrüge. Wenn man euch sagte, ihr solltet geradehin Hülfe bey dem Teufel suchen, so würdet ihr darüber erschrecken. Itzt aber haben die Betrüger, welche solche Segen, und Possen erfunden haben, ihnen den Schein der Andacht, und Heiligkeit gegeben, sie sprechen immer über das dritte Wort Jesus aus. Und ihr lasset euch dadurch blenden, als wenn alles recht heilig dabey zugienge. Sehet aber nicht ein, daß es der abscheulichste Misbrauch, die schändlichste Entehrung des göttlichen Namens, und unsrer heiligen Geheimniße sey, wenn man sie zu solchen Teufelspossen anwendet. Ist nicht beydes eine große Sünde, wenn ihr unter Anrufung des heiligsten Namen Jesu, damit ihr glücklich seyd, stehlet, oder schatzgrabet? Der heilige Namen machet eine Sache nicht gut, die an sich schon böse ist. Ihr verlanget keine Hülfe vom Teufel, sondern von Gott. Aber von Gott auf eine unerlaubte Weise, auf eine Weise, wie euch Gott nicht zu helfen verbunden ist, auf eine Weise, welche die Kirche misbilliget. Und das ist eben der Aberglauben.

Aber, werdet ihr noch einmal einwenden: Diese Gebether sind ja gedruckt. Man würde sie nicht drucken lassen, wenn sie nicht gut wären. Als wenn nicht auch die abscheulichsten Bücher, die vermessen-

sten

sten Gotteslästerungen gedruckt wären. Als wenn es nicht immer wahre Betrüger, oder Dummköpfe gäbe, welche solche Gebether erdichten, oder für gut halten, und andre gewinnsüchtige Schmierer, die für baares Geld alle Ungereimtheiten drucken. Die Kirche hat ihren Beyfall niemals dazu gegeben.

Beschluß.

Nunmehr, da ich euch den Aberglauben gegen die Vernunft, und gegen die Religion habe kennen lehren, sollte ich euch auch Mittel vorschreiben, wie ihr ihn vermeiden könnet. Neben einem gründlichen Unterricht, der von mir allein nicht abhängt, und noch weniger von der Kanzel hinlänglich gegeben werden kann, oder darf, weis ich euch kein besseres Mittel vorzuschlagen, als ein festes, unveränderliches Vertrauen auf die Fürsehung Gottes, als die größte Ehrfurcht für seine Majestät. Brauchet in natürlichen Anliegen natürliche von Verständigen gutgeheißene Mittel, und hoffet dann von Gott allein Hülfe, wenn es je zu eurem Seelenheile seyn soll, daß euch geholfen werde. Schätze zu erwerben, ist das sicherste Mittel fleißig bethen, und fleißig arbeiten. Eines glücklichen Todes zu sterben ist das unfehlbarste Mittel, allzeit fromm zu leben. Suchet nichts vom Teufel zu erzwingen; denn ich versichere euch, er ist selbst blutarm, und hat noch

kein

keinen reich gemacht, der sich an ihn gewendet. Nicht in gewissen Gebethern, die Christus selbst soll geoffenbaret haben, nicht in täglichen Andachteleyen, nicht in Tragung, und Abbethung des Rosenkranzes, nicht im Skapulier, sondern in der Liebe Gottes, und des Nächsten besteht hauptsächlich das Christenthum. Uebet die Vorschriften des Christenthumes, und ihr werdet niemals nothwendig haben, zu einem Aberglauben eure Zuflucht zu nehmen. Amen.

Predigt
auf
das Fest des heiligen Bischofes Nikolaus.

Text. Matth. 25.

Euge serve bone, & fidelis; quia super pauca fuisti fidelis, super multa te constituam: intra in gaudium Domini tui.

Ey du guter, und getreuer Knecht: weil du über Weniges getreu gewesen, will ich dich über vieles bestellen: geh ein in die Freude deines Herrn.

Ein=

Eingang.

Offenbar ist in dem heutigen Evangelium von dem guten Gebrauche der Talente, oder was eben soviel ist, von der guten Anordnung der natürlichen Gaben, und Eigenschaften, und der übernatürlichen Gnaden die Rede, welche jeder Mensch von Gott empfangen hat. Jeder Mensch muß seine Talente so gut benützen, als er kann, soviel Gutes für sich, und andre damit wirken, als ihm nur möglich ist. Dieß ist die Lehre, welche Jesus seinen Jüngern vortragen will, und er bedienet sich dazu des Gleichnisses mit drey Knechten, derer einer fünf Talente empfangen, und wieder fünf damit gewonnen, der zweyte erhielt zwey, und gewann zwey. Der dritte, dem man nur ein Talent gegeben, grubs in die Erde, ohne damit zu wuchern. Die beyden erstern wurden gelobet, getreue, und gute Knechte genennet, weil sie mit dem Wenigen, was sie empfangen haben, gut hausgehalten, und ihnen die Freude ihres Herrn zugesagt. Den dritten aber, weil er so ein fauler, und für den Nutzen seines Herrn gar nicht bedachter Knecht war, nahm man sein Talent, und gabs dem, der einen bessern Gebrauch davon machte.

Dieses Gleichniß lehret uns zugleich, daß wir unsre Talente nicht blos allein zu unserm Nutzen,

sondern auch zum Beßten unsers Nächsten brauchen, und ihn damit so glücklich machen müssen, als wir nur können. Die zween Knechte wucherten ja mit ihren Talenten nicht für sich, sondern für ihren Herrn.

Jeder Christ ist gleich damit einverstanden, daß man seinem Nächsten soviel Gutes thun müsse, als jeder nach seinem Stande thun kann. Wer erkennet nicht die Pflicht, den Armen beyzuspringen, Wittwen, und Waisen zu unterstützen, und was andre leibliche Werke der Barmherzigkeit sind, gesetzt auch, daß er nicht so viele Nächstenliebe hat, sie auszuüben? Allein das ist ja nur ein Theil, und zwar der geringste Theil unsrer Pflicht gegen den Nächsten. Auch für seine Seele, für sein ewiges Heil müssen wir Sorge tragen. Aber dieser Theil scheint vielen unbekannt zu seyn.

Ich finde in der Lebensbeschreibung des heiligen Bischofes Nikolaus eine so schöne, so menschenfreundliche That aufgezeichnet, daß ich mich gar nicht enthalten kann, sie euch vorzustellen, und dadurch Gelegenheit nehme, von der Pflicht zu reden, die jeder hat, für das Heil seines Nächsten zu sorgen.

Die Geschichte ist kürzlich diese: Ein armer Bürger hatte drey mannbare Töchter, für die er

aber

aber nirgends eine Heirath finden konnte, weil er nicht im Stande war, ihnen eine Aussteuer zugeben. Schon hatte er den gottlosen Vorsatz gefasset, diese seine drey Töchter der öffentlichen Unzucht preis zu geben, damit sie durch dieses schändliche Gewerbe sich, und ihm den Unterhalt verschaffen sollten. Nikolaus, damals noch ein Laje, höret von dem teuflischen Vorhaben dieses Kindermörders. Wie, dacht er, soll ich es zu geben, daß diese unschuldigen Opfer des väterlichen Geizes dem Teufel gebracht werden? Haben sie nicht auch Seelen, die zu einer ewigen Glückseligkeit bestimmt sind? Du kannst sie von dem Unglücke retten. Das ist genug, erfülle deine Pflicht. Sagts, und gleich die folgende Nacht, warf er von seinem Vermögen so viel Geld in das Haus des Vaters, daß er eine Tochter ehrlich davon aussteuren konnte. Das nemliche that er die zweyte, und dritte Nacht, damit auch den übrigen zur Heirath geholfen würde, und beförderte so mit dem zeitlichen auch ihr ewiges Glück. Nicht wahr, das ist eine recht schöne, christliche, und viel lobenswürdigere That, als alle Heldenthaten sind, die man sonst so sehr erhebet? Ja, meine christlichen Zuhörer, diese That ist so schön, daß ich euch sogleich ermahnen muß, sie nachzuahmen. Auch wir müssen für das Seelenheil unsers Nächsten sorgen. Den Beweis davon giebt der erste Theil. Wie wir aber dafür sorgen müssen, darü-

der unterrichte ich euch im zweyten Theile. Nun also zur Sache!

Der erste Theil.

Wir müssen für das Seelenheil des Nächsten sorgen.

Die Seele des Menschen ist von einem unendlichen Werthe, so das gar nichts in der ganzen sichtbaren Welt ist, das sich mit ihr vergleichen ließe. Dieß ist der Ausspruch Christi selbst: Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnet; aber an seiner Seele Schaden leidet? (a) Die Seele muß also alles weit übertreffen, was wir immer auf der Welt kostbar nennen. Und für wahr, Christus hat sich gewürdiget, für die Seele des Menschen zu sterben, damit er selbige aus dem Verderben rettete, wer wird wohl noch an ihrem übergrossen Werthe Zweifeln?

Aber daraus fließt schon für sich selbst, daß jeder Christ auch die besondere Pflicht habe, für das Seelenheil seines Nächsten zu sorgen; denn der Leib des Nächsten ist doch in den Augen Gottes ungleich weniger, als seine unsterbliche Seele. Und der Heiland hat es uns doch so oft eingebunden, daß wir

(a) Matth. 16.

wir für den Leib unsers Nächsten sorgen sollen. Das Geboth, die Hungrigen zu speisen, die Durstigen zu tränken, die Nackten zu kleiden, u. s. w. zielen alle nur darauf, daß wir verbunden sind, auf die Erhaltung des Lebens, und Gesundheit des Nächsten bedacht zu seyn, und das blos darum, weil nicht jeder Mensch sich selbst alles geben kann, was er braucht. Sollte wohl also Gott für den edelsten Theil des Menschen, für seine Seele gar nicht besorgt gewesen seyn? Sollte er uns nicht auch die Sorge für das Seelenheil unsers Nächsten übertragen haben? Es ist doch augenscheinlich, daß die Gefahren zu viel, die Fallstricke zu verdeckt, und die Angriffe manchmal zu heftig sind, als daß sie ein einziger Mensch alle übersehen, entdecken, und überwinden könnte. Er kann den Beystand eines treuen Freundes nicht entbehren, wenn er sich überall glücklich durchschlagen will. Wenn wir also auch nur unsre Vernunft allein um Rath fragen wollen, so überweiset sie uns, daß uns Gott die Pflicht aufgelegt habe, auch für das Seelenheil des Nächsten zu sorgen.

Allein wir haben ja hierüber auch den ausdrücklichen Befehl Gottes. Ihr, spricht der heilige Petrus zu den neubekehrten Christen, ihr seyd das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des

Eigenthumes, daß ihr verkündigen sollet die Tugend deß, der euch berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht. (*b*) Wie erhaben ist nicht die Würde eines Christen im neuen Bunde? Das Priesterthum, das in dem alten Testamente nur einer gewissen Zunft eigen war, das verwaltet nun in einem gewissen Verstande ein jeder Christ. Wie es den levitischen Priestern ehmals eigen war, das Gesetz auszulegen, und den Israeliten bekannt zu machen, so haben wir jetzt alle die Pflicht, daß wir verkündigen sollen die Tugend deß, der uns berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte. Damit wollte der heil. Petrus sagen, wenn wir die Größe, die Güte, und andre Eigenschaften Gottes erkennet haben, wenn wir in dem Christenthum so weit gekommen, daß wir wissen, was man meiden und thun müsse, um ein Christ zu seyn, so sollen wir dieses Licht nicht für uns allein behalten, wir sollen es auch andern ankündigen, sollen sie unterrichten, wie sehr Gott unsre Verehruug, Liebe, und unsern Dank verdiene, sollen ihnen die Wege zeigen, die zum Himmel führen, und die Abwege vermeiden lehren. Das Amt eines Priesters, in so weit es auf die Unterrichtung des Nächsten in Absicht auf sein Seelenheil abzielet, hat ein jeder Christ. Also auch nach der Anweisung der göttlichen Schrift ist es

Christen-

(*b*) 1. Petr. 2, 9.

Christenpflicht, sich um das Seelenheil seines Nächsten zu bekümmern.

Und wenn ich dann erst auf den Lohn sehe, den Gott denjenigen versprochen hat, die sich um das Seelenheil ihres Nebenmenschen bewerben. Da finde ich einen neuen Beweis, daß es Gott Ernst war, uns diese Pflicht aufzulegen, und zugleich einen neuen Beweggrund, sie emsig zu erfüllen. Welche viele zur Gerechtigkeit unterrichten, saget Gott bey dem Propheten Daniel, werden wie die Sterne in ewige Ewigkeiten glänzen (c). Also denjenigen, welche durch ihr Zureden, oder durch ihre Unterweisungen eine Seele von dem Untergange gerettet, welche einem Menschen zur ewigen Seligkeit geholfen haben, diesen hat Gott einen ganz besondern Lohn zu gedacht. Sie werden, wie die Sterne in ewige Ewigkeiten glänzen, daß heißt, sie werden einen viel höhern Grad von Glückseligkeit genießen, als andre, welche zwar fromm, aber doch nur für sich allein in einer Wildniß gelebet, ohne sich um das Seelenheil ihres Nächsten auch anzunehmen. Gott wird sie nicht nur dafür belohnen, daß sie selbst seine Gebothe gehalten, sondern auch weil sie ihm andre Seelen zugeführt haben. Ja dieser Lohn wird für sie schon auf dieser Welt seinen Anfang nehmen. Nichts davon zu sagen,

(c) 12, 3.

daß das Bewußtseyn, einen andern glücklich gemacht zu haben, schon für sich das innigste Vergnügen gewähret, wie ruhig, wie vergnügt muß nicht so ein Mensch dem Tode entgegen blicken, wenn er sich erinnert, daß er manches Laster verhindert, manche Tugend befördert, manchen Vorgänger, oder Nachfolger in die Ewigkeit weis, der ohne ihn vielleicht ein Raub der Hölle geworden wäre! Ach er wird, wie der Erlöser, freylich nicht ganz mit dem nemlichen Rechte sagen können: Vater aus denen, die du auf einige Weise meiner Obsicht anvertrauet hast, habe ich keinen einzigen verloren. Wenn wir also alles zusammen nehmen, was die Vernunft, und die göttliche Schrift lehret, wenn wir auch an die große Belohnung denken, die uns versprochen ist, so ist es ausgemacht, daß wir eine besondre Pflicht auf uns haben, für das Seelenheil des Nächsten zu sorgen. Aber wie müssen wir sie dann erfüllen? Wo verbindet uns dieses Geboth? Lernet dieses im

Zweyten Theile.

Wie wir für das Seelenheil des Nächsten sorgen müssen.

Der Gelegenheiten dazu giebt es so viele, daß ich sie nothwendig unter zweyerley Abtheilungen

gen

gen bringen muß, um sie nur ein wenig ordentlich abzuhandeln. Man kann das Seelenheil des Nebenmenschen befördern, indem man ihn wirklich zum Guten anführt, oder wenn man ihn vom Bösen abhält.

Zuerst von der Anführung zum Guten. Daß ist eure Pflicht, ihr Eltern, Lehrmeister, und Hausmüttern, und benanntlich auch die eurige, ihr Seelsorger, an die ich aber jetzt nicht zu reden habe. Werdet ein herzliches Vorbild eurer Heerden, das ist derjenigen, die unter eurer Aufsicht stehen. Gehet ihnen mit dem Beyspiele einer christlichen Tugend voraus, und verlanget nicht von ihnen, daß sie thun, was ihr selbst nicht thut. Haltet sie fleißig an, daß sie den Gottesdienst, sonderlich die Predigt, und christliche Lehre besuchen, damit sie in den Christenpflichten hinlänglich unterwiesen werden. Erkläret ihnen selbst, so viel ihr davon wisset. Leset ihnen manchmal aus einem geistlichen Buche etwas vor, damit sie sich dadurch erbauen. Ja, wenn euch manchmal ein verwaißtes Kind, ein vernachlässigter Hirtenknab, ein ununterrichteter Dienstboth vorkömmt, erbarmet euch seiner, lernet ihn selbst, oder ersuchet andre für ihn, daß sie ihm die nöthigsten Kenntnisse beybringen. Ueber dieses noch empfehlet täglich das Seelenheil eurer Angehö-

rigen ihrem Gott und Heilande, daß er sie durch seine Gnade zur ewigen Glückseligkeit führen wolle.

Noch viel öfter aber giebt es Gelegenheit, euren Nächsten dadurch zum Heile zu leiten, wenn ihr ihn vom Bösen abhaltet. Eltern, und welche einige Gewalt über andre haben, dürfen da eben nicht gar zu furchtsam zu Werke gehen. Sie werden bald finden, ob bey ihren Untergebnen wirklich eine Gefahr zur Sünde da sey. Bey Fremden aber brauchet es ein wenig mehr Behutsamkeit. Findet ihr bey den eurigen unflättige, zur geilen Liebe reizende Schriften, nehmet sie ihnen mit Gelassenheit, stellet ihnen die Gefahr vor, in welche sie sich stürzen, und gebet nicht durch euer ungestümmes Betragen vielleicht Gelegenheit, daß sie noch lüsterner nach solchen Schriften werden, und sich in Geheim mehrere anschaffen. Sind sie noch nicht ganz verdorben, so wird eine vernünftige Vorstellung noch helfen. Ist es aber mit ihnen schon zu weit gekommen, so wird alle Strenge sehr wenig mehr verfangen. Es wird nichts schaden, wenn solche nur Wohllust predigende Bücher vor ihren Augen ins Feuer geworfen werden, so wie ehmals die Epheser ihre Zauberbücher zusammen trugen, und verbrannten. Leidet es ihnen nicht, daß sie gegen die Religion geschriebene Bücher lesen, dergleichen es heut zu Tage eine Menge giebt. Sollte auch jener

Grund-

Grundsatz ganz ungezweifelt seyn, daß ein Mensch gar alles prüfen, und das Gute behalten müsse, so kann er sich doch nicht bis auf die erstrecken, welche noch nicht im Stande sind etwas zu prüfen. Man sieht ja die traurigen Beyspiele überall. Junge Leute lesen solche Bücher mit der größten Begierde, und weil sie die oft recht elenden Einwürfe nicht zu beantworten wissen, halten sie alles für Wahrheit. So werden viele verführt, weil sie in ihrem Glauben selbst noch nicht fest sind, und es wird immer schwer, sie hernach wieder auf den rechten Weg zu bringen, weil ihre Abneigung gegen die Religion immer wächset, und sie vielleicht durch ihr ganzes Leben sich nicht mehr von der Religion etwas zu hören, oder zu lesen entschließen.

Dieß sind aber die Gelegenheiten den Nächsten vor dem Falle zu bewahren, lange noch nicht alle. Ihr höret in euren Häusern, oder sonst in eurer Gegenwart unflättige Reden. Lachet nicht selbst mit, stellet sie ab. Ihr sehet, daß sich zwischen euren Hausgenossen gefährliche Bekanntschaften entspinnen. Hindert sie, und wenn ihrs nicht anders könnet, trennet die verdächtigen Personen gar von einander. Auch ihr, die ihr zwar keine Gewalt über andre habet, könnet ihnen doch oft zu ihrem Seelenheile einen wichtigen Dienst erweisen. Ein junger Mensch, eine unschuldige Person kennen oft

die Gefahr nicht, in die man sie locket. Sie gehen ohne Bedenken in ein Haus, das ihr gewiß als verdächtig kennet. Sie haben Umgang mit einer Person, deren lasterhafter Wandel für euch kein Geheimniß ist. Wie sollet ihr da helfen? Könnet ihr vernünftiger Weise hoffen, daß eure eigene Ermahnung etwas helfen kann, so unterlasset es nicht, bestrafet ihn zwischen euch und ihm allein, und gewinnet so euren schon halb verlornen Bruder. Habet ihr aber diese Hoffnung nicht, so saget es denen, welche die Sache hindern können, nicht aber Fremden, wie es gemeiniglich geschieht, wo die Ehre eures Mitbruders verletzet wird, wo aus einer Mücke ein Elephant gemacht, wo er sogleich als schuldig verschreyet wird, nachdem er kaum die Gefahr der Sünde noch kennet.

Ey was nicht noch, wird sich vielleicht Jemand denken, ich habe für mich allein zu sorgen genug, was soll ich mir erst wegen andern auch zu schaffen machen? Eltern, Aufseher, Hausväter und dergleichen Leute mögen diese Pflichten erfüllen, sie sind dazu aufgestellet. Trage ein jeder seine Haut, wie das Sprichwort saget, selbst zu Markt. Man legt selten Ehre ein, wenn man sich in solche Handel mischet.

Habet ihr nun alle eure Bedenklichkeiten eröffnet, welche euch von der Pflicht für das Heil eures

Nebenmenschen zu sorgen losmachen sollen? Seyd ihr dann nicht schuldig, euren Nächsten zu lieben, und muß sich die Liebe nicht auch bis auf seine Seele erstrecken? Ihr würdet euch Sünden fürchten, einen Blinden, der aus Unwissenheit in einen tiefen Abgrund stürzen könnte, nicht zu warnen; und sollte es weniger lieblos seyn, einen Menschen seinem Seelenverderben zueilen zu lassen, da man ihn doch warnen könnte. Eltern, saget ihr, Aufseher, müssen das thun, ich bin nicht dazu bestellt? Wenn aber diese die Gefahr nicht wissen, und folglich ihr nicht abhelfen können? Würdet ihr einen Blinden in einen Abgrund stürzen lassen, weil seine Eltern oder Aufseher nicht da sind, die ihn zurück halten? Hat nicht Gott jeden bestellt, dem andern Liebesdienst zu erweisen? Ihr fürchtet aber, keine Ehre mit eurer Ermahnung einzulegen? Es kömmt ja nicht darauf an, ob ihr Ehre einleget, wenn ihr nur vernünftiger Weise einen Nutzen davon hoffen könnet. Denn wenn auch dieses nicht wäre, so höret wenigst von Seite derer, die nicht eine besondere Pflicht haben, auf andre zu sehen, alle Verbindlichkeit zu Warnungen auf.

Beschluß.

Nun dann, meine lieben Zuhörer, wir sind nicht wegen uns allein auf der Welt, nur unsre

Seelen

Seelen selig zu machen, wir haben auch die Pflicht uns um das Seelenheil andrer zu bewerben. Wir können diese Pflicht durch Anführung zum Guten, und durch gute Beyspiele, noch öfter aber durch Abhaltung vom Bösen erfüllen. Wuchern wir also mit unserm Talente; anstatt Gott nur unsre eigene Seele zu bringen, wollen wir uns auch Mühe geben, andre damit zu gewinnen. O wie freudenvoll wird dann einmal unser Einzug in den Himmel seyn, wenn wir uns vor dem himmlischen Hausvater stellen, und ihm sagen können: Herr, du hast mir nur eine Seele gegeben; aber ich habe noch andre damit gewonnen? Alsdann könnet ihr euch aber auch gewiß versprechen, von ihm die trostreichen Worte zu hören: Ey du guter, und getreuer Knecht: weil du über Weniges getreu gewesen, will ich dich über Vieles setzen. Geh ein in die Freude deines Herrn. Ich wünsche sie euch, diese Freude. Amen.

Predigt

auf

das Fest der Empfängniß Mariä.

Text. Matth. 1.

Iacob autem genuit Ioseph virum Mariæ, de qua natus est Iesus.

Jakob aber hat gezeugt Joseph den Mann Mariä, von welcher gebohren ist Jesus.

Eingang.

Es hat überhaupt Gott, da er für uns die Geschichte unsrer christlichen Religion in den vier Evangelien, und einigen andern Schriften des neuen Bundes aufzeichnen ließ, nicht gefallen,

len, alles aufschreiben zu lassen, was wir gerne wissen möchten, sondern nur so viel, als uns nothwendig ist. So finden wir fast gar nichts, was die Mutter unsers Erlösers betrifft. Das Evangelium saget nur, sie hätte Jesum zu Bethlehem gebohren, zu Nazareth erzogen, und noch einige andre Umstände, und die Kirche, da sie auf den heutigen Tag das Fest der Empfängniß Mariä gefeyert haben wollte, war gezwungen, ein Evangelium zu wählen, und verlesen zu lassen, wo sehr wenig vorkömmt, was die göttliche Mutter angeht. Es ist heute das Fest der Empfängniß Mariä, und statt den Stammenbaum Mariä zu erzählen, wird uns das Geschlechtsregister Christi verlesen.

So befremdend dieses dem ersten Anschein nach seyn muß, so wichtig wird es doch für uns, wenn wir es genauer erwägen. Es kömmt von Maria in diesem Geschlechtsregister nichts anders vor, als die folgenden Worte: Jakob hat gezeugt Joseph, den Mann Mariä, von welcher gebohren ist Jesus. Und damit war wirklich alles gesagt, was sich zu ihrem Lobe sagen läßt. Maria ist die Mutter des Erlösers der Welt. Sie hatte also nicht nothwendig, einigen Ruhm in einer langen Reihe ihrer Voreltern zu suchen, ein Vorzug, den sich ohnehin der Mensch selbst nicht geben kann, und mit dem nur diejenigen groß thun, die keine eigene Verdienste

dienste aufzuweisen haben. Genug, Maria war zur Mutter des Erlösers der Welt gewählet. Sie mußte also die würdigste, tugendhafteste, und frömmste aus allen Jungfrauen gewesen seyn, der Gott seinen eigenen Sohn anvertrauet. Das Kind, das sie gebahr, war das Vollkommenste aus allen Kindern. Muß nicht die Mutter auch die Vollkommenste aus allen Müttern gewesen seyn?

Eltern! hierinn liegt für euch eine Lehre, die euch ungemein wichtig seyn muß. Schon nach der Anmerkung der göttlichen Schrift ist ein weiser Sohn die Ehre seines Vaters, und die tägliche Erfahrung, das allgemeine Urtheil der Menschen bestättiget es, gute Kinder sind die Ehre ihrer Eltern. O daß ich euch diesen Ehrgeiz einflössen könnte, daß ihr eure einzige Ehre darinn suchen möchtet, ein Vater, eine Mutter eines wohl erzogenen Kindes zu seyn.

Allein nur gar zu oft ist dieses das wenigste, um was ihr euch bekümmert. Der Endzweck, warum Gott die eheliche Gesellschaft blos zwischen zwoen Personen eingeführt, und warum Christus diese Gesellschaft unzertrennlich gemacht hat, ist die Erzeugung, und die Erziehung der Kinder zugleich. Hätte Gott keine andre Absicht, als blos die Erzeugung der Kinder, und die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes gehabt, so wäre es nicht

nothwen-

nothwendig gewesen, Mann, und Weib aneinander zu binden. Wie die Thiere ohne aneinander für allzeit gebunden zu seyn ihr Geschlecht fortpflanzen, so hätte dieses auch bey den Menschen geschehen können, und geschieht durch die Hurerey wirklich. Er wollte aber auch für die Erziehung der Kinder sorgen, ein Geschäft, das eine anhaltende Sorge, und einen beständigen Fleiß beyder Eltern erfordert. Und diese Absicht zu erreichen war es unumgänglich nothwendig, daß Mann, und Weib beysammen leben, und ihre Kinder beständig unter ihren Augen haben sollten. Leider aber giebt es solche sorglose, und wenn ich es recht sagen will, solche thierische, und viehische Eltern, denen es nur darum zu thun ist, ihren unbändigen Trieb nach Wohllust zu stillen, und Kinder zu zeugen. Sie auch wohl zu erziehen ist schon ihre Sache nicht mehr.

Und doch, liebste Eltern, doch ist es für euch keine Ehre, blos Kinder zu haben. Aber wenn diese Kinder gut erzogen sind, das machet eure wahre Ehre aus, wie die Ehre Mariä darinn bestund, daß Jesus von ihr gebohren worden. Oder giebt es ein grösseres Lob für euch, als wenn man sagen kann, daß ihr dem Staate nützliche Bürger, und der Kirche fromme Christen erzogen habet? Nein, es ist gewiß: die größte Ehre der Eltern sind gute Kinder. Es ist die größte Ehre für sie, wenn

ihnen

ihnen der Staat nützliche Bürger, das wird der erste Theil seyn, und wenn ihnen die Kirche fromme Christen zu verdanken hat, der zweyte Theil. Glückseligste, geehrteste aus allen Müttern laß mich den Eltern recht deutlich erklären, warum sie Eltern sind, und wie sie sich vor Gott, und der Welt ehrwürdig machen können. Ave Maria.

Der erste Theil.

Es ist die größte Ehre der Eltern, wenn sie dem Staat nützliche Bürger geben.

Der Mensch war frey gebohren, und außer Gott Niemanden unterworfen. Diese Freyheit aber, so glänzend, und vortheilhaft sie auch scheinen mag, wurde dem Menschen bald schädlich, so bald sich die Anzahl der Menschen vermehret hatte. Nach dem leidigen Fall Adams nemlich, der unsern Willen verderbet hatte, wurden die Menschen zum Geiz, zum Neid, zur Habsucht geneigt. Diese bösen Neigungen sind unvermeidlich geworden. Sehr natürlich mußte also einer den andern um seine Güter beneiden, diese an sich zu ziehen, und sie ihm zu entreißen suchen. Es war aber unmöglich, daß sich der einzige freye Mensch gegen andre vertheidigen konnte, die sich vereiniget hat-

ten, ihm das Seinige zu entreißen. Die Noth zwang ihn also sich mit andern zu verbinden, damit er sich, und das Seinige erhalten könnte. So entstanden zuerst kleinere Gesellschaften der Menschen, die sich zu dem Endzwecke vereinigten, sich Sicherheit zu verschaffen, und ihre wechselseitige Glückseligkeit zu befördern. Aber eben diese Gesellschaften würden nicht lange bestehen haben können, wenn einer dieses, der andre ein andres Mittel gewählet hätte sich einander zu vertheidigen. Es war nothwendig, daß Jemand die Aufsicht übernahm, um Ordnung zu erhalten, es mußte Jemand befehlen, und die übrigen gehorchen. So entstanden aus den natürlichen bürgerliche Gesellschaften, deren Mitglieder alle verbunden waren, das gemeine Beste zu befördern, und für das Ganze zu arbeiten.

Ihr liebste Eltern, lebet alle in so einer bürgerlichen Gesellschaft, ihr seyd schuldig, nicht nur für euch allein zu arbeiten, und eure Glückseligkeit allein zu besorgen, sondern als Bürger des Staates müsset ihr auch das eurige zur Beförderung der Glückseligkeit des gemeinen Wesens beytragen. Der Staat muß euch von außen gegen die Feinde schützen, und von innen für eure Glückseligkeit sorgen. Also seyd ihr auch verbunden, entgegen für ihn zu leben, und ihn glücklich zu machen.

Die wahre Glückseligkeit des Staates besteht aber darinn, daß er gute, und wohlgezogene Bürger habe. Und diese erwartet er von euch, weil aus den Kindern Bürger des Staates werden. Was für Ehre werdet ihr nicht davon haben, wenn eure Kinder einmal zum Nutzen desselben brauchbar sind? Ueberall wird das Lob der Kinder auf euch zurücke fallen. Wir wollen nur die Stände miteinander durchgehen, in die eure Kinder einmal kommen können. In was immer für einen Stand sie tretten, müssen sie arbeiten. Der Mensch ist zur Arbeit gebohren, saget Job, wie der Vogel zum fliegen. Lernet ihr ihn arbeiten, richtet ihr ihn ab, daß er einmal sich in seinem Stande das Brod verdienen kann, so hat der Staat schon einen nützlichen Bürger an ihm. Er wird als Dienstboth, als Bauer, als Handwerker, als Handelsmann, als Soldat, überall brauchbar, und an seinem Orte seyn. Wem hat man es zu danken, als euch? Er wird seinen Pflichten ein Genügen leisten. Und wer hat ihn dazu angeführt, als ihr?

Das ist aber fast noch das wenigste, was ich sagen kann. Auch die Nachwelt wird euch noch Dank schuldig seyn. Gut erzogene Kinder werden wieder gute Eltern, und erziehen ihre Kinder wieder wohl. Wenn ihr schon lange in dem Grabe faulen werdet, wird die Welt noch Nutzen von euch haben,

und euch danken. Ihr werdet diejenigen seyn, deren Nachkömmlinge die Wittwen, und Waisen als Richter beschützen, als Reiche die Armen ernähren, als Bürger das Wohl des gemeinen Wesens befördern werden. Könnet ihr mit einem größeren Troste aus der Welt ausgehen, als wenn ihr sehet, daß ihr Kinder hinterlasset, die für die Gesellschaft taugslich sind, solche Kinder, in denen eure eigene Frömmigkeit, Einsigkeit, und andre gute Eigenschaften gleichsam verewiget werden, wenn ihr sehet, daß ihr nur halb sterbet, und nach eurem besten Theile in euren Kindern fort lebet?

Wenn ihr dieses recht begreifen wollet, erwäget nur den unglücklichen Zustand jener Eltern, welche ihren Kindern keine Erziehung geben. Sie lassen diese Unglückliche aufwachsen, ohne daß sie in Zeiten ihren bösen Neigungen Abbruch thun, sie lehren sie nichts, oder lassen sie nichts lernen, was sie zu nützlichen Gliedern des Staates machen könnte. Sie folgen also natürlicher Weise ihren bösen Neigungen, und überlassen sich allen Ausschweifungen. Sind sie arm, so werden sie Bettler, Faullenzer, und plagen andre, damit diese ihnen Unterhalt verschaffen. Sind sie reich, und ererben Geld, so ist ihre einzige Arbeit, das Geld lüderlich durchzubringen, oder sie kaufen sich ein Amt, oder eine Ehrenstelle, zu der sie nicht taug-

lich

lich sind, und fallen durch ihre Ungeschicklichkeit andern zur Last. Oft, weil sie sich sonst nicht zu helfen wissen, verfallen sie noch auf größere Laster. Sie stehlen, rauben, und morden, entweder als erklärte Böswichte, oder wenigst drücken sie in ihren Aemtern ihre Untergebenen, saugen sie aus, und thun unter dem Deckmantel ihrer Gewalt eben das, was Strassenräuber thun. Alle diese Unglücke verhänget ihr nachlässige Eltern über das gemeine Wesen, aller dieser Sünden machet ihr euch theilhaftig, wenn ihr die Kinderzucht vernachlässiget. Euch wird der Fluch der Beschädigten, der Bedrückten, der Unglücklichen treffen, und der Staat muß über euch zu Gott um Rache schreyen.

Schätzet euch also, liebste Eltern, nicht glücklich, wenn ihr euren Kindern vieles Geld, viele Güter hinterlasset. Ihr müsset für sie sorgen. Aber das ist noch das wenigste, was ihr ihnen geben könnet. Ohne Erziehung werden sie es verschwenden, und es wird ihnen nur Gelegenheit machen, desto freyer, und bequemlicher zu sündigen. Schätzet euch nicht glücklich, wenn ihr geschickte Kinder habet, die sich zu allem gebrauchen lassen, die sich bey den Leuten durch ihre Geschicklichkeit, Geliernigkeit, und andre schöne Eigenschaften beliebt zu machen wissen, die man euch von allen Seiten lobet, und rühmet. Es ist dieses in der That ein wahres Glück

für euch. Aber diese Geschicklichkeit, nach dem natürlichen Verderben des Menschen zu urtheilen, wird sie ehender zu schlimmen, als zu guten Menschen machen. Bauet nicht so viel auf die guten Eigenschaften eurer Kinder, die ihr meistentheils für weit vortrefflicher ansehet, als sie sind. Kömmt nicht eine gute Erziehung dazu, so arten sie gewiß aus, und werden zu eurer größten Betrübniß einmal Bösewichte, wozu sie ihre Eigenschaften tauglich machen. Lasset ihr sie nicht recht unterrichten, haltet ihr sie nicht zur Arbeit an, und benützet in der Zeit ihre guten Talente, so sind sie gewiß für allezeit verloren. Allein das hülft noch sehr wenig, wenn eure Kinder nur gute Bürger werden sollen. Sie werden es niemal seyn, wenn ihr nicht zuerst trachtet, gute Christen aus ihnen zu machen.

Der zweyte Theil.

Es ist die größte Ehre der Eltern, wenn ihnen die Kirche gute Christen zu verdanken hat.

Schon mehr als einmal habe ich es von dieser Kanzel bewiesen, daß es eine eitle, und leere Großsprecherey ist, wenn man sich ein ehrlicher Mann zu seyn rühmet, ohne ein Christ zu seyn, daß heißt, wenn man sich rühmet alle Pflichten sei-

nes

nes Standes zu erfüllen, die man ohne die Offenbarung niemal erkennet, und ohne die Offenbarung der christlichen Religion niemal so deutlich erkennet haben würde. Ich will mich also damit gar nicht mehr aufhalten, sondern sage euch gleich unverhalten hin: Wollet ihr auch auf die Erziehung eurer Kinder alles verwenden, wollet ihr die nützlichsten Bürger aus ihnen machen, sie werden es niemal seyn, außer, wenn ihr zuerst Christen, und tugendhafte Männer aus ihnen machet. Mißlinget euer Fleiß, so habet ihr keine Verantwortung. Aber ihr müsset diesen Fleiß zuerst anwenden, und er wird euch selten versagen.

Nur die christliche Religion allein lehret eure Kinder, daß sie gewiß nach diesem Leben einen Richter zu fürchten haben, der sie, wenn sie gut handeln, ewig belohnen, und wenn sie böses thun, ewig bestrafen wird. Ohne die Erkenntniß dieser christlichen Religion glauben sie entweder gar nicht an Gott, an die Ewigkeit, oder die Unsterblichkeit der Seele. Oder sie glauben an dieses, und sind aber doch darinn schwankend. In beyden werden sie Bösewichte seyn, oder leicht werden können.

Ich betrachte zuerst eure Kinder als solche Leute, die so verwildert sind, daß sie an keinen Gott, an keine Unsterblichkeit der Seele, an keine Ewigkeit

mehr glauben. Und ihr müsset nicht meynen, daß dieses so selten ist. Wer sich der Sünde der Unzucht ergiebt, oder auf ein anderes Lieblingslaster verfällt, der wird gar leicht dahin gebracht, das zu glauben, was er gerne hätte, und wenn er es nicht aus Gründen glaubet, so glaubt er es, weil er es so wünschet. So ein Mensch ist die Pest der Kirche, und des Staates. Weil er nach diesem Leben nichts mehr hoffet, oder fürchtet, weil er nicht überzeuget ist, daß er sich wegen seinen Handlungen einmal verantworten muß, wird er als Richter nur das thun, wovon er einen Vortheil zu haben glaubet, und nicht auf das Recht sehen. Als Soldat wird er blos für seine Erhaltung, und nicht für die Erhaltung des Vaterlandes sorgen; denn der Ruhm der Tapferkeit ist eine elende Belohnung, wenn man dafür sterben muß, und nach dem Leben nichts mehr zu hoffen hat. Im Leben wird er aber alles thun, was er ungestraft thun kann, und er kann als Soldat sehr viel Böses thun, sonderlich in Kriegszeiten, wo ihn sehr oft in den wichtigsten Gesetzen der Religion kein Zaum zurücke hält, wenn er nicht selbst sich zurücke halten will. Als Kaufmann wird er betrügen, wie er kann; denn er ist blos für sich selbst da, wenn er heimlich sündigen kann, und keine Strafe zu befürchten hat. Kurz, der übel erzogene Bauer, der Handwerksmann, der Dienstboth wird falsch, eigennützig, und untreu seyn, so bald

er

er seinen Vortheil dabey sieht, weil er nichts hat, was ihn zurückhalten, oder antreiben könnte, auch für andre sich zu verwenden.

Wir wollen aber noch zugeben, daß eure Kin, der in der Ruchlosigkeit noch nicht so weit kommen, und alles, was die Religion tröstliches hat, verachten. Es ist immer schlimm genug, wenn sie von der Wahrheit der christlichen Religion, ja so gar der natürlichen nicht genug überzeugt sind, dieß allein wird sie schon zu schlimmen Menschen machen. Es ist nichts gewöhnlicher, als daß man sich leicht über etwas hinwegsetzet, und es verachtet, was man nicht gerne hat. Sind euren Kindern nicht von Jugend auf die Grundsätze der Religion eingepräget worden, so verlieren sie sich auch sehr leicht, und werden bey der nächsten Gelegenheit zu sündigen ohne alle Kraft seyn. Ich darf euch nur erinnern, daß ihr die Beyspiele zu Gemüthe führet, die ihr täglich vor Augen sehet, Beyspiele von Kindern, die einmal sich einer Ausschweifung, sonderlich der Liebe ergeben haben. Für sie ist nichts mehr heilig, nichts mehr ehrwürdig, nichts mehr vermögend, ihnen einige Ehrerbiethigkeit einflößen zu können. Sie sehen auf nichts, als die Ersättigung ihrer Begierden, und dann sind sie vollkommen zufrieden. Ihren Kindern mags gehen, wie es will.

Sehet einmal eure Kinder selbst an. Warum lebet euer Sohn unzufrieden in seiner Ehe? Warum plaget, und schlägt er sein Weib, und betrachtet sie als seine Sklavinn? Da er noch jung war, habet ihr seinem wilden, und stürmischen Temperamente nicht Einhalt gethan, und nun glaubt er, es müsse alles seinem Kopfe nachgehen. Warum lebet ein andrer in beständigen Processen, und Streithändeln. In seiner Jugend hättet ihr ihn friedfertig, und nachgebend machen sollen. Itzt ist es zu spat mit ihm. Warum schweifet dieser außer der Ehe aus? Er hat es in seiner Jugend gewohnt, sich solchen Lastern zu überlassen, wo ihr es noch hättet abstellen können; aber aus blinder Liebe nicht gethan habet. Itzt wird es allzeit darinn fortgehen. u. s. w. Seyd zufrieden mit denjenigen Beweisen, die ich euch bereits gegeben habe. Sie zeigen euch aus der Erfahrung, daß ihr Ursache seyd, daß die Kirche keine wahre Christen hat.

Wenn sie selbige aber hätte, welche Ehre würde es für euch seyn? Ehre vor den Menschen, welche immer nur wahre Christen hochschätzen, und andre nur gezwungner Weise fürchten, Ehre von Seiten des Staates, weil eure Kinder eben darum, daß sie wahre Christen sind, gute Bürger seyn müssen, Ehre von Seiten Gottes, von Seite eures Erlösers, dem ihr die kostbare Seelen eurer Kinder,

die

die er euch anvertrauet hat, endlich einmal unverletzt, ja noch herrlicher ausgeziert, als ihr sie von ihm empfangen hat, wieder zurücke geben könnet. Oder wer preiset nicht heute noch den Abraham, den frommen Vater der Gläubigen? Wer lobet nicht die gottselige Anna, welche ihren jungen Samuel dem Herrn aufgeopfert, und zu seinem Dienste bestimmet hat? Wer rühmet nicht die Mutter der sieben makkabäischen Brüder, welche ihre Kinder für das Gesetze Gottes zu sterben ermuntert hat. So gewiß ist es, daß die Eltern von ihren Kindern Ehre haben, wenn sie selbige fromm erziehen, und zur Tugend bilden.

Beschluß.

Stellet euch also, meine liebste Eltern jenen für alle Menschen fürchterlichen Tag des letzten Gerichts für. Ihr werdet da auftretten, und eure Kinder mit euch. Was für eine Freude muß es für euch seyn, wenn ihr dem Richter sagen könnet: Sieh, Herr, ich, und meine Kinder, die du mir o Herr der Herrschaaren gegeben hast. Ich habe sie so erzogen, daß mir der Staat nützliche Bürger, und die Kirche wahre Christen zu verdanken hat. Alle Augen werden auf euch gerichtet seyn, alle werden euch als Wohlthäter des menschlichen Geschlechts verehren, und bewundern. Der Richter selbst wird mit

einem

einem gnädigen Anblicke auf euch herabsehen, und euch für die Gnade, die ihr seinen lieben Kindern erwiesen habet, durch Verleihung einer ewigen Glückseligkeit danken. Entgegen werdet ihr auf der andern Seite nichts als Verwünschungen, und wechselseitige Verfluchungen unglückseliger Kinder gegen ihre nachläßige Eltern hören, die selbige mit sich in die ewige Verdammniß gestürzet haben, und über alles noch den Fluch des erzürneten Richters, den er über beyde aussprechen wird. Stellet euch, sage ich, diesen Augenblick lebhaft vor, und diese einzige Betrachtung wird machen, daß ihr euch inskünftige nichts mehr so sehr, als die Erziehung eurer Kinder angelegen seyn lasset. Amen.

Predigt

auf

das Fest des heiligen Apostels Thomas.

Text. Joh. 20, 29.

Quia vidisti me Thoma, credidisti.

Weil du mich gesehen hast, Thomas, hast du geglaubet.

Eingang.

Es würde gar bald alles menschliche Gewerb, alle Verträulichkeit, alle Verbindung der Menschen untereinander aufhören, wenn der Grundsatz einmal angenommen würde: Ich darf nichts glauben, was ich nicht sehe. Der Unterthan wird sich weigern, seinem Könige Steuer

zu

zubezahlen; denn weil er ihn niemal gesehen, darf er es nicht glauben, daß er einen König hat. Ich sehe nicht, warum ich fliehen, und mich in Sicherheit begeben soll, wenn mich mein Freund warnet: Es giengen Mörder auf mich los, die er selbst gesehen. Ich muß sie selbst sehen, sonst glaube ich es nicht. Es werden alle Bande der Blutsverwandschaft aufhören, die sich niemal auf das Zeugniß der eigenen Augen, sondern auf das Zeugniß andrer Leute gründen.

Der heilige Thomas scheint aber nach der Erzählung des heutigen Evangeliums ziemlich für diesen Grundsatz eingenommen gewesen zu seyn. Er will sehen, und greifen, sonst glaubt er nichts. Wenn ich nicht sehe in seinen Händen die Wundmäler der Nägel, und meinen Finger darein lege, wenn ich meine Hand nicht in seine Seite lege, will ich nicht glauben. Jesus hatte es seinen Aposteln mehr als einmal vorhergesagt, daß er zwar sterben; aber wieder von den Todten auferstehen werde. Daran kehrte sich Thomas gar nicht. Itzt hatte er aber auch noch das Zeugniß von eilfen seiner Mitjünger gegen sich, der gottseligen Frauen nicht zu gedenken, diese alle sagten ihm: Wir haben den Herrn gesehen, er ist wahrhaftig auferstanden. Nein sagte Thomas, das ist mir alles noch zu wenig. Ich muß ihn selbst sehen, und nicht nur sehen, ich muß es auch greifen,

daß

daß er es ist, und nicht etwann nur ein Gespenst, ein Schattenbild.

Das heißt doch die Hartnäckigkeit ein wenig zu weit getrieben, werdet ihr denken. So hätte ichs nicht gemacht. So vielen Zeugen, und sonderlich den Verheißungen Gottes selbst hätte ich gewiß geglaubt. O nur Geduld meine Lieben, wir wollen bald sehen, ob ihr dem heiligen Thomas seiner Hartnäckigkeit wegen etwas vorzuwerfen habet. Vielleicht kann Gott auch zu uns sagen: du hartnäckigter Thomas hast nur geglaubt, weil du gesehen hast.

Haben wir aber das Unglück, wie Thomas, hartnäckig zu seyn, so sollten wir diesem heiligen Apostel fein auch in seiner Bekehrung nachfolgen. Er sieht Jesum, wie er es verlangt hatte, hört ihn reden, fühlt seine Wundmäler, legt den Finger in seine Seitenwunde, und nun ist er auf einmal ganz geändert. Ganz beschämt über seinen Unglauben, und voller Verwunderung ruft er auf: Mein Gott, und mein Herr! Er glaubet itzt nur desto fester.

Immer Lehren genug für uns, die wir aus dem heutigen Evangelium schöpfen können, wenn wir wollen. Lehrreich ist für uns die Hartnäckigkeit des heiligen Thomas; denn wir sehen daraus, wie unbillig, und abscheulich es sey, wenn wir auch nicht

glauben

glauben wollen, bis wir es sehen. Lehrreich für uns ist die Veränderung des heiligen Thomas; denn sie zeigt uns, wie wir uns gegen Gott zu betragen haben. Hier liegt schon der Innhalt meiner Predigt. Wir folgen dem heiligen Thomas so oft in seiner Hartnäckigkeit, wie ich im ersten Theile zeige, also müssen wir ihm auch in seiner Bekehrung folgen. Hierzu will ich euch im zweyten Theile Anleitung geben. Sonst habe ich nichts vorläufig zu erinnern. Gott gebe mir seine Gnade, damit ich euch von jenem überzeuge, und zu diesem anführe. Ich fange an.

Der erste Theil.

Wir folgen dem heiligen Thomas in der Hartnäckigkeit.

Vielleicht glaubt mancher, es geschehe ihm Unrecht, wenn man ihm sagt, er sey so hartnäckigt, wie Thomas. Aber lasset uns die Sache untersuchen. Worinn bestund der Fehler des heiligen Thomas? Ich glaube darinn. Er glaubte Christo nicht, der doch seine Auferstehung vorhergesagt. Er glaubte den Aposteln nicht, welche den erstandenen Heiland mit ihren Augen gesehen hatten. Er verlangte für sich allein einen Beweis der Auferstehung. Er will selbst sehen, und fühlen. Es wird gar nicht

schwer

schwer seyn, euch zu zeigen, daß ihr eben so wohl in diesen dreyfachen Fehler verfallet.

Glaubet ihr wohl dem Heilande, was er euch vorhergesagt hat? Habet ihr euch nicht selbst ganz eigene Grundsätze aufgestellet, nach denen ihr lebet. Er hat es so gut, wie seine Auferstehung, vorhergesagt, daß seine Jünger allerhand Drangsalen würden auszustehen haben. Alle, saget er durch seinen Apostel, die fromm in Christo leben wollen, werden Verfolgung leiden. Er hat es vorhergesagt, daß der Weg, welcher zum Himmel führt, enge und dornicht sey. Wer glaubt es ihm aber? Glauben freylich können wir es alle, bis es darauf ankömmt, diese Vorhersagung auf uns selbst anzuwenden. So hats auch Thomas gewiß geglaubt, so oft der Herr sagte, er werde auferstehen. Allein als der Heiland wirklich gestorben war, da hielt er es erst für eine pure Unmöglichkeit, daß er noch einmal sollte lebendig geworden seyn. So, wenn wirs im Evangelium lesen, oder daraus hören, daß man Drangsalen leiden, und das Himmelreich mit Gewalt erobern muß, da ist alles recht, es zweifelt Niemand an der Wahrheit dieses Dinge. Aber nun wirft dich der Herr eine lange Zeit auf das Krankenbett hin, es entsteht eine Feuersbrunst, die dich um das Deinige bringt, du erlebest Unglück an deinen Kindern, es geht sehr sparsam mit deinem Gewerbe,

u. s. w. Jetzt zeige deinen Glauben an den Heiland, wenn du einen hast. Jetzt erinnere dich: Es geschieht mir nur, was er mir schon vorhergesagt hat. Aber wenn ich dafür von euch höre, daß Gott gar nicht mehr auf euch denke, daß er euch so unschuldig leiden lasse, daß er euch mehr auflege, als ihr thun könnet, dann Brüder saget mir, ob euer Glauben an die Verheißungen Gottes lebhafter sey, als jener des heil. Thomas. Derley göttliche, und folglich unfehlbar eintreffende Versprechungen Gottes haben wir nur in den heiligen Evangelien eine Menge, z. B. daß ohne seinen Willen kein Haaar von unserm Haupte fallen, daß er jeden nach seinen Werken belohnen, oder strafen, daß er uns gewiß vergeben werde, wenn wir unsern Feinden vergeben ꝛc. Wer sich unterstünde uns zu sagen, diese Verheißungen Christi wären lauter Lügen, den würden wir für einen Erzketzer ansehen, und vielleicht gar verfolgen. Welch ein Glauben, sollt man aufrufen. Aber nun kömmts darauf an, daß wir auf die Fürsehung Gottes vertrauen, daß uns die Hoffnung einer ewigen Belohnung trösten soll, wenn nicht sogleich eine zeitliche erfolget, daß die angedrohte Strafe uns vom Laster abhalten soll, nun ist eben Gelegenheit da, dem Nächsten zu vergeben. Welch ein Unglauben, muß man hier aufrufen.

Thomas

Thomas glaubte allen Aposteln zusammen nicht, ob sie ihn gleich als Augenzeugen, und aus der eigenen Erfahrung versicherten, daß sie den auferstandenen Heiland selbst gesehen hätten. O möchte doch hierinn euer Glauben stärker seyn, als iener des heil. Thomas! Aber gerade das Gegentheil. Auch das glaubet ihr nicht, was euch die Apostel so deutlich bezeugen. Petrus lehret durch sein Beyspiel, daß man sich nie auf seine eigene Kräfte verlassen soll, daß es nur eine Gnade des Höchsten sey, wenn er uns nicht fallen läßt. Glauben dann das jene leichtsinnige Menschen, welche stolz auf ihre bisherige Tugend sich immer mehr, und mehr in die Gefahr hinein wagen, und den Krug so lange, wie das Sprichwort lautet, zum Brunnen tragen, bis er bricht? Judas, wenn er gleich ein Apostel war, lehret durch sein Beyspiel, wie weit ein Mensch herab sinken kann, wenn Gott nach langen und vielfältigen Ermahnungen endlich seine verachtete Gnade nicht mehr in dem Maaße giebt, wie er sie gegeben hat. Glauben das jene Menschen, welche auf alle Predigten, auf alles Zureden, auf alle innerliche Einsprechungen Gottes doch immer fortfahren zu sündigen, gleichsam als wenn ihnen Gott in den letzten Augenblicken nothwendig die Gnade der Bekehrung geben müßte, und sie nicht, wie den verzweifelten Judas, könnte sterben lassen? Paulus lehret andre die sichere Hoffnung auf die unendliche Barmherzig-

keit Gottes, und sie glauben, ihre Verbrechen seyn größer, als daß sie noch Barmherzigkeit erhalten könnten. Thomas lehret sie, daß es keine Schuldigkeit, sondern nur guter Wille sey, wenn sich Gott so weit herabläßt, sie handgreiflich von der Wahrheit der christlichen Religion zu überzeugen, weil auch die selig gepriesen werden, die glauben, ohne gesehen zu haben. Und doch giebt es Leute, die darauf pochen, man könne die Wunder des Christenthumes nicht glauben, weil man sie nicht selbst gesehen, und geprüfet habe. Alle Apostel zusammen lehren uns, daß die Gnade Gottes alles vermöge, weil sie aus Fischern, und Sündern die eifrigsten Diener Gottes gemacht hat. Und doch wollen einige den Muth sinken lassen, ob sie wohl auch Gott gefallen, weil sie weder lesen noch schreiben können, und also so einfältig hin bethen müssen, was ihnen einfällt. Und doch wollen einige, weil sie keine außerordentliche Tugenden ausüben, sogleich glauben, Gott wäre mit ihnen nicht zufrieden. Was ist dann endlich Unglauben, oder schlechter Glauben auf Gott, wenn es das nicht ist?

Thomas gieng endlich gar so weit, daß er blos für seine eigene Person allein eine Erscheinung verlangte. Wenn ichs nicht sehe, wenn ichs nicht berühre, glaube ichs nicht. Wie oft ist auch euch die gewöhnliche Ordnung, welche Gott hält, nicht

recht,

recht, und ihr erwartet, daß er sie euch zu Gefallen umkehren werde? Ihr möchtet bekehret seyn. Aber Gott soll alles allein auf sich nehmen, ohne daß es euch eine Mühe kostete. Nachdem ihr euer ganzes Leben hindurch seine Gnaden mißbrauchet, hoffet ihr, er werde euch im Todbette noch eine außerordentliche schenken, die Wunder an euch wirke. Thut er das nicht, so darf er auf euch nicht rechnen, ihr gehöret nicht unter seine Anhänger. Ich denke, nun sollen wir nicht mehr Ursache haben, uns über die Hartnäckigkeit des heil. Thomas zu verwundern. Wenn wir auf uns selbst sehen, finden wir uns des nemlichen Fehlers schuldig. O wenn wir ihn nur auch so wieder gut machten, wie er ihn verbessert hat!

Der zweyte Theil.

Wir müssen dem heiligen Thomas in der Bekehrung folgen.

Von dem heiligen Thomas berichtet uns das Evangelium, daß er wirklich die besondere Gnade Jesum zu sehen, und seine Wunden zu berühren erhalten habe. Nun aber schämte er sich seiner Hartnäckigkeit, und von der Gewißheit der Auferstehung überzeugt rief er voll Erstaunen auf: Mein Herr, und mein Gott. Womit er sagen wollte:

Herr, nun weis ichs gewiß, daß du von den Todten aufgestanden bist. Ich sehe dich da vor mir, das bist du, mein Herr, und mein Gott. Und dieser lebendige Glauben wirkte dann so sehr auf ihn, daß er das Evangelium unerschrocken verkündete, und wie es ziemlich glaubwürdig ist, die Wahrheit seiner Lehre mit dem eigenen Blut bestättigte.

Geliebte Zuhörer! Sehen dann wir nicht Jesum auch? Muß er uns dann eben sichtbarlich erscheinen, wie dem heil. Thomas? Erklecken uns jene Wohlthaten nicht, die er uns als Erlöser erzeiget, und an denen wir nicht zweifeln können, ohne zugleich den ganzen christlichen Glauben zu verwerfen? Wer war es dann, der uns gleich bey dem Eintritte in diese Welt von der Erbsünde reinigte? und das verlorne Recht auf den Himmel wieder herstellte? Es war Jesus. Wer war es dann, der uns so oft wieder zu Gnaden aufnahm, nachdem wir gefallen waren, und mit reumüthigem Herzen bey ihm um Verzeihung bathen? Es war Jesus. Wer war es dann, der uns so oft durch sein allerheiligstes Fleisch gespeiset, und durch sein Blut getränket, damit wir Kraft erhielten, den täglichen Versuchungen leichter zu widerstehen? Es war Jesus. Wo fanden wir in unsern Drangsalen Zuflucht, und Trost, als bey ihm? Auf wen steifet sich unsre ganze Hoffnung für die Zukunft, als auf

ihn? Sagen wir also nicht, daß wir Jesum nicht sehen. Wir sehen ihn ja in allen den Wohlthaten, die uns durch das Werk seiner Erlösung zufließen. Wir fühlen ihn.

Möchtet ihr aber auch seine Wunden berühren? Brauchen wir dann aber das, nachdem wir wissen, daß der verklärte, und mit seinen Wundmalen gezierte Leib Christi nun mehr im Himmel zur Rechten des Vaters sitzet, nachdem uns der heil Paulus versichert, daß er dort einen Fürsprecher für uns mache, und dem göttlichen Vater seine Wunden vorzeiget, um uns alle Gnaden zu erhalten? Nein, die Wunden brauchen wir nicht zu sehen, nachdem wir so gewiß wissen, daß sie ungesehen von uns doch täglich, wenn ich so sagen darf, für uns bitten.

Ach warum reißt dann uns nicht auch, wie den heil. Thomas, die Größe, und Menge der Wohlthaten hin, daß wir voll Erstaunen aufrufen: Mein Gott, und mein Herr! Warum schämen wir uns nicht, unsern so liebenswürdigen Erlöser bisher nicht gekannt, nicht geliebet zu haben? Warum nehmen wir uns nicht manchmal, etwann nach der heil. Communion, wo wir Gott wirklich unter den Gestalten des Brodes gesehen, und uns innigst mit ihm vereiniget haben, warum nehmen wir uns da nicht eine Viertelstunde, in der wir besonders alle

Wohlthaten überdächten, die uns Jesus in den verschiedensten Vorfallenheiten unsers Lebens erwiesen hat? Thäten wir dieses, es könnte nicht fehlen, wir müßten anfangen ihn aufrichtig zu lieben, unser Herz müßte aus Dankbarkeit gegen ihn zerfließen. Könnte es für einen Christen eine heilsamere, und zugleich auch eine anständigere Beschäftigung geben, als wenn er sich gewöhnte, in allen Dingen seinen Gott zu sehen, und hierinn den heil. Thomas nachzuahmen? Bey dem Genuß von Speis, und Trank, nach der Erquickung des Schlafes, wenn ein Unternehmen glücklich von statten gegangen, ja sogar auch in allen Widerwärtigkeiten soll man sich selbst sagen: Das bist du, mein Gott, und mein Herr! du hast alles so angeordnet, du giebst mir diese Freude, schickest mir dieses Kreuz. Wie gut, wie liebreich meynest du es mit mir. Auf diese Art würden wir unsern ehmaligen Unglauben am leichtesten wieder gut machen.

Doch viele sind schon zu allen solchen geistlichen Betrachtungen ganz untauglich geworden. Nichts rührt sie mehr, als was blos sinnlich ist. Sie genießen die Wohlthaten Gottes, und der Religion, und denken nicht einmal, wo sie herkommen. Kein Wunder also, wenn sie von Gott außerordentliche Zeichen verlangen, aus welchen sie abnehmen könnten, daß er von ihnen geliebet zu werden verdiene.

Der Erlöser soll sichtbarlich zu ihnen kommen, soll ihnen sagen: diese Wohlthat kömmt von mir, diese Trübsal, auch eine Wohlthat für dich, habe ich dir geschickt. Sieh nun selbst, ob ich nicht Liebe, und Dank von dir verdiene. Thörichte Menschen! das braucht euch ja nicht erst durch ein Wunder gesagt zu werden. Ihr wisset ohnehin gewiß, daß ohne Gottes liebreiche, und weise Anordnung nichts geschieht. Ueberall sehet ihr seine Wohlthaten. Ist also etwas billiger, als daß ihr überall Liebe, und Dank gegen ihn bezeiget?

Beschluß.

Thomas hat geglaubt, weil er den Erlöser mit leiblichen Augen gesehen hat, und ehe hat er seine Hartnäckigkeit nicht abgeleget. Sind wir ihm also bisher an Hartnäckigkeit gleich gewesen, daß wir weder den Worten Christi, weder dem Beyspiele der Apostel geglaubt, sondern vielmehr von Gott selbst unmittelbare Wunder zu unsrer Ueberzeugung verlanget haben, so wollen wir jetzt ihm auch in seiner Bekehrung nachfolgen. Wir sehen ja, o Herr, überall Werke deiner Güte, und Barmherzigkeit. Aber, wie wir schwache Menschen sind, kann es uns doch manchmal begegnen, daß wir bey dem Einbruche einer unerwarteten Trübseligkeit wieder auf dich vergessen, weil wir glauben, du

habest auch auf uns vergessen. Ach da gieb uns Geduld, gieb uns Stärke im Glauben. Unsre Kräfte allein werden niemals ausharren. Darum sollen wir auch täglich mit einem großen Heiligen zu Gott rufen: Ich glaube, o Herr; aber komme meinem Unglauben zu Hülfe. Amen.

Erste Predigt

auf

das Kirchweihfest.

Text. Luk. 19, 5.

Hodie in domo tua oportet me manere.

Heute muß ich in deinem Hause bleiben.

Eingang.

Jesus, wie er selbst saget, muß in dem Hause des Zachäus bleiben. Warum muß er dann? Er ist Gott, und als Gott erfüllet er ohnehin Himmel, und Erde — ist überall gegenwärtig, und

und an kein besonders Ort gebunden. Warum muß er dann also in dem Hause des Zachäus bleiben? Er ist zugleich Mensch, und als Mensch ward er vom Vater gesendet, zu suchen, und selig zu machen, was verloren war. Es war die Absicht seiner Menschwerdung, alle Schafe des Hauses Israel wider auf den rechten Weg zu führen, den sie verlassen hatten. In Jericho mußte es ohne Zweifel solche irrige Schafe, wie der Zachäus eines war, die Menge geben. Warum muß er dann nur bey diesem einkehren, bey diesem bleiben?

Meine Lieben, er muß es nur; weil er unendlich gut ist, uud den Menschen immer so viel Gutes thun will, als ihren Umständen nach ihnen nützlich ist. Er wählet immer unter mehr möglichen Dingen dasjenige, woraus für ihn die größte Ehre, und für uns der möglichste Nutzen folget. Darum ist er Gott, und die Güte selbst. Und da werdet ihrs nun gleich sehen, daß er vorzüglich im Hause des Zachäus Gelegenheit hatte, seine ganze Güte zu zeigen. Zachäus war ein Zöllner, ein ungerechter Mann, ein Sünder. Es war ja gewiß gütig, und recht liebreich vom Heilande gehandelt, wenn er zu ihm gieng, ihn erleuchtete, bekehrte, und zu Gnaden aufnahm. Aber so etwas hätte der Erlöser überall thun können. An Sündern fehlte es ihm wohl in jedem andern Hause nicht. Nein er

wollte

wollte seine Güte auf mehrere zugleich wirken lassen. Da er einen bekehret, sollen auch andre Nutzen davon haben. Um also den möglich besten allgemeinen Nutzen aus einer Bekehrung zu erhalten, wählte er das Haus des Zachäus; Denn der war Oberzöllner, der Vornehmste unter den Zöllnern, und das gute Beyspiel, wie das böse, wenn es von Großen, und von der Obrigkeit gegeben wird, hat allzeit, wie ihr wohl wisset, auch einen wichtigen Einfluß auf die Untergebenen. Sie richten sich darnach. Weil also der Heiland wohlthun, und so vielen, als möglich war, wohlthun will, mußte er in dem Hause des Zachäus bleiben.

Aus der nemlichen Ursache, aus welcher Christus in dem Hause des Zachäus bleiben mußte, müssen auch wir das Haus Gottes besuchen, das heißt in den öffentlichen Versammlungen der Gläubigen uns einfinden, und so fleißig einfinden, daß wir, so zu sagen, darinn bleiben. Wir müssen in dem Hause Gottes bleiben, damit wir unsern eigenen, und den Seelen Nutzen unsrer Nebenmenschen befördern. Kirchen besuchen, und dem öffentlichen Gottesdienste mit den übrigen Gläubigen beywohnen ist gewiß eine recht nützliche, und schöne Handlung.

Wie traurig ists doch, meine Lieben, wenn unsre Gotteshäuser leer, und verlassen da stehen,

oder

oder doch nur noch von guten frommen Bürger- und Bauerleuten besuchet werden, und wenn andre, die sich etwas mehr dünken, ich will nicht sagen, aus Stolz, doch wenigst aus Bequemlichkeit selten sich darinn einfinden? Es ist so traurig, wenn man sie sagen höret: Gott ist überall, ich kann ihn auf meinem Zimmer eben so gut, wie in der Kirche anbethen. — Er hat ohnehin kein Wohlgefallen an äußerlichen Ceremonien, er sieht nur aufs Herz, ob es gut ist. Alles übrige, die Messe, die Predigten, die tausend Alfanzereyen, und Spielwerke, die in der Kirche vorgehen, ist Pfaffenerfindung — tauget höchstens nur, den Pöbel zu unterhalten. Ein vernünftiger Mann hat diese Dinge nicht nothwendig.

Es ist traurig, ich wiederhohle es noch einmal, wenn man in unsern Zeiten gewisse Leute so sprechen höret. Sie thun es freylich nicht immer aus Bosheit. Nein, sie können nur das Wahre von dem Falschen nicht recht unterscheiden, und weil sie etwas gewiß Wahres behaupten, oder gelesen haben, so halten sie sogleich alles für wahr. Möchten sie doch auf ihre Einsichten auch ein klein wenig Mistrauen setzen — möchten sie sich von andern, die es so redlich mit ihnen meynen, bekehren lassen! Ich will es in der heutigen Predigt versuchen. Weil wir eben den Gedächtnißtag der Einweihung dieses Got-

teshauses begehen, und die Gotteshäuser zur öffentlichen Verehrung Gottes bestimmet sind, will ich euch die Pflicht, und die Weise Gott darinn zu verehren zeigen, die Pflicht im ersten, die Weise im zweyten Theile. Es kann nicht fehlen, meine Christen, wenn ihr mich recht fasset, ihr werdet euch in Zukunft fleißig mit den übrigen Gläubigen in der Kirche einfinden, Gott zu verehren, mit Freuden, und mit Eifer einfinden. Und o was auferbäuliches, was erwünschliches wäre dieses bey unsern lauen Zeiten! Hilf mir, gütigster Vater, damit ich dieses zu deiner Ehre zuwegen bringe. Ich bitte dich darum ꝛc.

Der erste Theil.

Die Pflicht, Gott öffentlich zu verehren.

Es stund Gott ohne Zweifel frey, etwas, oder nichts zu erschaffen. Aber wenn er ja einmal etwas erschaffen wollte, so konnte er keinen andern Endzweck dabey haben, als seine Ehre; weil er unendlich heilig, und die Glückseligkeit der Geschöpfe; weil er unendlich gütig ist. Wir Menschen sind seine Geschöpfe, sind also nur wegen der Ehre Gottes, und unsrer Glückseligkeit erschaffen. Dieß ist der Endzweck unsers Daseyns. Hieraus nun, wie

ich

ich euch zeigen werde, folgt, daß wir Gott äußerlich, und öffentlich verehren können, verehren müssen.

Wir können ihn öffentlich verehren. Gott öffentlich verehren heißt — es öffentlich, und vor den Augen der ganzen Welt bekennen, daß Gott unser Oberherr ist — daß wir alles von ihm haben — daß wir unsern Verstand seinem Unterrichte, und unsern Willen seinen Gebothen unterwerfen — daß wir auf die Art, die er uns selbst vorgeschrieben, ihm unsre Unterwerfung, unsre Hochschätzung, unsre Liebe beweisen. Und können wir dann dieß nicht? Er hat uns ja nicht nur eine Seele zum Denken, und Wollen, sondern auch einen Leib gegeben, durch welchen wir unsre Gedanken, und unsern Willen äußerlich ausdrücken, und zu erkennen geben können. Die Himmel erzählen mir die Herrlichkeit, und Grösse Gottes, und ich habe Augen, sie zu sehen. Hände, Füsse, Ohren, Geruch, Geschmack entdecken mir in allen Dingen einen allmächtigen, gütigen Schöpfer. Das, was an Gott unsichtbar ist, spricht der Apostel, sieht ein irdisches Geschöpf in dem, was er gemacht hat, auch seine ewige Macht, und Herrlichkeit. Wozu habe ich also meine äußerlichen Sinne? Entweder gab mir sie Gott umsonst, und ohne Absicht auf sich selbst? Und dieß widerspricht allen seinen Eigenschaften,

oder ich habe sie als so viele Werkzeuge, wodurch ich Gott äußerlich verehren kann. Ich kann alle Kräfte, und Fähigkeiten meines Leibes zu seiner Ehre gebrauchen.

Können wir aber Gott äußerlich ehren, haben wir das Vermögen dazu, so müssen wir es auch thun; Ein unendlich weiser Gott kann nichts ohne Absicht thun. Hat er uns das Vermögen verliehen, ihn äußerlich zu ehren, so will er auch, daß wir es thun, er verbindet uns dazu, unsre äußerlichen Kräfte zur äußerlichen Verehrung, und Anbethung seines Wesens zu gebrauchen.

Ja, werdet ihr sagen, das ist alles gut. Ich muß Gott äußerlich verehren. Warum dann eben in der Kirche? Es giebt außer derselben tausend Gelegenheiten dazu. Da habet ihr Recht. Außer der Kirche könnet, und müsset ihr ihn verehren. Folget aber daraus, daß ihr nicht auch in der Kirche zu dieser Absicht erscheinen müsset? Daß euch Gott dieses befehlen könne, euch mit andern Gläubigen öfters in der Kirche zu versammeln, werdet ihr doch nicht leugnen? Das wäre doch ein unerträglicher Stolz von euch. Es kömmet also blos darauf an, ob wir ein wahres Geboth haben, das jeden Menschen verbindet, den öffentlichen gottesdienstlichen Versammlungen der Gläubigen beyzuwohnen. Und

dieß

dieß haben wir. Gott hat es aus den weisesten Ursachen so befohlen.

Gott hat öffentliche, gottesdienstliche Versammlungen der Gläubigen angeordnet. Schon in dem alten Bunde mußte man ihm zuerst die Stiftshütte, und darauf den Tempel zu Jerusalem erbauen. Es war allen Jüden gebothen, das Jahr hindurch dreymal in diesem Tempel zu erscheinen, und der Herr hatte an dieser öffentlichen Zusammenkunft, und gemeinsamen Andacht so ein Wohlgefallen, daß er ihnen versprochen, unterdessen als sie vom Hause abwesend wären, alle ihre Güter vor den Anfällen ihrer Feinde sicher zu stellen. Gleich nach Pflanzung der christlichen Religion finden wir überall, daß sich die Gläubigen versammelt, und ihre Gebethe, und ihre Opfer gemeinschäftlich verrichtet haben. Da saget uns die Apostelgeschichte: Die Gläubigen verharreten zusammen in dem Gebethe. An andern Stellen giebt sie uns Nachricht, daß allzeit ein gemeinschäftliches Gebeth veranstaltet wurde, so oft man etwas wichtiges unternehmen, oder von Gott erhalten wollte. Man wollte an die Stelle des Judas einen Apostel wählen, und die versammelten Gläubigen betheten. Petrus lag gefangen, und die Kirche, d. i. die Versammlung der Gläubigen bethete ohne Unterlaß für ihn. Paulus giebt uns Nachricht, wie sich die Christen zum Abend-

mahl versammelt haben. Der heil. Märterer Justinus beschreibet uns die gottesdienstliche Zusammenkünfte der Christen ausführlich. Tertullian setzet sie schon voraus, und vertheidiget sie nur gegen die Heiden, welche unverschämter Weise behaupteten, daß die abscheulichsten Laster dabey begangen würden. Sogar der Heide Plinius in einem Briefe an den Kaiser Trajan saget, daß die Christen alle Sonntage vor Sonnenaufgange zusammen kämen, und Christum wie ihren Gott mit Lobliedern verehreten. Und was braucht es viel? Man zeiget auch heute noch zu Rom die unterirdischen Grüften, in welchen die ersten Christen zur Zeit der Verfolgungen ihre gottesdienstlichen Versammlungen hielten. Als aber die Kirche Ruhe erhalten hat, wurden überall zur Ehre des wahren Gottes öffentliche Tempel erbauet, in welchen sich die Christen zusammen einfanden. Wir haben noch die Beschreibung des Gottesdienstes wie er verrichtet, und sehr viele geistliche Reden, die dabey gehalten worden.

Beweiset dieser allgemeine, vom Anfange der Kirche bis auf unsre Zeiten fortgesetzte Gebrauch, die Gläubigen bey dem öffentlichen Gottesdienste zu Versammlen, nicht eine Verordnung, einen Befehl des Stifters unsrer Religion? doch wir haben ihn ja in dem Evangelium selbst sehr deutlich ausgedrückt. Wenn zween, oder drey zusammen in meinem Namen den Vater etwas

bitten,

bitten, so wird es ihnen gegeben werden. Ja, meine Geliebten, hier habet ihr zugleich das Geboth, euch zu versammeln, und die Ursache, warum es so verordnet worden. Als Glieder des nemlichen Staates sind wir verbunden, einander zu helfen, und leidet Jemand Noth, können wir allein ihm nicht helfen, so vereinigen wir unsre Kräfte mit andern, ihn zu retten. Eben so ist es auch in Ansehung der Kirche. Was einer allein nicht erbitten kann, das können mehrere zusammen. Diesen schlägt Gott nichts ab: Wenn zween, oder drey zusammen um etwas bitten, so wird es ihnen gegeben werden. Sind wir nun verbunden, unserm Mitbruder nachdrücklich zu helfen, und geschieht dieß viel nachdrücklicher durch das gemeinschäftliche Gebeth, hat das allgemeine Gebeth nach der theuren Verheißung Christi so eine Wunderkraft, wer will noch zweifeln, daß es Pflicht ist, die Gotteshäuser zu besuchen, und gemeinschäftlich Gott darinn zu bitten?

Noch ein Beweggrund. Wir müssen nicht nur selbst Gott verehren, sondern seine Verehrung auch bey andern befördern, wir und andre müssen Nutzen davon haben. Zachäus, indem er sich nützte, erbauete auch andre. Dazu ist nun der öffentliche Gottesdienst eine herrliche Gelegenheit. Stellet euch einen Menschen vor, der so eben in die Kirche eintritt, als die übrigen vor ihrem Gott auf

den Knien liegen, und bethen. Wenn er noch nicht ganz verwildert ist, muß nicht wenigst der Gedanke in ihm rege werden: Ey du bist doch nicht mehr, als diese alle. Brauchest du Gott nicht auch? Ist er nicht auch dein Oberherr, wie der ihrige? Wird er sich nicht wenigst schämen, wenn er gegen seinen Gott gar nichts empfindet, und wie ein Stück Holz in einer so andächtigen Versammlung da ist? Wird der Kleinmüthige nicht Vertrauen auf seinen Gott von euch lernen, wenn ihr eure Anliegen so zuversichtlich in den Schooß Gottes ausschüttet? Wo wird der Hochmuth mehr niedergeschlagen, wo die Demuth mehr empfohlen, wo die Bruderliebe mehr gelehret, als eben in der Kirche, wo wir alle einander gleich sind? wo aller Unterschied des Standes, des Reichthumes aufhöret, wo der Kaiser und König eben sowohl, als der Arme vor Gott als ein Bettler erscheint, wo jeder bitten, und sich demüthigen muß, wenn er etwas erhalten will. Da, da allein fühlen alle ihr Unvermögen, und ihre Abhängigkeit von Gott.

Wer also blos aus Trägheit, und ohne ein rechtmässiges Hinderniß an den gesetzten Festtagen nicht in der Kirche erscheint, nicht gemeinschäftlich mit andern bethet, der entzieht Gott die äußerliche Verehrung, die er ihm schuldig ist, nimmt nicht an dem allgemeinen, so nützlichen Gebethe Theil — beraubet

raubet seinen Bruder des Nutzens, den er davon haben könnte — schadet sich selbst an der eigenen Erbauung. Saget also nicht mehr: Gott ist überall gegenwärtig, zu was brauche ich in die Kirche zu gehen? Ja, er ist überall. Aber wenn er auch öffentlich verehret seyn will — wenn er euch das Vermögen dazu gegeben, wenn er sogar die Art dieser Verehrung bestimmet hat, — was habet ihr dagegen einzuwenden? Saget nicht mehr: Gott sieht nur aufs Herz, und fraget nach äußerlichen Ceremonien nichts. — Freylich kömmt aufs Herz, auf innerliche Gesinnung, auf die innerliche Liebe gegen ihn alles an. Das ist der innere Gottesdienst. Aber wenn er nun wieder will, ihr sollet diese Gesinnung, diese Liebe auch äußerlich zeigen, ihr sollet euren Nebenmenschen damit erbauen, damit sie eure Werke sehen, und den Vater, der im Himmel ist, loben — wenn er in dieser Absicht öffentliche Religionsgebräuche angeordnet, — Was habet ihr dagegen einzuwenden? Das war also die Pflicht, öffentliche Gotteshäuser zu besuchen. Nun auch im

Zweyten Theile.

Die Weise Gott öffentlich zu verehren.

In unsern Kirchen werden dreyerley gottesdienstliche Handlungen vorgenommen. Das Ge-

beth, die Verkündigung des göttlichen Wortes, die heil. Messe nebst der Ausspendung der heiligen Sakramente. Wie soll man sich bey jeder derselben verhalten?

Wie bey dem Gebethe? Man hat eine Menge Anweisungen zum Gebethe. Und doch ist nichts leichters als bethen. Man muß nur verstehen, und wissen, was man bether, und dieses mit Ernst, mit Vertrauen auf Gott bethen. Und da gebe ichs nun gerne zu, daß uns Gott an keine gewisse Gebethsformel binden will. Das Vaterunser, der englische Gruß, die Gebether in den Büchern, sind nur Anleitungen, die uns lehren, was man, und wie man es begehren kann. Indessen sind sie weder die einzigen, noch die allzeit nothwendigen Gebethsformeln. Gott giebt nur Achtung, ob wir wissen, was wir bethen — ob das Herz am Gebethe auch Theil nimmt — ob ihr aus Ernst, oder nur aus Gewohnheit bethet. Was kann's nun helfen, wenn ihr in der Kirche einige Rosenkränze daher saget, und niemal wisset, was ihr saget? Wenn ihr die schönsten Gebethe aus einem Buche, wie ein Schulknabe sein A, b, c aufsaget, ohne dabey zu denken? Redet mit eurem Gotte auf eure Art, so gut ihrs vor einander bringen könnet. Aber lasset euchs Ernst dabey seyn. Das ist wahrhaft bethen.

Seyd

Seyd mir also nicht kleinmüthig, gute, einfältige Christen, weil ihr nicht lesen, und kein Gebethbuch brauchen könnet, wie andere. Ihr könnet ohne Buch so gut, als der Gelehrteste bethen. Fehlet euch sonst etwas, so wisset ihr ja andern euer Anliegen deutlich genug zu erklären, und eure Noth zu klagen. Gerade so, mit den nemlichen Worten, mit dem nemlichen Ernste redet zu eurem Gotte. Saget ihm: Herr! nimm mirs gut auf, ich rede mit dir, wie mit meinem Vater. Du weist, dieß, und dieß brauche ich — in dieser Noth bin ich. — Freylich habe ichs — ich Sünder — nicht verdient, daß du mir hilfst. Dein lieber Sohn hats ja aber versprochen, daß du uns alles geben willst, was wir brauchen. — Ist darum gestorben, damit er meine Sünd gut machte. Hilf mir also nur doch. Das ist die wahre Herzenssprache, die ihr brauchen müsset. Dieß ist gebethet; das übrige ist nur geschwätzet. Man muß mit Gott vertraulich, und aufrichtig umgehen.

Das werdet ihr nun wohl selbst sehen, daß euer Gebeth nichts heißt, wenn ihr nicht nachdenket, was ihr saget, ausschweifig seyd, anders redet, und anders denket. Hats Gott ehmal schon bey den Jüden geahndet, daß ihn dieß Volk nur mit den Lippen ehret; sein Herz aber weit von ihm ist.

Nun vom göttlichen Worte, wann es verkündiget wird. Dabey sollet ihr euch erstens einfinden. Messe müsset ihr an den vorgeschriebenen Tägen unter einer Sünde hören. Wäre es doch auch ein eben so strenges Geboth der Kirche, daß ihr der Predigt beywohnen müßtet! Thut aber das, was euch nicht gebothen ist, aus Eifer, aus Liebe zu eurem Heile. Ich kanns unmöglich glauben, daß ihr schon alles wisset, was ihr in der Predigt höret. Liebe Leute! In allen Dingen lernen wir täglich etwas Neues. Warum nicht auch in der Erkenntniß des göttlichen Willens — in dem täglich bestimmtern Vortrage der Glaubens, und Sittenlehre? Wisset ihr aber auch alles schon? Ists nicht doch noch nützlich, wenn ihr da, und dort darauf erinnert werdet, damit ihr es nicht vergesset, oder damit ihr thut, was ihr schon wisset. Diesen Nutzen gewähret euch jede Predigt. Findet euch aufmerksam bey der Predigt ein — mit dem Willen das zu verbessern, oder zu thun, was man euch sagen wird. Die Begierde, das auf sich anzuwenden, was man höret, machet erst die Predigt des Evangeliums heilsam. Der Prediger ist nur das Werkzeug des heil. Geistes, er mag gut, oder schlecht seyn. Darüber haltet euch nicht auf. Der Vortrag des heil. Paulus selbst war eben nicht der beste. Ein jeder Christ kann doch in jeder Predigt noch etwas lernen, was zu seiner Besserung taugt,

es

es mag gut, oder schlecht vorgetragen werden, wenn er blos Erbauung darinn suchet.

Was euch aber besonders bey dem öffentlichen katholischen Gottesdienste beschäftigen soll, ist das heil. Meßopfer. Von andern Kirchenhandlungen kann ich doch für jetzt nicht reden. Diese Handlung geschieht vor euren Augen, und zu eurem Nutzen. Lasset euch doch, meine Lieben, dadurch nicht irre machen, wenn ihr in unsern Zeiten leset, oder höret, daß sogar Katholiken mit der Art nicht recht zufrieden sind, mit welcher dieses Opfer vollbracht wird. Es will einigen nicht mehr gefallen, daß man die Messe in der lateinischen Sprache ließt, die das Volk nicht versteht — daß es von so vielen — wie man saget — theatralischen Ceremonien begleitet — daß es so oft — täglich — täglich öfters — und von mehrern Priestern zugleich vollbracht wird. Alle diese Vorwürfe sollen euch nicht bekümmern, das Meßopfer, wenn es auch noch besser, noch erbaulicher begangen werden könnte, bleibt unterdessen doch ein heiliges, und nützliches, ehrwürdiges Opfer. Das einseitige Gelärme von einigen, wenns nicht an die kömmt, welche helfen können, hat keinen Nutzen, und schadet noch dadurch, daß es fromme Gläubige in ihrer Andacht irre machet, ohne den Schaden auf eine andre Art wieder herein zu bringen. Genug für euch, daß ihr wisset: in der

heil. Messe werde euch das wichtigste Geheimniß unsers Glaubens zur Erinnerung vorgestellet, das Opfer, das Jesus Christus am Kreuze vollbracht hat — ein Opfer, von ihm selbst der Wesenheit nach eingesetzet, — und von der Kirche mit einigen rührenden Ceremonien begleitet — durch welches Opfer jeder die Früchte des Leidens Christi auf sich besonders anwenden kann.

Gott! welche gottselige Gedanken sollten wir dabey haben! Hier, meine Lieben, solltet ihr denken, will mir mein Erlöser sein Leiden besonders zu Nutzen kommen lassen. Hier opfert er dem Vater neuerdings sein Leiden für mich auf. — Hier habe ich ein Mittel, alle Gnaden für mich, und andre zu erhalten — hier ein Mittel für die Strafen meiner Sünden Gott eine vollständige Genugthuung zu verschaffen. O daß ich doch seine unendliche Güte gegen mich genug erkennete — daß ich ihm genug dafür dankte! Thut wenigst, was ihr könnet, bethet dabey, bethet andächtig, im vollen Vertrauen auf seine Liebe gegen uns. Lasset die Gegenstände eurer Zerstreuungen weg, die euch vom Hause bis in die Kirche verfolgen. Lasset euch in der Kirche nicht zerstreuen.

Gehet besonders nicht in die Messe der Musik wegen, damit ihr euch die Zeit vertreibet. Leider

giebt

giebt es noch sogenannte Kirchenmusik, und es sollte keine andre geben, als die welche in dem gemeinschäftlichen Gesange aller Gläubigen besteht, deutsch ist, und nichts weiters. Die Kirche hat die Instrumentalmusik niemals durch ein allgemeines Geboth, nicht einmal durch ein besonders, eingeführt, niemals ausdrücklich gebilliget — nur, als sie sich nach und nach eingeschlichen, gelten lassen, wie sie gar vieles, das sie nicht so gleich ändern kann, gelten läßt. Sie hat keinen Nutzen, gar keinen, und keinen wirklich vor Gott giltigen Endzweck. Sie dient nicht zur Ehre Gottes; denn das wird doch kein Mensch glauben, daß Gott mit dem Klange der Instrumente gedienet sey. Er will Herzensandacht. Sie hat keinen Endzweck für die Menschen. Kenner, und Liebhaber zerstreuet sie, wenn sie gut ist, selbst auf dem Altare, wo man auf Gott allein denken soll. Ist aber die Absicht des öffentlichen Gottesdienste, Zerstreuungen zu veranlassen? Ist sie aber schlecht, so machet sie die Leute in der Andacht irre. Ist Jemand weder Kenner, noch Liebhaber der Musik, so ermuntert sie ihn ohnehin nicht zur Andacht. Merket man auf die Musik, so bethet man nicht, wie man bethen soll. Merket man nicht darauf, wozu die Kirchenmusik, die ohne unser Herz Gott nicht gefällt? Ganz ein anderes ist es, wenn die Gläubigen im Freudengefühle ihr Herz selbst zu Gott erheben, und singen, was sie verstehen, wie

ehmal

ehmal die Israeliten. Doch weis ich wohl, daß einzelne Gemeinden ohne den Beystand der Obrigkeiten hierinn keine Aenderung machen können. Gehet also ihr unterdessen in eure Kirche, gehet in der lebendigen Absicht darein, Gott zu verehren, gebet auf das heil. Meßopfer Achtung, und gebet auf alle auswärtige Gelegenheiten zu Ausschweifungen nicht Achtung. Ihr wisset doch, daß alles, was euch die Religion in der Kirche vorhält, blos allein zu eurer Erbauung angesehen ist.

Beschluß.

Es sey euch also, Geliebte, ein Vergnügen, die Gotteshäuser zu besuchen, euch darinn aufzuhalten. Bleibet in dem Hause des Herrn, wie Christus in dem Hause des Zachäus. Ihr wisset es, es ist Pflicht. Ihr wisset, wie ihr euch darinn zu verhalten habet. Seyd mir also heilig, ehrwürdige Tempel, Wohnungen meines Gottes auf Erden. Hier will ich blos in der Absicht erscheinen, um zu bedenken, was Gott ist — und was er mir ist — Herr! ich muß dich äußerlich verehren, kanns thun, du hast mir Fähigkeit dazu verliehen. Und was ich kann, muß ich zu deiner Ehre thun. Diese zu befördern hast du mich erschaffen. Ich muß deine Ehre auch bey andern befördern. In den Kirchen finde ich die beste Gelegenheit dazu. Ich weis,

wie

wie ich dich verehren muß. Durch ein ernsthaftes und aus dem Herze kommendes Gebeth, durch aufmerksame Anhörung deines Wortes, und einen wahren Vorsatz, das zu erfüllen, was man mir predigt, durch eine theilnehmende Anhörung der heil. Messe. Ja Herr! gieb mir die Gnade, daß ich dich in deinem Wohnhause auf Erde allzeit so verehre, damit alle meine Mitchristen, oder doch einige mir folgen. Und dann, Triumph für dich, heilige Religion! Dann werden wir in dieser Welt schon anfangen, Gott zu loben, wie wir ihn von Ewigkeit zu Ewigkeit loben sollen. Amen.

Zwey-

Zweyte Predigt

auf

das jährliche Kirchweihfest.

Text. Luk. 19.

Dimidium bonorum meorum, Domine, do pauperibus. Et ſiquid aliquem defraudavi, reddo quadruplum.

Den halben Theil meiner Güter, Herr, gebe ich den Armen, und wenn ich Jemanden um etwas betrogen habe, gebe ichs vierfach zurücke.

Eingang.

So machen es alle Gleißner, ſo machen es alle ſtolze Menſchen. Ihrer Einbildung nach ſind ſie allein fromm, und untadelhaft, nur ſie allein ſind würdig geehret zu werden. Alle andre Men-

Menschen sind Leute, voller Fehler, und Sünder. Kann man sich etwas unverschämteres denken, als das lieblose Urtheil der Pharisäer über den Zachäus? Sie nannten ihn einen Sünder, murreten über den Heiland, daß er bey einem Sünder eingekehrt hätte, und wußten doch im geringsten keinen Grund anzugeben, warum Zachäus ein Sünder wäre; denn daß Zachäus ein Zolleinnehmer war, unter welchen es freylich böse, und ungerechte Leute gab, berechtigte sie noch nicht, ihn auch für einen Sünder zu halten. Vielmehr zeiget sich aus der Erzählung des Evangeliums selbst, daß Zachäus nicht so böse, wie andre Publicanen seiner Zeit gewesen. Hätte er wirklich Ungerechtigkeiten begangen, wäre er sich eines Betruges bewußt gewesen, so würde er zu dem Heilande gesagt haben: Herr, ich bekenne es, daß ich ungerechtes Gut besitze, daß ich meinen Nebenmenschen betrogen habe. Ich wills zurücke geben. Aber so redet er nur im Zweifel: Wenn ich Jemanden um etwas betrogen habe. Er weis sich nicht schuldig.

Und doch wissen es die Pharisäer. Sie nennen ihn geradehin einen Sünder, weil andre seines gleichen sonst Sünder waren. So allgemeine Urtheile über einen ganzen Stand, über eine ganze Gemeinde sind allzeit lieblos, ungerecht, und falsch. Wenn in einem Stande, in einem Hause, in einer

Ges

Gemeinde einer, oder zween Böse sind, sind darum sogleich alle Personen böse, und verwerflich?

Diese Betrachtung über das heutige Evangelium veranlasset mich, ob gleich heute das Andenken der Einweihung eurer Mutterkirche begangen wird, nicht von der Ehrerbiethigkeit, die man Gott in seinen Tempeln schuldig ist, zu predigen. Das haben euch andre, und ich selbst oft genug vorgetragen. Wir wollen nur diese Stelle des Evangeliums zu Herzen nehmen. Es ist abscheulich, daß die scheinheiligen Pharisäer den Zachäus ohne Ursache für einen Sünder ausgaben. Es ist abscheulich, menschenfeindlich, lieblos, wenn ihr das thut.

Und doch ist das so ein gemeines, so ein alltägliches Laster, daß es gewiß nicht überflüssig ist, euch hierüber einen Unterricht zu ertheilen, und zu warnen. Erinnert euch nur ein wenig, was ihr selbst bey manchen Gelegenheiten gethan habet. Wenn irgendwo in einem Hause ein Fehler vorbey gieng, habet ihr gar oft gleich allgemein geurtheilt: In diesem Hause ist eines, wie das andre nichts nutz, es ist kein Wunder, daß das und das geschehen ist. Ich wunderte mich nur, daß nicht schon früher alles über, und über gieng.

Meine lieben Zuhörer, ich möchte euch heute nicht eigentlich blos von freventlichen Urtheilen über beson-

besondre Personen, sondern von freventlichen Urtheilen über ganze Gemeinden, Gesellschaften, und Häuser warnen. Die Pharisäer hießen den Zachäus einen Sünder, weil er ein Zöllner, und die Zöllner sonst überhaupt böse Leute waren. Sie haben sich aber sehr betrogen. Zachäus war doch unschuldig, und das wird euch hundertmal geschehen. Euer Urtheil über ganze Gemeinden, und Häuser, daß alle böse sind, weils ein, und der andre war, wird allzeit irrig seyn. Also niemal alle verdammt, niemal alle für böse angesehen, weils der und der ist; denn allgemeine Urtheile sind allzeit falsch, dieß werde ich im ersten Theile zeigen. Allgemeine Urtheile sind allzeit lieblos. Dieß beweise ich im zweyten Theile. Ich will euch nur allgemeine Lehren des Christenthumes vortragen, die ihr in tausend andern Fällen allzeit anwenden könnet. Liebste Zuhörer, ich rede zu eurem Vortheile, nicht zu meinem Nutzen, und fange an.

Der erste Theil.

Allgemeine Urtheile sind allzeit falsch.

Woher kömmt es, daß der Mensch den Weg der Tugend verläßt, und in Sünden fällt? Ich kenne davon nur dreyerley Ursachen. Wir haben schon von unserer Jugend an eine Neigung zu

Bösen. Und dieß ist eine traurige Wirkung der Erbsünde. Dieser Neigung hat Gott seine Gnade entgegen gesetzt, welche, wenn wir sie recht brauchen, uns vor der Sünde bewahret. Endlich werden wir auch in verschiedne äußerliche Umstände versetzet, die uns gar oft zur Sünde anreizen, und Gelegenheit dazu geben. Wenn ihr nun urtheilen wollet, daß alle in einem Hause, oder in einer Gemeinde gleich Böse sind, so müsset ihr gewiß wissen, daß alle die nemliche Neigung zur Sünde haben, alle in den nemlichen Umständen sind, alle die Gnade Gottes nicht brauchen; sonst ist euer Urtheil gewiß falsch.

Woher könnet ihr nun wissen, daß alle die nemliche Neigung zur Sünde haben? Das wissen wir freylich wohl, daß der Mensch von Jugend auf zum Bösen geneigt ist; es saget uns dieses die Schrift selbst. Wir wissen, daß jeder Mensch sogar wirklich sündiget. Allein hat dann jeder eine Neigung zu der nemlichen Sünde? Sündiget jeder auf die nemliche Art? Nein, das erfahrt ihr ja täglich selbst. Wenn ihr auch nur zwey, ich will nicht sagen, vier, oder fünf Kinder habet, merket ihr an ihnen die nemliche Neigungen? Wenn eines fromm, gutwillig, gehorsam ist, so wird das andre ungehorsam, und halsstärrig seyn. Eines wird still, und sittsam, das andre munter, fröhlich, oder gar ausgelassen seyn. Eines wird lieber arbeiten, als das

andre

andre. Adam hatte zween Söhne den Kain, und Abel. Aber was zeigte sich da schon für ein grosser Unterschied in ihren Neigungen. Kain war wild, neidisch, heimtückisch, rachsüchtig, unversöhnlich; Abel war sanft, gutherzig, und liebreich. Isaak hatte zween Söhne, den Jakob, und Esau. Und welch ein Unterschied war zwischen ihren Neigungen? Jener liebte das stille häusliche Leben; dieser aber die Jagd, ein herumschweifendes Leben, und den Krieg.

Diesen Unterschied der Neigungen wird man noch mehr an den Erwachsenen gewahr. Wo ist eine Gesellschaft von mehreren Menschen, in welcher alle die nemliche Neigungen hätten? Nirgend in der ganzen Welt. Ich traue mir sogar zu sagen, es gebe auf dem ganzen Erdboden nicht zween Menschen, welche vollkommen gleiche Neigung hätten. Oder zeiget mir jene glückliche Ehe, wo Mann und Weib durchaus in ihren Neigungen übereinstimmen. Lehret es nicht vielmehr die traurige Erfahrung, daß, eben das, was einem gefällt, dem andern nicht gefällt, oder gar zu wieder ist? Was eines will, will das andre nicht. Und der Grund dieses Underschiedes liegt schon in den verschiednen Neigungen, die wir haben. Ihr müsset es also selbst zu geben, daß in einer Gesellschaft, worinn mehrere Menschen leben, niemal alle die nem-

liche Neigungen haben können. Also wenn ihr einen bösen Menschen darinn sehet, und ihr saget gleich allgemein, alle sind böse, so ist euer Urtheil gewiß falsch.

Wenn aber auch alle die nemliche Neigung zu der nemlichen Sünde hätten, so leben doch nicht alle in den nemlichen Umständen, in der nemlichen Gelegenheit zur Sünde. Es kann also wieder einer böse seyn, ohne daß es alle seyn müssen. Und auch aus dieser Ursache sind allgemeine Urtheile falsch. So wie nach dem gemeinen Sprichwort die Gelegenheit den Dieb machet, so machen auch Gelegenheit, und Umstände gar oft, daß man in Sünden falle, woran man sonst nicht gedacht hat. Der sonst fromme König David hatte vielleicht niemal einen Gedanken einen Ehebruch, und Todschlag zu begehen. Aber er kam in die Gelegenheit, die Bethsabäa entblößt zu sehen, und dieser Umstand machte ihn zum Ehebrecher, und Todschläger. Und wisset ihr dieses nicht schon aus eurer eigenen Erfahrung? Unter denen, welche wirklich jetzt bereuen, daß sie in ihrer Jugend so ein lüderliches Leben geführet, unter denen, welche vielleicht jetzt noch in Sünden leben, werden die meisten bekennen müssen, daß zu ihrem Verderben, zu ihrer ersten Sünde ein geringer Umstand, eine Gelegenheit Anlaß gegeben. Sie sind zum erstenmale gefallen, ohne daß sie es vermu-

thet

thet hätten. Wären wir alle in der nemlichen Gelegenheit gewesen, vielleicht wären wir auch alle gefallen. Ist nun die Sünde gar oft nur aus einem Umstande, aus einer zufälligen Gelegenheit entstanden, was haben wir für ein Recht, sogleich alle all, gemein zu verdammen, und als böse auszuschreyen; da wir doch gar nicht wissen, ob alle in der nemlichen Gelegenheit zur Sünde gewesen? Wäre es nicht grundfalsch geurtheilet, alle in einem Hause für Diebe auszugeben; weil ein Dienstboth etwas gestohlen hat.

Und wenn ihr endlich über alle zugleich nicht falsch urtheilen, alle zugleich für Sünder ausgeben wolltet, müsset ihr erst auch gewiß sagen können, daß bey der nemlichen Neigung, und Gelegenheit zur Sünde keiner die Gnade Gottes recht gebrauche, die ihn vor der Sünde bewahren will. Und woher wisset ihr das? Könnet ihr eurem Nebenmenschen ins Herz sehen? Und so lange ihr dieses nicht könnet, ist euer allgemeines Urtheil immer falsch und verwegen. Die Gnade Gottes hat ja so oft manchen mitten in der Gelegenheit vor der Sünde bewahret, und wenn andre gefallen sind, blieben diese aufrecht stehen. Das ganze Königreich Israel war in die spöttlichste Abgötterey gefallen. Und doch unter so viel tausend Beyspielen, und Anreizungen zur Sünde hat sich Gott, wie die Schrift

 saget,

saget, noch 7000 Menschen vorbehalten, die ihre Knie vor dem Baal nicht beugten. Der ägyptische Joseph war gewiß in der allergrößten Versuchung zur Sünde, die sich nur denken ließ. Er selbst war jung, schön, feurig, fühlte gewiß auch den Reiz zur Sünde, welcher sich in diesem Alter so gerne zeiget, hörte Liebkosungen, und Schmeicheleyen, noch mehr, er hätte sich, wenn er dem Willen der Gemahlinn des Putiphars nachgegeben hätte, aus dem Sklavenstand hinaufschwingen, und glücklich machen können. Und doch hat ihn Gott vor der Sünde bewahret. Wie getrauet man sich denn also allgemein zu sagen, und über andre zu urtheilen, daß sie böse sind; da man doch nicht weis, ob alle gleiche Neigungen, und Gelegenheit zur Sünde haben, nicht weis, ob sie mit der Gnade Gottes diese Neigungen nicht überwinden, und diesen Gelegenheiten nicht ausweichen. Solche allgemeine Urtheile über alle sind immer falsch; so wie jenes falsch war, das die Pharisäer über den Zachäus gefället. Sie sind aber auch lieblos.

Der zweyte Theil.

Allgemeine Urtheile sind allzeit lieblos.

Das erste Geboth der Liebe ist dieses: Was du nicht willst, daß dir andre thun, das thu auch

auch du ihnen nicht. Ihr wollet niemal nach andern beurtheilet seyn, sondern nur nach euren Verdiensten. Warum thut ihr dann andern, was ihr selbst nicht haben wollet? Ist das nicht lieblos? Wie gefiele es euch, wenn einer aus eurer Gemeinde des Diebstahles halber eingezogen würde, und ein Auswärtiger hernach sagte: Alle Leute zu Münster sind Diebe? Wie gefiele es euch, wenn in eurem Hause ein Dienstboth sich verfehlte, und ein andrer sagte, daß alle Leute in diesem Hause Hurenleute sind. O da würdet ihr aufbrinnen, und so einen Ehrenschänder vielleicht gar bey Gericht verklagen. Ihr thätet auch wirklich recht; denn für seinen guten Namen muß man sorgen, das befiehlt uns Gott selbst in der heil. Schrift. Aber nun wollen wir es auf euch anwenden. Wenn ihrs nicht leiden könnet, daß man euch wegen einem aus eurer Gesellschaft oder Gemeinde angreife und tadle; muß es andern nicht auch wehe thun, wenn ihr wegen einem, der gefehlet hat, sogleich allen Ehre, und guten Namen raubet? Ist euer Verfahren der christlichen Liebe gemäß? Ist es nicht lieblos.

Ihr könnet euch kein vollkommeners Muster der Liebe, als Gott selbst vorstellen. Dieser will sogar nicht einmal, daß wir Menschen einander richten sollen. Und verspricht uns dafür, daß wir auch nicht gerichtet werden. Und wie richtet dann

Gott? Verdammet, hasset, verwirft er eine ganze Gemeinde jemals wegen der Sünde eines einzigen? Nichts weniger. Er richtet einen jeden nur nach seinen eigenen Verdiensten. Ein jeder wird empfangen, saget er, wie er sich in seinem Leibe verhalten hat, Gutes, oder Böses. Er straset nur das an uns, was wir selbst gethan haben, und nicht das, was andre gethan haben. Der Sohn wird die Bosheit seines Vaters nicht tragen. Viellmehr hat er den Städten Sodoma, und Gomorrha verschonen wollen, wenn auch nur einzige fünf fromme Männer darinn gewesen wären, und wirklich ist auch Loth mit seiner Familie gerettet worden, weil er sich der Sünden des übrigen Volkes nicht theilhaftig gemacht hätte. Und auch das heutige Evangelium giebt uns einen einleuchtenden Beweis, daß Gott nicht einen nach dem andern sondern jeden für sich richte. Waren gleich sonst die Zöllner und Publikanen insgemein Sünder, war gleich Zachäus der Vornehmste unter den Zöllnern, so verdammte ihn Christus doch nicht, er machte wegen seiner eine Ausnahme, und nannte ihn einen Sohn Abrahams.

Und wer sind dann wir, daß wir ohne alle Liebe, ohne alle menschliche Empfindung uns das Recht anmassen, wegen einem alle zu verdammen? Gott thuts nicht; warum thun wir es? Kennen wir die Leute besser, als er? Sehen wir ihr Herz

besser

besser ein, als er? Warum lassen wir wegen einem alle büßen?

Aber diese Lieblosigkeit zeiget sich noch viel abscheulicher dadurch, daß ihr so gerne über andre urtheilet, und nicht zuvor auf eure eigene Fehler sehet. Wer aus euch niemal einen Fehltritt gemacht, wer niemals gesündiget hat, der werfe einen Stein nach mir. Hat dann nicht jeder aus uns eine Lieblingssünde, einen Fehler, in welchen er öfters fällt? Ihr könnet das nicht leugnen. Wollet ihr aber, daß man ihn euch übersehen soll, und entschuldiget euch mit eurer Schwachheit. Allerdings könnet ihr diese Nachsicht für euch verlangen, und es wäre lieblos, wenn man sie euch versagen wollte. Aber wenn ihr, die ihr allein seyd, für eure eigene Person nicht alle Sünden vermeiden könnet, wie lieblos ist es zu begehren, das in einer ganzen Gemeinde, oder Gesellschaft nicht einer, oder eine Person fehlen soll? Wenn ihr Menschen seyd, sollen es andre nicht auch seyn? Habet ihr allein das Vorrecht schwach zu seyn? Soll in einer Gesellschaft, in welcher oft Menschen von allen vier Ende der Welt, mit so verschiedner Erziehung, Neigung, und Eigenschaften zusammen kommen, soll es da nicht auch manchmal Fehltritte geben? Ihr verlanget wirklich mehr, als den menschlichen Kräften angemessen ist. Sey es auch, daß diese Gesellschaft ihrem Ziel, und Ende

nach heilig, daß sie englisch seyn sollte. Sie ist aber immer doch nur eine Gesellschaft von Menschen, die allzeit Menschen bleiben.

Was war wohl seiner Bestimmung nach heiliger, als die Gesellschaft der zwölf Apostel? Sie waren alle Priester, alle sollten den übrigen Gläubigen, denen sie das Evangelium predigen mußten, mit einem guten Beyspiele voraus gehen. Aber war dann nicht schon unter den Zwölfen ein Judas, der seinen Heiland verrieth? nicht ein Petrus, der ihn verleugnete? Nicht ein Thomas, der hartnäckigt nicht an ihn glauben wollte. Wäre es darum nicht lieblos gewesen, wenn jemand allgemein gesagt hätte, daß alle Apostel nichtswürdig wären, daß einer, wie der andere, daß keiner nichts nutz wäre. Und doch waren die Apostel zum heiligsten Stande bestimmet. Um wie viel ungerechter handelt ihr, wenn ihr verlanget, daß andre Gemeinden aus lauter Engeln bestehen sollen, und euch ärgert, wenn in so einer Gesellschaft ein Fehler vorgeht?

Beschluß.

Murret also nicht, meine Geliebten, murret nicht, wie die Pharisäer, urtheilet nicht allgemein, von einem auf alle. Saget nicht: der und der hat gefehlet, also fehlen alle. Ihr habet so wenig

Grund

Grund dazu, als die Pharisäer, und werdet euch eben so wohl betrügen, als sie. Sie hielten den Zachäus für einen Sünder, weil es seine Kammeraden waren. Aber er wars nicht. Hütet euch also auch von einem, oder mehrern auf alle zu schließen. Euer Urtheil ist sonst falsch, weil ihr nicht wißt, ob alle die nemliche Neigung, oder Gelegenheit zur Sünde haben, oder ob sie durch die Gnade Gottes die Sünde nicht vermeiden. Urtheilet niemal allgemein. Euer Urtheil ist sonst lieblos, weil es wider die Liebe ist, das andern zu thun, was ihr nicht wollet, daß man euch thue. Weil Gott selbst nur Jeden nach seinem Verdienste richtet, weil es doch in jeder Gesellschaft Fehler geben muß, ohne daß andre dafür können. Ich bitte euch also, seyd nicht zu voreilig, und verdammet andre wegen einem nicht. Und noch eine Bitte! Wenn ihr heute so euer Gebeth zu Gott aufschicket, so könntet ihr etwas thun, was Gott viel angenehmer wäre, als alle freventliche Urtheile über andre. Ja ihr könntet sie damit bey Gott wieder gut machen, wenn ihr zu Gott um die Bekehrung eurer Mitchristen bittet. Amen.

Dritte Predigt

auf

das Kirchweihfest.

Text. Luk. 19.

Hodie in domo tua oportet me manere.

Heute muß ich in deinem Hause bleiben.

Eingang.

Daß Christus nach dem heutigen Evangelium bey dem Zachäus einkehret; ist eben nicht sogar zu bewundern. Er pflegte diese Ehre auch andern Leuten zu beweisen, und war überhaupt gegen Jedermann sehr herablassend. Daß er bey einem Publikanen, und zwar bey dem Vornehmsten

aus

aus den öffentlichen Zöllnern eingekehret, er, der doch die Heiligkeit selbst war, ist zwar etwas mehr; aber doch auch nicht ungewöhnlich. Er hatte vorher schon öfters Umgang mit den Sündern, und zwar so oft, daß seine Jünger die Pharisäer sogar einen Vorwurf darüber machten, und sagten: Warum speiset euer Meister mit Publikanen, und Sündern? Aber daß Jesus sogar zu dem Zachäus saget: Heute muß ich in deinem Hause bleiben. Es geschieht nicht von ungefähr, daß ich bey dir einkehre, ich muß. Wie soll man das verstehen?

Wenn wir das ganze verlesene Evangelium noch einmal bey uns überdenken wollen, so denke ich, werden wir auch die Ursache davon leicht finden; denn als die Pharisäer nach ihrer Gewohnheit über Jesum murreten, daß er wieder bey einem Sünder eingekehret hatte; so gab er ihnen die Ursache seines Betragens mit diesen Worten zu erkennen: Des Menschensohn, oder ich, bin gekommen zu suchen, und selig zu machen, was verloren war. Ihr wundert euch, und murret, wollte er sagen, daß ich bey dem Zachäus eingekehret, den ihr für einen Sünder haltet. Ich muß es thun, ich muß in seinem Hause bleiben; denn ich bin aus keiner andern Ursache in die Welt gekommen, aus keiner andern Ursache Mensch geworden, als damit ich die verlorne Sünder aufsuche, und selig mache. Wenn also Zachäus

ein

ein Sünder, und der Vornehmste unter den Sündern ist, muß ich bey ihm einkehren, ihn suchen, und selig machen.

Wir, christliche Zuhörer! haben Gott in unsern Kirchen gegenwärtig. Er kehret nicht nur bey uns ein, er bleibt sogar darinn, wie in dem Hause des Zachäus, er wohnet bey uns. Ja, wenn ich noch mehr sagen will, er muß bey uns wohnen; denn sein heiliger Endzweck warum er auf die Erde gekommen, dauert noch fort; er suchet die Sünder noch immer, und will sie selig machen. Und darum hat er sich einen Ort gewählet, wo sich die Menschen insgemein versammeln, damit er sie, und sie ihn allzeit zu finden wissen.

Und hiemit habe ich euch meine lieben Zuhörer, schon den Entwurf, und Innhalt meiner heutigen Predigt vorgeleget. Gott wohnet, und bleibet in unsern Kirchen, weil er darinn die Menschen suchet, der erste Theil, weil er sie darinn selig machen will, der zweyte Theil. Ich rede also nicht von der Ehrerbiethigkeit, die man Gott wegen seiner eigenen Majestät, Größe, und Herrlichkeit schuldig ist in seinen Kirchen zu erweisen. Wir sehen, und hören diese Majestät nicht, und darum vergessen wir sie auch gar leicht. Allein wenn ich euch Gott vorstelle,

stelle, wie er wirklich in der Kirche mit euch umgeht, wie ihr ihn sehen, nnd hören könnet, wie er sich gegen euch so liebvoll, und wohlthätig erzeiget, soll dieses nicht mehr auf eure Herzen vermögen? Soll es euch nicht mit der größten Ehrfurcht gegen ihn erfüllen? Ich will mit der Gnade Gottes diese heilige Empfindung bey euch zuwegen zu bringen, und euch zu einer eurer Kirchen würdigen Ehrfurcht zu vermögen suchen, und fange an ꝛc.

Der erste Theil.

Gott suchet in der Kirche die Sünder.

Gott hat zween Wege, auf welchen er alle Menschen überhaupt, und die Sünder insbesondere suchet. Suchen heiße ich es, wenn er uns zeiget, wie wir christlich wandeln, und selig werden sollen, wenn er uns dazu einladet, und ermuntert. Und dieß thut er entweder innerlich durch heilige Einsprechungen, oder äußerlich durch andre, die uns zur Gottseligkeit in seinem Namen ermahnen müssen. Zu unserm Herze redet er überall, und hat kein besonders Ort dazu gewählet. Aber seine äußerlichen Ermahnungen läßt er uns insgemein in der Kirche durch die Prediger, und Beichtväter vortragen. Und so suchet er uns in der Kirche.

Er

Er suchet uns durch die Prediger. Ja, meine Geliebten, wir haben eine ganz außerordentliche Gnade die in dem alten Testamente nur dem Moses zugestanden wurde. Sein Bruder Aaron, und seine Schwester Maria waren ihm neidig, dieweil er bey dem israelitischen Volke in so großem Ansehen stund, und rühmten sich auch, daß Gott mit ihnen geredet habe. Aber der Herr sagte ihnen: Wenn ich mit euch rede, so geschieht es durch einen Traum, oder ein Gesichte. Aber nur mit meinem Knechte Moses rede ich von Mund, zu Mund. Und diese Gnade haben wir Christen auch. Der heilige Geist hat Bischöfe aufgestellet, welche die Kirche Gottes regieren müssen, und diese bestellen auf einen ausdrücklichen Befehl des nemlichen heiligen Geistes wieder andre Priester, welche euch das Wort Gottes vortragen müssen. Dieß sind besonders eure Seelsorger, welche auf Befehl, und im Namen Gottes zu euch reden, euch sein Wort verkünden, euch von der Sünde durch ihre Predigten zurücke halten, und zur Tugend ermahnen müssen.

Sehet also die Prediger niemal als Menschen an, die euch nur das vortragen, was ihnen von ungefähr einfällt. Nein, sie stellen Gott selbst vor, und reden sein Wort. Nicht sie sind es, die reden, sondern der Geist Gottes, der in ihnen redet. Gott suchet euch durch ihren Mund zu sich zu führen.

ren. Ach meine Christen! was für eine unbeschreiblich große Gnade Gottes haben wir, daß wir in unsern Kirchen das Wort Gottes so oft hören können! eine Gnade, welche Millionen Menschen nicht haben! Es giebt so viele tausend Heiden in allen vier Welttheilen, welche nicht einmal den christlichen Glauben kennen, vielweniger die Gelegenheit haben, das Wort Gottes so oft anzuhören, als ihr. Es giebt so viele tausend Mahomedaner, und Jüden, welche das Wort Gottes nur zum Theil kennen. Es aber nur lästern. Euch aber wird es wenigst die Woche einmal durch eine Predigt, oder Christenlehre in der Kirche vorgetragen, man erkläret euch so deutlich, als es nur möglich, alle eure Pflichten, die ihr gegen Gott, gegen den Nächsten, und euch selbst habet, man saget euch, was ihr glauben, und thun sollet.

Aber wie bedienet ihr euch dieser Gnade? O das ist eine Frage die ihr nicht beantworten könnet, ohne euch in das Herz hinein zu schämen. Manche schrauben sich vom Worte Gottes ab, wo sie können, und jeder Vorwand erklecket ihnen aus der Predigt auszubleiben. Andre hören es ohne alle Aufmerksamkeit an, als wenn es das Wort Gottes nicht wäre, und gar keine Achtung verdiente. Andre endlich hören die Predigten ein ganzes Jahr hindurch an. Sie sind aber am Ende des Jahres gerade

noch so, wie sie am Anfange waren, und haben von allem nichts gethan, was sie in so vielen Predigten gehöret haben. Der ganze Nutzen dieser Predigten ist oft nur der, daß man saget: Heute hat der Herr von dem geprediget, heute hat er den, oder diese getroffen. Er hat es gut, oder schlecht gemacht. So haltet ihr euch mit Nebendingen auf, und vergesset die Hauptsache, daß die Predigt das Wort Gottes ist, das Wort das er zu euch selbst redet, daß euch der Herr dadurch suchet. Wundert euch aber auch nicht, wenn Gott zu euch, nachdem ihr so viele Predigten ohne allen Nutzen angehöret habet, wenn er einmal zu euch sagen wird: Ich habe euch gerufen, ich habe euch meine Ermahnungen durch die Prediger vortragen lassen; und ihr waret widerspänstig dagegen: Darum will auch ich zu eurem Untergange lachen.

Gott suchet euch auch in den Kirchen durch die Beichtväter. Denn auch diese sitzen an Gottesstatt da, und was sie euch sagen, das saget der Herr durch sie. Christus hat ihnen den heiligen Geist gegeben, und sie so gesandt, wie er von seinem Vater gesendet worden, mit der Gewalt zu lösen, und zu binden. Es ist also nicht der Priester, der euch ermahnet, die Sünde zu unterlassen, die Gelegenheit dazu zu fliehen, der euch Verweise giebt, der euch die Strafen aufleget. Nein, es ist Gott

selbst

selbst, der sich des Beichtvaters als eines Werkzeuges bedienet, um eure Seele zu gewinnen. Er suchet euch durch ihn.

Aber wie wenig, wie wenig scheint es, seyd ihr von dieser so wichtigen Wahrheit überzeuget. Man geht in den Beichtstuhl, trägt seine Sünden so vor, als wenn man nur dem Priester als einem Menschen beichtete, man verkleinert, verberget, oder verschweigt die Sünden gar; als wenn sie Gott nicht doch wüßte. Man verspricht Besserung, und ist froh, wenn man endlich die Absolution herausgebettelt hat. Aber wenns gebeichtet ist, so ist man auch zufrieden, an die Besserung denket man nicht. O wie blind! Uns Beichtväter könnet ihr mit euren Versprechungen leicht hintergehen. Wir müssen euch nur nach dem Aeußerlichen richten, und können nicht in euer Herz hineinsehen. Aber wir sitzen ja nicht in unserm Namen da, sondern im Namen Gottes. Den könnet ihr doch nicht hintergehen, und er wird euch gewiß wegen eures schrecklichen Undankes bestrafen, daß ihr ihn da, wo er euch suchet, wo er euch zu sich bekehren will, noch gar zu belügen trachtet. Ist es nicht vielmehr eure Pflicht, diesem unendlich gütigen Gotte zu danken, daß er euch in seinen Kirchen mit so viel Liebe suchet, durch den Mund der Prediger, und Beichtväter suchet, und euch gewinnen will? Doch ich

habe noch zu wenig gesagt, daß er euch nur durch andre suchet. Er suchet euch selbst unmittelbar in den Kirchen, und will euch selig machen.

Der zweyte Theil.

Gott machet die Sünder in der Kirche selig.

Wenn Gott alle kräftige Mittel an die Hand giebt, durch welche wir selig werden können, so ist es gewiß, daß er uns selig machen will. Und das thut er wirklich in unsern Kirchen. Er läßt uns da die heilige Sakramente alle bis auf die letzte Oelung ertheilen. Und darum müssen wir sagen: Gott wohne darum in unsern Kirchen, weil er die Menschen selig machen will.

Wir empfangen ordentlicher Weise in der Kirche die heilige Taufe, und tretten dadurch erstlich in die Gemeinschaft der Kirche ein, außer welcher es keine Seligkeit giebt. Wir werden von der Erbsünde gereiniget, und erhalten das Recht zu dem Himmel wieder. Wir erhalten neben der heiligmachenden Gnade noch eine andre, die uns nothwendig ist, die Pflichten eines Christen zu erfüllen, nnd mit einem Worte selig zu werden. Ist es also nicht wahr, daß uns Gott in den Kirchen selig machen wolle?

Wir

Wir werden in den Kirchen insgemein gefirmelt, das ist, wir erhalten eine übernatürliche Stärke, unsern Glauben unerschrocken zu bekennen, wenn es die Umstände erfordern, und zugleich auch um des Glaubens willen nicht nur das zu leiden, was uns etwan Tyrannen, sondern auch andre Verfolger Böses thun könnten. Wir werden zu Soldaten Christi gemacht, welche bereit sind ihren Glauben öffentlich zu bekennen, für denselben zu leiden, und zu sterben.

Was soll ich aber erst sagen, wenn ich das allerheiligste Altarssakrament betrachte, das uns in den Kirchen, so oft wir es verlangen, ausgetheilet wird? Da o Herr, öffnest du alle Schätze deiner Gnade, und Barmherzigkeit. Da du dich selbst uns zur Speise giebst, ernährest du unsre Seelen, verleihst uns Kraft, daß wir den täglichen Versuchungen leichter widerstehen, daß wir in der christlichen Vollkommenheit immer zunehmen können. Wenn wir auch sonst gar kein anderes Hülfsmittel zur Seligkeit hätten, so könnte uns doch schon dieses allein überzeugen, daß sich Gott nur darum in den Kirchen zeige, damit er die Menschen selig mache.

Aber wir haben noch mehrere. Da, in den Kirchen ist es, wo er so vielen reumüthigen Verzeihung giebt. Da versammeln sich die Publikanen, und gehen

rechtfertiget nacher Hause. Da ist der Ort, wo der gütigste Vater so viele verlorne Sünder wieder umarmet, und alle ihre Fehltritte vergißt. Da schenket er ihnen die Strafe der ewigen Verdammniß, gießet ihnen die heiligmachende Gnade wieder ein, und erneuert das Recht zum Himmel wieder, das wir durch unsre Sünden verloren haben.

Um aber uns die Gnade der Verzeihung, der Besserung, und des Wachsthumes in der christlichen Vollkommenheit allzeit leicht verleihen zu können, machet er in eben diesen Kirchen Anstalt dazu, indem er darinn die Priester weihen, und mit einer doppelten Gewalt versehen läßt, damit sie nemlich Brod, und Wein in den heiligsten Leib, und das Blut Christi verwandeln, und statt seiner die Sünden vergeben können.

Endlich, weil der Ehestand doch zur Fortpflanzung, und sonderlich zur christlichen Erziehung der nothwendigste Stand ist, hat er zur Erleichterung desselben, und zur Milderung der Beschwerden, die mit demselben nothwendig verbunden sind, auch noch das Sakrament der Ehe eingesetzet, welches auch insgemein in der Kirche ertheilet wird, da ihr, indem ihr euch am Altare ehliche Treu, und Liebe versprechet, von ihm die Gnade erhaltet, eurem Versprechen gemäß zu leben. Alle diese Gnaden, alle

diese

diese kräftige Hülfsmittel zur Seligkeit empfanget ihr in den Kirchen, und da ist es, wo euch Gott seine Gnaden mittheilet, wo er alles thut, um euch selig zu machen.

So groß diese Beweise seiner Güte schon sind, so habe ich euch doch noch einen andern vorzulegen, der eigentlich von seinem ernstlichen Willen, euch selig zu machen zeuget. Ich verstehe das heilige Meßopfer, das täglich in den Kirchen verrichtet wird. Es ist dieses die ergiebigste Gnadenquelle für euch. Höret es mit Andacht, und ihr erhaltet dadurch Hülfe in euren Nöthen, Trost in euren Bedrängnissen, Beystand in euren Versuchungen. Ihr Sünder erhaltet dadurch die Gnade der Bekehrung, ihr Gerechte die Gnade noch vollkommener zu werden, und bis in den Tod im Guten zu verharren. Ja, indem alle Anwesende an diesem Opfer Theil nehmen, so ist es doch noch nicht erschöpfet. Auch die Abwesenden, ja die ganze Welt kann Nutzen davon haben, und hat ihn wirklich. Sogar die Verstorbenen schließt der gütigste Gott nicht von der Theilnehmung an diesem Opfer aus. Auch sie können durch dessen unendliche Kraft von den Strafen des Fegefeuers befreyet werden. Was für unbeschreibliche Gnaden ertheilest du uns o Herr in den Kirchen!

Beschluß.

Wir werden also ins künftige diese deine Wohnung, dieses dein Haus mit einer viel größern Ehrfurcht besuchen, als bisher, wir werden unser Gebeth nicht mehr unter so vielen Ausschweifungen darinn verrichten, vielweniger werden wir uns so ausgelassen mit Schwätzen, und Lachen und andern Ungebührlichkeiten darinn betragen, und am allerwenigsten uns gar in sündhafte Gedanken, und Blicke darinn einlassen. Es wird uns nicht mehr eine Marter seyn in der Kirche zu erscheinen, und deinem Dienste abzuwarten. Wir wissen es iezt, daß du in den Kirchen wohnest, sogar, daß du in diesem deinem Hause bleiben must; deine unendliche Liebe zu uns Menschen zwinget dich dazu. Du bist darinn um uns zu suchen, indem du uns durch den Mund der Prediger, und Beichtväter lehrest. Du bist darinn uns selig zu machen; indem du uns alle zur Seligkeit nothwendige Gnaden durch die heiligen Sakramente, und das allerheiligste Meßopfer darinn ertheilest.

Ihr habet also, meine Geliebten nicht nothwendig, daß ihr Christum, wie der Zachäus, in eure Häuser aufnehmet. Er ist hier, in diesem Hause, wo ihr ihn alle Augenblicke finden könnet.

Da

Da kann ein jeder mit ihm sprechen, und ihm sein Anliegen vortragen. Thuet es, und ihr werdet gewiß überzeuget werden, daß er nur darum da sey um zu suchen, und selig zu machen, was verloren war. Amen.

Vierte Predigt

auf

das Kirchweihfest.

Text. Luk. 18, 8.

Dimidium bonorum meorum, do pauperibus, & siquid aliquem defraudavi, reddo quadruplum.

Die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen, und wenn ich Jemanden um etwas betrogen habe, gebe ich ihm es vierfach zurücke.

Eingang.

Zachäus war ein reicher, und zwar ein sehr reicher Mann. Von reichen Leuten will sonst das Geld gar nicht heraus. So bald aber der Heiland in seinem Hause eingekehrt hatte, verspricht er sogleich, den halben Theil seiner Güter den Armen zu geben. Jesus hätte ihm das nicht befohlen, und die Armen hatten ihn noch nicht einmal darum gebittet. Er that es ganz freywillig. Den halben Theil meines Vermögens gebe ich den Armen. Gar den haben Theil! das ist doch viel, und für einen Reichen sehr viel.

Zachäus war Aufseher über die Zöllner. Also ein Mann in einem öffentlichen Amte, und von Ansehen. Beamte, und vornehme Leute mißbrauchen oft ihr Ansehen, Gewaltthätigkeiten gegen Geringere auszuüben, und diesen ihr Vermögen unter allerhand Vorwänden abzupressen. Sobald sie sich aber vom ungerechten Gute bereichert haben, thun sie sich gute Tage davon auf, oder treiben noch Wucher damit. An das Zurückstellen wird nicht gedacht. Aber Zachäus hält sich als ein braver, und ehrlicher Mann. Er weis es sogar nicht gewiß, ob er Jemanden betrogen habe, und redet daher nur unter dem Zweifel; Wenn ich Jemanden

den betrogen habe. Jesus hatte ihm wegen einer Ungerechtigkeit nicht den geringsten Vorwurf gemacht. Und doch entschließt er sich wieder ganz ungezwungen, wenn er fremdes Gut hätte, es vierfach zu erstatten: Wenn ich Jemanden um etwas betrogen habe, so gebe ichs vierfach zurück. Gar vierfach! das ist noch mehr, und für einen Ungerechten, wenn er einer gewesen ist, fast unglaublich.

Das ist auch der löblichste Gebrauch, den man von den zeitlichen Gütern machen kann. Vor allem muß man gewiß seyn, daß man kein fremdes Gut besitze, oder es gleich zurück geben. Und wenn man dann auch für sich, und die seinigen, und für die Zukunft gesorget hat, das übrige den Armen zukommen lassen.

Unter uns katholischen Christen giebt es noch eine dritte Art, das übrige Geld gut zu verwenden. Man schenket es Gott, das heißt man machet ein Opfer damit an eine Kirche, verbindet sich durch ein Gelübd etwas gewisses in den Opferstock zu legen, hinterläßt ein Vermächtniß an die Kirche, machet Stiftungen an dieselbe, oder bringt freywillig allerhand Geschenke. Die Absicht solcher Geschenke ist, daß die Kirchen davon ausgezieret, gottesdienstliche Kleider angeschaffet, und überhaupt der äußerliche

Got-

Gottesdienst mit mehrerem Anstand gehalten werden sollte.

In unsern Tagen zieht man nun gegen solche Geschenke, und Stiftungen gewaltig los. Wozu Gold, und Silber in den Kirchen? Man helfe damit dem Staate auf, oder vertheile es unter die Armen. An die Kirchen etwas schenken ist eine dumme heilige, und schädliche Andächteley, zu welcher die Pfaffen das einfältige Volk, und sonderlich die Sterbenden verleiten.

Auf der andern Seite haben freylich ehmals fromme Christen aus übelverstandener Andacht an die Kirchen gar zu viel verschenket, und hätten etwas ungleich besseres mit ihrem Gelde, stiften können. Und noch heute wäre es manchmal vernünftiger, mehr an die Arme seiner Gemeinde, oder an das gemeine Beste zu denken, als eine Stiftung in die Kirche zu machen. Aber es ist schon so bey guten Leuten eingeführt. Immer vermachen sie etwas an die Kirche, oder opfern etwas darein, und glauben, so sey ihr Geld zum Besten angewendet. Manche Geistliche rathen ihnen auch selbst dazu.

Welche Partey hat nun Recht? Die, welche von Geschenken an die Kirchen gar nichts wissen will? Oder die, welche glaubet, sie könne für ihr

Seelen-

Seelenheil nicht besser sorgen, als wenn sie den Kirchen etwas giebt? Die Wahrheit, meine lieben Zuhörer, steht immer in der Mitte. Nicht zu wenig, und nicht zu viel. Freygebigkeit gegen die Kirchen ist an sich löblich, der erste Theil. Kann aber oft übertrieben werden, der zweyte Theil. Ich sollte heute an dem Gedächtnißtage der Einweihung dieser Kirche, doch etwas von den Kirchen sagen, und habe darum zu eurem Unterrichte eine Materie gewählet, die so selten genug erkläret wird, als nothwendig sie für manche ist, die ihr Geld für ihr Seelenheil gut anwenden möchten. Nur bitte ich euch, daß ihr die ganze Predigt aufmerksam anhöret, und nicht etwan da und dort einige Worte auffanget, weil ihr sonst leicht eine schlimme Auslegung davon machen, und mich beschuldigen könntet, ich hätte ganz etwas anders geprediget, als ich wirklich vortrage. Ich fange an ꝛc.

Der erste Theil.

Freygebigkeit gegen die Kirchen ist an sich löblich.

Der Christ muß zuerst seinen Gott erkennen, und sodann auch nicht nur innerlich in dem Herzen verehren, sondern auch äußerlich seine Unterwerfung, Ehrerbiethung, und Dankbarkeit gegen ihn

zu

zu erkennen geben. Dieß ist eine so ungezweifelte Wahrheit, daß sie nicht nur der Christ, sondern auch jeder zu giebt, der auch nur die natürliche Religion allein annimmt. Es ist also alles dasjenige gewiß lobenswürdig, was die äußerliche Ehrerbiethigkeit gegen Gott befördert, und bey den Menschen höhere Begriffe von seiner Herrlichkeit erwecket, und was zugleich unsre Unterwerfung, und Dankbarkeit gegen ihn an den Tag leget. Die Freygebigkeit gegen die Kirchen hat keinen andern Endzweck, als unsre Unterthänigkeit, und Ehrerbiethung, unsre Dankbarkeit gegen Gott zu bezeugen, und andre auch zu heiligen, und zu Gottes würdigen Gesinnungen zu erheben. Sie hat einen guten Endzweck, und kann gute Wirkungen hervorbringen. Warum soll sie, diese Freygebigkeit, nicht lobenswürdig seyn?

Ey ja! Der Endzweck, den man bey Schankungen an die Kirchen hat, ist gewiß recht gut. Es liegt so ein natürlicher Trieb von Dankbarkeit in unserm Herzen, daß wir denen, die uns Gutes thun, gerne auch wieder etwas dafür geben, wenn wir können. Dieser Trieb äußert sich sogleich bey den Kindern, wenn sie noch nicht verdorben worden. Schenket einem Kinde eine Kleinigkeit. Voller Freude wird es auf seine Mutter zu lauffen, und es ihr bringen, weil es weis, daß ihm die Mutter

sonst

sonst auch so viel Gutes thut. Es ist Unterthanen sehr natürlich, daß sie ihrem Könige, den sie lieben, allerhand Geschenke machen, um dadurch ihre Ehrerbiethung, und Unterthänigkeit zu beweisen. Es muß ja also recht schön, recht löblich seyn, wenn wir uns einen Theil unsrer Güter entziehen, und ihn Gott wiedmen, von dem wir alles empfangen, was wir haben. Wir thun dadurch, was ein dankbares Kind gegen seine Eltern thut. Wir erklären dadurch öffentlich; daß wir uns für seine Unterthanen, für seine Geschöpfe, für seine Kinder ansehen, die einem so lieben Vater, wie er ist, zu gefallen, gerne alles vergelten wollten, was er uns gethan hat, wenn wir nur könnten, und unterdessen wenigst so viel geben, als in unsern Kräften ist. Es sage mir doch Jemand, selbst der Feind aller Geschenke an die Kirchen, ob an dieser Absicht an diesem Endzwecke jener Geschenke etwas auszusetzen sey.

Man müßte sich sonst nur unterstehen, Gottes Anordnungen selbst zu tadeln. Er hat ja selbst von den Israeliten bald zur Erbauung der Stiftshütte, und des Tempels, bald zur Unterhaltung der Bäulichkeiten Opfer, und Beyträge verlangt. Er hat begehrt, daß sie ihm aus Dankbarkeit für ihre Befreyung von dem Joche der Aegypter, und weil er sie in ein so fruchtbares Land eingeführt jährlich

gewisse

gewisse Opfer bringen sollten. Gehen uns gleich die den Jüden vorgeschriebenen Opfer, und Ceremonien nichts mehr an, so folget doch daraus, daß es an sich nicht unerlaubt, sondern vielmehr lobenswürdig ist, von seinem zeitlichen Vermögen Gott etwas zu geben. Der Endzweck ist löblich

Und die Wirkungen, die daraus entstehen können, sind es nicht minder. Wer einer Kirche etwas schenket, wiedmet es dazu, daß es zur Auszierung der Kirche, oder zur Verherrlichung des äußerlichen Gottesdienstes verwendet werden soll, damit auch andre zur Andacht, und Verehrung Gottes ermuntert werden. Da mögen alle, auch die geschicktesten unsrer Weltweisen zusammen stehen, und dem Bauer, dem Handwerksmann, das ist, dem ganzen Haufen des Volkes auf das strengste beweisen, daß Gott ein großer Herr sey, dessen Macht sich über alles erstrecket. Er wirds vielleicht nicht fassen, oder er wirds glauben; aber doch ungerührt bleiben. Es muß ihm, so lange er noch an seinen Sinnen klebt — und das wird der größte Theil des Volkes immer bleiben — etwas sinnliches gezeigt werden. Solche Menschen können sich keinen andern Begriff von der Majestät Gottes machen, außer sie nehmen sinnliche Vostellungen zu Hülfe. Sie sehen, daß große Herrn in prächtigen Palästen wohnen, und ihre Dienerschaft schön gekleidet ist. Sie werden

also ganz natürlich bey einer anständig gezierten Kirche, bey dem Anblicke kostbarer Altarkleider denken: Wie groß muß der Herr seyn, der hier wohnet, und dem hier gedienet wird. Die Majestät des Gebäudes, die Feyerlichkeit, und Pracht der Religionshandlungen wird ihre Seele mit Ehrfurcht gegen Gott erfüllen. Sie werden auch niederfallen, und anbethen. Es erwecket wahrhaftig gar wenige Ehrfurcht, und keinen hohen Begriff von der Majestät Gottes, wenn die Kirche, in der wir uns zu seiner Anbethung versammeln, nicht viel besser aussieht, als ein Pferdestall, wenn es einem an den schmutzigen Wänden fast eckeln möchte, und wenn die Priester in so lumpichten Kleidern am Altare stehen, als wenn sie einem verdorbenen Herrn dienten. Wer also etwas beyträgt, daß andre dadurch erbauet werden können, handelt löblich.

Unsern Glaubensgegnern kömmt es freylich vor, daß dieses alles nur eitles Gepräng sey, das zwar die Augen blende, aber das Herz von frommen Empfindungen leer lasse, ja sie sogar hindre. Daß sie nichts dabey empfinden mögen, wenn sie unsre Kirchen, und unsern Gottesdienst sehen, das gebe ich zu. Sie sind an eine andre Art von Gottesdienst gewöhnt, und hörten von Jugend auf über unsern Kirchenzierath, und Aufwand schmähen. Ohne Wunder ists also begreiflich, daß ihnen das alles albern,

und meinetwegen auch gar abergläubisch vorkömmt. Aber können darum auch wir bey einer andern Erziehung, bey andern Grundsätzen von diesen Dingen nicht gerührt werden? Sollen sie, die nichts empfinden, über unsern Gottesdienst, über unsre Freygebigkeit, oder Verschwendung an die Kirchen, wie sie es nennen, spotten dürfen? Ich betheure ihnen entgegen, und fromme Katholiken mit mir, daß wir auch bey ihrem cerimonienlosen Gottesdienst nichts empfinden, so einfach, und rührend er ihnen scheint. Es kömmt uns alles dabey so todt, so leer vor. So viel Einfluß haben Vorurtheile der Erziehung, Gewohnheit, und Grundsätze auf die Beurtheilung andrer. So viel bleibt aber allzeit gewiß, daß auf sinnliche Menschen, wie wir doch alle sind, etwas sinnliches allzeit leichter, und gewisser wirke.

Was lärmen dann also unsre neuern Religionsverbesserer so sehr gegen die Freygebigkeit der Gläubigen? Warum spotten sie unsrer gottseligen, und freygebigen Vorfahrer? Warum schreyen sie, man sollte alle Pracht als schädliches Gepränge aus den Kirchen verbannen? Gewiß, sie betrachten nur eine Seite der Sache, nur die schlimme, nicht die gute, oder sie sprechen andern nur nach, ohne selbst gedacht zu haben. Das zeigen die

Grün-

Gründe, welche sie der Freygebigkeit der Gläubigen gegen die Kirche entgegen setzen möchten.

Gott brauchet ja unsre Geschenke nicht, sagen sie. Gold und Silber ist ohnehin sein. Es ist ja lächerlich, wenn wir ihm etwas schenken wollen, das vorhin schon ihm zugehört, und das er uns selbst zu unserm Gebrauche überlassen hat (*a*). Aber ists dann nicht genug, daß wir Gott brauchen, und ihm unsre Dankbarkeit auf alle mögliche Weise zu erkennen geben sollen? Genug, daß wir durch unsre Freygebigkeit die Ehre Gottes wenigst bey andern befördern können. Ja wenn wir Gott mit unsern Geschenken reicher machen wollten, dann wäre es freylich lächerlich. Aber welcher Katholik hat jemals so stockdumm gedacht?

Gott, fahren sie weiter fort, ist ein Geist, und will im Geist, und in der Wahrheit angebethet seyn. Dazu gehören weder prächtige Tempel, noch kostbare Altarkleider. Sehr wahr. Aber Mittel anwenden, welche diese Anbethung im Geist, und in der Wahrheit befördern, das ist doch wohl recht? Nun diesen Endzwecke zu erreichen trägt für sinnliche Menschen allerdings die Auszierung der Kirchen, und würdige Abhaltung des Gottesdienstes, und folglich auch die dahin abzweckende Freygebig-

(*a*) Psalm. 49, 9. 10. Agg. 2, 9.

keit der Gläubigen sehr vieles bey, wie ich bereits erwiesen habe.

Aber das Geld, das man den Kirchen schenket, könnte doch alles viel besser, und gemeinnütziger angewendet werden? Davon werde ich im zweyten Theile reden. Aber warum ist es dann, wenn ich jenes unterdessen beyseits lasse, gleich zu viel, wenn für die Kirchen, und den Dienst Gottes etwas verwendet wird? Bis auf den Dienst Gottes eine etwas beträchtliche Summe aufgewendet wird, werden Millionen auf den allerunnöthigsten Kleiderpracht, auf Spiele, und Ergötzungen verschwendet. Bey einer Mahlzeit wird oft mehr verpraßt, eine einzige Maitresse trägt oft einen kostbarern Schmuck am Leibe, als alle Kirchen eines Landes zusammen in einem Jahre zum Gottesdienste brauchen. Indessen nennet man das alles Mode, und Wohlstand. Und bey den Kirchen ist es schon zuviel, wenn auch nur aus einem abgelegten Kleide eines Frauenzimmers ein schönes Meßgewand verfertiget wird. Doch damit ich billig in die Sache gehe, gebe ich gerne zu, daß die Freygebigkeit gegen die Kirchen gar leicht übertrieben werde.

Der

Der zweyte Theil.

Freygebigkeit gegen die Kirchen wird leicht übertrieben.

Der König Salomo hat einen sehr prächtigen Tempel zur Ehre des allerhöchsten Gottes aufgebauet, und es war nichts in demselben, was nicht mit Gold wäre bedeckt gewesen (*b*). Viele bedienen sich dieses Beyspiel, und glauben daraus beweisen zu können, daß man auf die Auszierung einer Kirche allen nur möglichen Aufwand machen dörfe. Sie setzen hinzu: Es gehöre ja alles für Gott, was man den Kirchen thue, und da könne man niemal zu viel thun. Alles wäre für die Größe, und Majestät Gottes noch viel zu wenig.

Was zuerst den König Salomo betrifft, so lehret uns die heil. Schrift selbst, daß er seinen Tempel auf ausdrücklichen Befehl Gottes, und nach der Vorschrift, die ihm dieser gab, aufführen, und auszieren mußte. Und da ihn Salomo mit aller möglichen Pracht aufgeführt hatte, bezeigte Gott sein Wohlgefallen daran. Es war nemlich dieser Tempel als ein Versammlungsort für die noch ganz sinnlichen, und rohen Jüden bestimmet, denen man die

(*b*) 3. Könige 6.

Augen durch gar nichts, als durch den außerordentlichen Glanz des Goldes, und Silbers öffnen könnte. Gott kannte dieses Volk, und wollte also selbst, daß der Tempel zu dieser Absicht recht prächtig aufgebauet würde. Aber wir in dem neuen Testamente haben erstens keinen ausdrücklichen Befehl Gottes, wie Salomo, so eine entsetzliche Summe Geld an Kirchen hinzuwenden, und unsre Religion selbst lehret uns Gott schon viel besser, und deutlicher kennen, als daß wir durch solch ein Mittel gleichsam mit Gewalt müßten auf ihn geleitet werden. Wir brauchen die Kirchen, und ihre Verzierungen als Hülfsmittel zur Erweckung der Andacht; aber nicht als die einzigen. Nebst dem war Gold und Silber zu Salomons Zeiten viel gemeiner, als es jetzt ist, und lange nicht so unentbehrlich zu andern Endzwecken, als zu unsern Zeiten.

Ganz überflüssiger, und gar zu kostbarer Aufwand auf die Kirchen läßt sich also mit dem Beyspiele Salomo's nicht entschuldigen. Aber man wird denken: Gott könne man niemal zu viel thun? Freylich, wenn ich mich blos als Geschöpf, und Gott als meinen Schöpfer ansehe, dann kann ich ihm niemals zu viel geben. Ich müßte ihm auch selbst das noch opfern, was ich zu meinem täglichen Unterhalt brauche, und auch das wäre für ihn noch zu wenig. Aber der Mensch ist ja nicht nur ein Geschöpf

Gottes,

Gottes. Er lebet auch noch als Bürger in dem Staat, er hat Eltern, Kinder, Befreundte, er hat um sich her Hausarme, arme Wittwen, verlassene Waisen, die ohne Beyhülfe andrer ohne Christenthum, ohne Erlernung einer Wissenschaft, oder Kunst aufwachsen, wodurch sie sich einmal ehrlich in der Welt vorbringen könnten. Gegen alle diese Leute hat er auch eben sowohl, wie gegen Gott, seine Pflichten, gegen einige näher, gegen andre entfernter. Und da kann man Gott allerdings zu viel thun, wenn euer Nebenmensch darunter leiden sollte. Ihr könnet Gott niemal zu viel thun, wenn er euch eure Güter blos gegeben hat, daß ihr es ihm wieder gleichsam in die Hände zurück geben solltet. Aber ihr könnet ihm zu viel thun, euer Geschenk wird ihm nicht angenehm seyn, wenn euer armer Mitbruder darüber nothleiden muß. Gott will nur, daß er eine reinliche, und anständig ausgezierte Wohnung habe, er will, daß der Gottesdienst mit Anstand gehalten werde. Aber königlichen Aufwand, unnütze Verschwendung verlanget er nicht. Es ist ihm lieber, wenn das Geld statt dessen zu andern Liebeswerken verwendet wird.

Es giebt nun wohlmeynende fromme Leute, die solche Geschenke an die Kirchen machen, wovon der Nebenmensch in seiner Andacht nicht gestärket, nicht erbauet wird. Geschenke welche zur Beförderung ei-

nes anständigen Gottesdienstes gar nichts beytragen. Der gute Willen mag sie Gott angenehm machen. Aber gewiß wäre es ihm lieber, wenn man das Geld besser anwendete. Solche Schankungen nenne ich überflüssig. Was kann es wohl für einen wahrhaften Nutzen geben, wenn man neben dem Licht, welches vor dem im Altarssakramente gegenwärtigen Gott beständig fortbrinnet, noch vor dem, und dem Altare, für den und den Heiligen ein ewiges Licht stiftet? Was für eine neue Ermunterung zur Andacht giebt es wohl, wenn man schwere Kerzen, und Wachsstöcke, die zum Opfer der heil. Messe auf dem Altar gar nicht gebraucht werden, hinstellet, und verbrennen läßt? Merket mich recht wohl, ich tadle dieses geradezu nicht. Die Meynung kann recht gut seyn. Aber nehmet mirs ja nicht übel, wenn ich euch sage, daß ihr für dieses Geld etwas nützlicheres, und Gott angenehmeres thun könntet, wie ich gleich hernach zeigen werde.

Eben so giebt es sogar schädliche, und unerlaubte Geschenke an die Kirchen. Solche sind alle diejenigen, welche einem Dritten einen Schaden zufügen, ich meyne, wenn ihr durch zu viele fromme Vermächtnisse an die Kirchen euren Kindern, oder armen Befreundten die schuldige Hülfe entziehet. Sorget zuerst für die, welche eurer Fürsorge von Gott selbst anvertrauet sind; ehe dieses geschehen ist, will Gott kein Geschenke von euch.

Ihr

Ihr möchtet aber gerne für eure Seele auch etwas thun, und schenket, oder vermacht darum etwas an die Kirche. O das ist recht schön, und löblich, wenn ihr für eure Seele etwas thun wollet. Aber meynet ihr dann, daß der nicht recht gut, und noch besser für seine Seele sorget, der seinem armen Mitbruder hilft, als der einer Kirche etwas schenket? Ihr würdet euch gewaltig irren. Eine Kirche zieren, etwas beytragen, daß der Gottesdienst anständig gehalten werden könne, das ist nicht die christliche Religion, sondern nur ein Beförderungsmittel derselben. Aber die Nächstenliebe ausüben, das ist unmittelbares Werk der Religion selbst: Liebe deinen Nächsten. Wer das thut, der sorget noch besser für seine Seele.

Mancher hat ein übriges Geld, und mochte es gerne zu seinem Seelenheil gut anwenden. Und da ists beym Volke schon so eingeführt, man weis nichts bessers zu thun, als es der Ehre Gottes zu wiedmen. Man leget es in den Stock, lasset etwas in die Kirche machen, zieret einen Altare, kleidet ein Heiligenbild damit aus. Ja, wenn es die Kirche nothwendig hat, wenn die Anständigkeit des Gottesdienstes sonst darunter litte. Dann ist es ganz gut. Sonst aber giebt es Gelegenheit, euer Geld viel besser anzuwenden. Kleidet statt des Bildes einen Armen. Habet ihr in eurer Gemeinde

keine Hausarmen, die sich zu betteln scheuen? Helft ihnen. Kennet ihr keine Waisen, die das Schulgeld nicht vermögen, keine arme Kinder, die wenn sie ein Handwerk, oder Kunst, oder nähen, und stricken ꝛc. lerneten, einmal der Welt einen Taug gäben? Zieret die Seele eines verwahrloseten Kindes aus, d. i, lasset es für euer Geld etwas lernen, lasset es im Christenthume unterrichten, damit es ein lebendiger Tempel werde. Fraget nach, wo Noth ist, und schenket da etwas hin. Gott bekömmts doch durch diesen Weg auch, und ich versichere euch, es ist ihm angenehmer, als wenn es in der Kirche tod läge.

Beschluß.

Ich habe also, m. l. Zuhörer, heute nicht gepredigt, daß man den Kirchen gar nichts thun soll. Ihnen etwas geben ist löblich, weil es einen guten Endzweck hat, und gute Wirkungen haben kann, wenn anders die Kirchen so etwas nothwendig haben. Ich habe aber geprediget, daß man, wenn keine Noth da ist, wenn diese Entzwecke nicht erreichet werden, keine überflüssige, oder schädliche Stiftungen machen soll. Alsdann ists besser, mit dem Gelde Werke der Barmherzigkeit ausüben, das man Gott als ein Geschenk geben will.

Ich mahne also Niemand ab, auch den Kirchen durch milde Gaben Gutes zu thun. Aber man soll es zuvor mit einem vernünftigen Manne überlegen, oder selbst bedenken, ob man sein Geld nicht noch auf eine Gott gefälligere Art anwenden könnte. O wenn dieses allzeit geschähe, wie bald würde die Nächstenliebe unter uns nicht nur geprediget, sondern ausgeübet werden? Wie bald würden wir nicht nur schöne todte, sondern auch lebendige Tempel Gottes unter uns haben. Amen.

Fünfte Predigt

auf

das Kirchweihfest.

Text. Luk. 19.

Hodie salus domui huic facta est.

Heute ist diesem Hause Heil widerfahren.

Eingang.

Es ist bey allen Völkern ein schon uralter Gebrauch, daß sie ein öffentliches, und besonders dazu bestimmtes Ort haben, in welchem sie ihren Gottesdienst verrichten. Die Jüden heißen diesen Ort Synagoge, die Heiden Tempel, die Türken Moscheen, und wir Christen nennen sie Kirchen.

Aber fast alle Menschen scheinen auch zu glauben, daß das fleißige Besuchen der Synagogen, Tempel, Moscheen, und Kirchen allein erklecke. Sie bekümmern sich wenig um die Besserung ihres Lebens, um die Ausübung aller Pflichten, die ihr Stand mit sich bringt. Ich war in den Synagogen der Jüden. Sie schrien zwar aus vollem Halse zusammen. Aber sie stunden auch so unerhrerbiethig da, sahen so zerstreut um sich her, daß man gar nicht merken konnte, es gienge ihnen vom Herzen. Der Gottesdienst der alten Heiden bestund eben sowohl nur in Ausübung der äußerlichen Ceremonien. Man schlachtete Thiere in dem Tempel, brachte gewisse Opfer, wusch, und reinigte sich, u. d. g. und damit glaubte der Heide alles gethan zu haben, was zum wahren Gottesdienste gehörte.

Meynt ihr wohl, die Christen machten es viel besser? Fast möchte ich sagen, gar viele handelten

in

in diesem Stücke viel unvernünftiger noch, als Juden, Türken, und Heiden. Es ist bey uns des Kirchengehens oft kein Ende. Man geht in Amt, und Predigt, nachmittags in die Vesper, an den Werktagen, wenn es seyn kann, in die Messe, und kommet ihr in die Stadt, so besuchet ihr auch fleißig die Kirchen nacheinander her. Wenns ein andrer nicht so machet, wie ihr, so habet ihr ihms in Uebel, und glaubet wohl gar, das wäre ein träger, und fauler Christ.

Das, meine lieben Zuhörer, wäre alles so ganz gut. Das Kirchengehen, die fleißige Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes wäre gar ein schönes Ding für einen Christen. Aber das allein machet doch den Christen noch nicht aus. Es giebt nun Leute, welchen man es nur in der Kirche allein ansieht, daß sie Christen sind. Außer derselben aber leben sie um kein Haar besser, als die Heiden, gerade, als wenn Gott sonst nichts von ihnen verlangte, als daß sie fleißig in die Kirche gehen sollten.

Das ist aber ganz gegen die Absicht unsers Erlösers. Er will wohl, daß wir bethen; aber er will besonders, daß wir auch dabey fromm leben. Sonst kann man, wenn ich so sagen darf immer bey, und um Gott in der Kirche seyn, ohne daß man ihm doch eine Ehre dadurch erweise.

Sehet nur auf den Zachäus. Der Heiland kehrte bey ihm ein, es wiederfuhr seinem Hause Heil. Wars aber schon genug damit, daß der Heiland, und Zachäus so nahe beysammen waren? Nein, Zachäus versprach auch das zu thun, was er zu thun schuldig war: Herr, sagte er, den halben Theil meiner Güter will ich den Armen geben, und wenn ich Jemanden um etwas betrogen habe, will ich es vierfach zurücke geben.

Das giebt mir Anlaß, euch heute über etwas zu predigen, das ihr niemals genug bedenken könnet, wenn ihr in die Kirchen gehet. Ihr sollet euch nemlich da allzeit denken: Die Kirche machet mich nicht heilig, und daß dieses wahr sey, will ich in dem ersten Theile beweisen. Ihr sollet denken: ich muß die Kirche heilig machen. Und daß ihr das thun sollet, will ich euch im zweyten Theile ermahnen. Ihr wisset jetzt, was ich euch zu sagen habe. Merket recht auf, und ihr werdet bald mit Nutzen in die Kirche gehen, und mit Ehrerbiethigkeit darinn erscheinen. Ich fange an.

Der erste Theil.

Die Kirche machet mich nicht heilig.

Wenn das Kirchengehen allein die Leute schon heilig machte, so müßte das Gott selbst gesagt

sagt haben, daß er von uns nichts, als das Kirchengehen verlange, oder er müßte die Leute, sobald sie fleißig in die Kirche gehen, durch ein Wunder so gleich heilig machen, und in beyden Fällen müßte man es den Leuten ganz deutlich anmerken, daß sie es sind. Allein nichts von allem diesem ist so.

Gott hat es nicht gesagt, daß er von uns nichts, als das Kirchengehen verlange, wenn wir gute Christen seyn wollen. Ein Schriftgelehrter, wie das heutige sonntägliche Evangelium erzählet, fragte den Heiland: Was muß ich thun, wenn ich ewig selig werden will? Jesus antwortete ihm: du sollst Gott deinen Herrn lieben aus deinen ganzen Herzen. Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. In diesen zweyen Gebothen besteht das ganze Gesetz. Also Gott lieben, den Nächsten lieben, sich selbst lieben, das ist es, was der Christ thun muß, das schreibt ihm Gott ausdrücklich vor. Ob wir nun schon die Liebe Gottes auch dadurch beweisen müssen, daß wir den öffentlichen Gottesdienst fleißig besuchen, so befiehlt uns dieses Gott doch nicht so deutlich, als die Liebe Gottes, des Nächsten, und unsrer selbst. Leben, wie ein Christ leben muß, das ist die Hauptsache. Und Kirchengehen ist zwar auch nothwendig, aber nicht das einzige nothwendige.

Im neuen Testamente verlangt Gott um uns selig machen zu können, gewiß eben so einen hohen

Grad

Grad der Heiligkeit von uns, als er von den Jüden im alten Testamente verlanget hat. Und schon damals war er mit den Jüden gar nicht zufrieden, wenn sie die ganze Heiligkeit darinn setzten, daß sie den Tempel zu Jerusalem besuchten. So drücket er sich selbst bey dem Propheten Jeremias aus. Ihr alle aus Juda, die ihr durch diese Pforten den Herrn anzubethen eingehet, höret das Wort des Herrn: Dieß spricht der Herr Zebaoth, ein Gott Israels, bessert eure Wege, und eure Werke, so will ich an diesem Orte bey euch wohnen. Ihr sollet euch nicht auf die lügenhaften Worte verlassen, daß ihr sprechet: es ist der Tempel des Herrn, es ist der Tempel des Herrn, es ist der Tempel des Herrn, sondern wenn ihr eure Wege, Leben, und Handel bessert, und zwischen Jemand, und seinem Nächsten recht thut, dem Fremden, dem Waisen, und der Wittwe nicht Gewalt thut, auch wenn ihr kein unschuldiges Blut an diesem Orte vergießet, und fremden Göttern nicht nachwandelt euch zum Schaden, so will ich an diesem Orte bey euch wohnen (*a*). Gott war also schon im alten Testamente, wo es doch noch so fast ganz sinnlich zu gieng, nicht zu frieden, daß die Jüden nur fleißig in dem Tempel zu Jerusalem sich einfanden,

(*a*) Jerem. 7.

fanden, und darinn opferten, und ihr Gebeth verrichteten. Sie mußten sich besonders vor Sünden hüten, und eines tugendhaften Wandels befleißen; sonst war ihm das Kirchengehen der Jüden nicht angenehm. Wird er im neuen Testamente, wo er besonders auf die Anbethung im Geiste, und in der Wahrheit dringet, von uns weniger verlangen?

Gott hat es also nirgends im ganzen neuen Testamente gesagt, daß er schon mit uns zufrieden seyn wolle, wenn wir nur fleißig in die Kirche gehen, ob wir gleich sonst nicht als Christen leben. Es ist auch sogar nicht einmal möglich, daß Gott damit allein zufrieden seyn könnte; Denn gleichwie er selbst unendlich heilig, und rein ist, so kann er auch nichts Unheiliges, und Unreines neben sich in dem Himmel gedulden, und der Mensch, der selig werden will, muß von allen Sünden frey seyn. Erfleckte also das blosse Kirchengehen ohne einen christlichen Wandel, so müßte Gott den Sünder blos darum, weil er doch noch fleißig in die Kirche geht, von seinen Sünden losmachen, und sie ihm verzeihen, das heißt, er müßte ein wahres Wunder wirken. Es wäre ein wahres Wunder, wenn der Sünder ohne Reue über seine Sünden, wenn der Mensch ohne Liebe Gottes selig werden könnte. Wir lesen wohl im Evangelium, daß der Publikan in den Tempel kam als ein Sünder, und wieder ge-

rechtfertigt in sein Haus zurücke kehrte. Aber nicht das Kirchengehen, nicht seine Gegenwart im Tempel hat ihn gerechtfertiget. Er schlug an seine Brust, und seufzete: Herr sey mir armen Sünder gnädig, das ist er hatte ein wahre Reue über seine Sünden; und erst darum hat sie ihm auch Gott nachgelassen. Könnte etwas abscheulicheres, und Gott unwürdigeres erdacht werden, als unser christlicher Glauben, wenn man Stehlen, Huren, Ehebrechen, fremdes Gut an sich reißen, und es zurückehalten, mit einem Worte, wenn man sonst ganz wie ein Heid leben dürfte, so bald man nur alle Sonn, und Feyertage, oder auch an den Werktagen in die Kirche gienge? Unser heiliger Glaube, der die Sitten der Menschen bessern, und uns Gott ähnlich machen sollte, würde auf diese Weise vielmehr die Laster, und alle Bosheit unter den Menschen befördern, er würde uns selbst ermuntern, immer schlimmer, und gottloser zu werden.

Daß aber das Kirchengehen allein die Leute nicht so gleich heilig mache, das erfahren wir ja täglich. Es wird kaum ein einziger unter uns allen seyn, der nicht wenigst an Sonn, und Feyertagen in die Kirche gienge, ja ein jeder würde sich Sünden fürchten, wenn er an solchen Tagen freywillig eine heilige Messe unterließe. Es wird sogar viele geben, welche täglich in die Kirche gehen,

wenn

wenn es nur immer möglich ist. Aber sind wir dann darum schon alle heilig? Ach meine liebe Christen, es ist eine sehr große Verblendung des Teufels, daß wir gar oft unser ganzes Christenthum nur in solche äußerliche Handlungen setzen, dergleichen das fleißige Kirchengehen eine ist, und nicht vielmehr auf die innerliche Besserung des Herzens, auf einen christlichen Lebenswandel uns befleißen. Man sieht ja Weiber, welche fleißig in die Kirche gehen, und darinn so eifrig bethen, daß man glauben sollte, sie wären fromm, und heilig. Aber so bald sie aus der Kirche kommen, geht zu Hause das Fluchen, und Schwören über Kinder, und Dienstbothen wieder an. Sie kommen in ein Gespräch mit andern, und da schneiden sie dem Nächsten seine Ehre ab, alles wird durch die Hechel gezogen. In der Kirche sind sie heilig, und außer der Kirche wieder so lieblos, so unchristlich, wie andre Menschen, die vielleicht nicht mit ihnen in der Kirche waren. Wir sehen, daß der Hurer, und Ehebrecher, der Dieb, und der Wucherer in die Kirche gehen, und sie gehen auch wieder heraus, wie sie hineingegangen, sie bleiben Hurer, und Ehebrecher, Diebe, und Wucherer, wie sie es zu vor waren. Fraget euch nur selbst, ihr, die ihr fleißig in der Kirche erscheinet, fraget euch, um wie vieles bin ich dann besser und heiliger geworden, nachdem ich nun schon zehn, zwanzig, und dreyßig

Jahre in die Kirche gehe? Begehe ich darum auch nur um eine Sünde weniger? Ich zweifle gar nicht, ein jeder werde es an sich selbst wahr finden, was ich gesagt habe, daß uns die Kirche allein nicht heilig mache. Und dieses ist es, was ich in meinem ersten Theile darthun wollte. Ist nun dieses nicht, so müssen wir die Kirche heilig machen, wie ich im zweyten Theile zeigen will.

Der zweyte Theil.

Ich muß die Kiche heilig machen.

Die Kirche ist der Ort, in welchem sich die Gläubigen öfters versammeln, um darinn gemeinschäftlich, und öffentlich ihren Gottesdienst zu verrichten. Als ein Gebäude, das nur aus Holz, und Steinen zusammengesetzet ist, und kein Leben hat, kann es auch im eigentlichen Verstande nicht heilig seyn, oder geheiliget werden. Die Kirche wird heilig genennet, weil Gott darinn wohnet, und weil sie dazu bestimmt ist, damit die Gläubigen ihrem Gottesdienste darinn abwarten sollen. In dem Verstande ist jede Kirche heilig, weil Gott darinn wohnet, und sie wird geheiliget, wenn wir Gott darinn dienen. Wir müssen also die Kirche heiligen, das heißt, zu einem heiligen Orte machen, indem wir Gott darinn eifrig dienen.

Wir

Wir müssen eifrig darinn Gott dienen, damit andre sehen, was wir glauben. Die Kirchen sind der Ort, in welchem jeder Mensch seinen Glauben öffentlich vor andern bekennet; denn was bewegt uns dann in die Kirche zu gehen? Nicht wahr, weil wir wissen, daß wir Gott brauchen, und von ihm abhangen? Gott ist es, der uns Speise, und Trank giebt, der uns das Leben erhält, der uns täglich beschützet. In der Kirche kömmt der König, und der Bettler, der Reiche, und der Arme zusammen, und ein jeder bethet. Das heißt aber nichts anders, als in der Kirche bekennen alle öffentlich, daß sie Gott für ihren Oberherrn ansehen, und sich selbst für seine arme, schwache, und hülflose Geschöpfe, die ganz von seiner Gnade abhängen. Wir versammeln uns wieder, weil wir wissen, daß Jesus unser Erlöser ist, daß wir durch seine Gnade allein Verzeihung unsrer Sünden, und die ewige Seligkeit erlangen können. Und nun ihn um Gnade zu bitten, und durch ihn selig zu werden, bethen wir in der Kirche. Das Kirchengehen hat also keine andre Absicht, als daß wir darinn öffentlich bekennen wollen, daß wir von Gott abhängen, und Jesum für unsern Erlöser halten. Und wenn wir dieses thun, heiligen wir die Kirche.

Aber leider wird diese Absicht nur gar selten erreichet; Sollte man es wohl glauben, wenn man

in unsre Kirchen kömmt, daß wir darinn Gott ehren, daß wir Jesum für unsern Erlöser halten wollten? Was würde ein Jüde, oder Heide denken, wenn er die Cheisten da so beysammen anträffe? Da würde er einige schlafen sehen, dort andre eine halbe Messe, oder Predigt hindurch schwätzen hören. Die jungen Pursche würde er auf der Emporkirche, und die Kinder herunten allen Muthwillen ausüben sehen. Das fürwitzige Hin und hersehen, das unandächtig verrichtete Gebeth, das Drücken, Stossen, die ganze unehrerbiethige Stellung würde ihn nicht überzeugen, daß wir da wären, Gott zu dienen, und Jesum um Gnade zu bitten. Er würde vielmehr glauben, die Kirche sey der Ort, wo die Christen ihren Schwatzmarkt halten, wo sie sich lustig machen, und allen Muthwillen treiben wollten. Wäre es für solche Christen, die sich in der Kirche nicht aufführen wollen, wie sie es in der Gegenwart Gottes zur Bezeugung ihres Glaubens schuldig sind, nicht besser, wenn sie gar wegblieben, und andre nicht ärgerten. Merket euch also diese erste Lehre. So oft ihr in die Kirche gehet, gehet mit dem Vorsatze dahin, daß ihr da öffentlich euren Glauben bekennen, und zeigen wollet, daß ihr Christen seyd?

In der Kirchen müssen wir auch zeigen, was wir hoffen, und sie eben dadurch wieder heiligen. Außer der Kirche siehet man uns nur bey der Arbeit,

beit, oder bey der Ruhe, und Ergötzungen. Man sieht uns nur mit zeitlichen Dingen beschäftiget, als wenn wir kein höhers Ziel, und Ende hätten. Aber in der Kirche sieht man, daß es uns auch um den Himmel, und die ewige Seligkeit zu thun ist. Wir bethen zu Gott, weil wir hoffen, daß er uns ewig selig machen werde. Zeiget es also, daß ihr in der Kirche seyd, diese unendliche Wohlthat von Gott zu erbitten, das will sagen, bethet andächtig, eifrig, ohne freywillige Zerstreuung, bethet aus dem Herzen mit Ernste, und nicht blos mit dem Munde; Das heißt, die Kirche heiligen. Wenn man euch sagte, ihr solltet zu einem großen Herrn hingehen, dieser wäre bereit, euch alles zu geben, was ihr verlanget, würdet ihr nicht mit dem größten Eifer hingehen, mit aller Aufmerksamkeit eure Bitten vortragen, nur damit ihr gewiß erhöret würdet? Ihr würdet an nichts denken, als: wie muß ich es machen, daß ich meine Sache recht vorbringe? würdet da gewiß nicht mit andern ungebührlich schwätzen, nicht lachen, u. s. w. Warum? Es liegt euch al, les daran, ihr hoffet gar viel von dem großen Herrn zu bekommen. Hoffet ihr aber von Gott nicht noch mehr? Nicht gar die ewige Seligkeit? So zeiget also eure Hoffnung in der Kirche, verhaltet euch so, damit man sehe, daß euch alles daran gelegen sey, das von Gott zu erlangen, was ihr hoffet.

Man muß in der Kirche auch sehen, was ihr liebet, nemlich daß ihr Gott über alles hochschätzet, und liebet. Gott ist in der Kirche, die er sich zur Wohnung erwiesen hat, bereit uns alles das Gute zu geben, was wir von ihm verlangen, und was uns wahrhaft nützlich ist. Ist dieses nicht genug, uns zur Liebe gegen ihn aufzufordern? Verdient er nicht, daß wir ihn lieben, weil er da so gut gegen uns seyn will? Aber wenn wir ihn wahrhaft lieben wollen, so müssen wir ihm es auch zeigen. Wir müssen nemlich mit aller Ehrerbiethigkeit vor ihm erscheinen, ganz auf ihn vertrauen, nichts in seinem Angesichte thun, was ihn beleidigen könnte. Weg also in der Kirche mit allen feindseligen, und rachsüchtigen Gedanken. Der liebet Gott nicht, welcher seinen Nebenmenschen nicht liebet. Weg mit allen unkeuschen Gedanken, und mit geilen Blicken. Die unreine Liebe verträgt sich nicht mit der Liebe Gottes. Weg mit allen Gedanken aufs Zeitliche. Euer Herz ist da, wo euer Schatz ist, und folglich liebet ihr Gott nicht, wenn ihr an etwas anders denket.

Beschluß.

Machen wir also den Entschluß bey uns, ins künftige so in der Kirche zu erscheinen, daß man sehen könne, was wir glauben, was wir hoffen, und was wir lieben, nemlich zu zeigen, daß wir

Gott für unsern Herrn, und Jesum für unsern Erlöser halten, daß man sehe, wir hofften von ihm die ewige Seligkeit, wir schätzten Gott über alles. Auf diese Weise werden wir die Kirche heiligen; denn das habet ihr genug gehöret, die Kirche allein, oder das Kirchengehen machet uns nicht heilig, Gott hat es nicht gesagt, daß er damit allein zufrieden seyn wolle, und durch ein Wunderwerk will er uns auch nicht heilig machen, wenn wir nicht selbst dazu helfen, wie es die tägliche Erfahrung zeigt.

Heute also wollen wir gleich anfangen, unser Gebeth andächtig, und eifrig in der Kirche zu verrichten. Wir wollen zeigen, daß wir Christen sind, denen die Verehrung ihres Gottes über alles geht. Was wir heute thun, das wollen wir auch allzeit fortsetzen, mit diesem Vorsatz allzeit in die Kirche gehen, und ihn darinn erfüllen. Vorzüglich aber wollen wir uns eines christlichen Wandels befleißen. Die Kirche allein machet uns nicht heilig, wir müssen vielmehr sie heiligen. Amen.

Profeßpredigt

auf

das Kirchweihfeſt.

Text. Matth. 16, 24.

Qui vult venire poſt me, abneget ſe-metipſum, & tollat crucem ſuam, & ſequatur me.

Wer mir nachkommen will, verleugne ſich ſelbſt, nehme ſein Kreuz auf, und folge mir nach.

Eingang.

Ich weis es nicht, ob ihr auf das heilige Evangelium, das ich euch eben vorgeleſen habe, reche Achtung gegeben, und den Innhalt desſelbigen wohl überleget habet. Wenigſt verdient

es

es eure ganze Aufmerksamkeit. Es ist ja so schön, so unterrichtend, so tröstlich, daß man es schon daraus merken kann: es sey Gottes Wort. Nur er allein kann so eine liebvolle Sprache reden, nur er allein kann so deutlich unterrichten, nur er allein kann so kräftig trösten.

Jesus und Zachäus. Zachäus der Sünder, der Unwissende, der Betrübte. Jesus der Erbarmer, der Lehrer, der Tröster. Zachäus erinnerte sich seiner Ungerechtigkeiten, die er als Oberzöllner begangen haben möchte. Er hätte freylich den vorübergehenden Heiland gerne gesehen. Aber ihn einzuladen, das hätte er sich als ein Sünder gar nicht getrauet. Aber da sehet den liebvollen Jesus, er ladet sich selbst bey ihm ein, kömmt ungeladen: Ich muß heute in deinem Hause bleiben. Jesus der Erbarmer, und Zachäus der Sünder. Zachäus wuste nicht, wie er seine begangenen Ungerechtigkeiten wieder gut machen sollte, und schlug darum allerhand Wege vor: Ich will den halben Theil meiner Güter den Armen geben, und wenn ich Jemanden um etwas betrogen habe, gebe ichs vierfach zurücke. Aber Jesus hebet mit einem Worte allen seinen Kummer. Er nennet ihn einen Begnadigten, einen Sohn Abrahams. Zachäus der Betrübte, und Jesus der Tröster. Zachäus kannte den Heiland noch nicht, er gab sich

Mühe

Mühe ihn kennen zu lernen, zu sehen wer er wäre. Jesus zeigt sich ihm nicht nur, er belehret ihn auch noch darüber, warum er auf der Erde wäre: Der Sohn des Menschen ist gekommen zu suchen, und selig zu machen, was verloren war. Zachäus der Unwissende, und Jesus der Lehrer.

Jesus, und Zachäus. Noch einen Blick auf das heutige Evangelium! Jesus wandelt in Armuth auf der Erde, hat keinen eigenen Ort, wo er sein Haupt hinlegen soll, behilft sich mit der ersten Herberge, die er findt. Und er war Herr des ganzen Erdbodens. Zachäus ein Nachfolger Jesu. Ungemein reich; Aber er verleugnet seine Neigung zum Gelde, giebt sein halbes Vermögen den Armen, und das ungerechte Gut vierfach zurücke. Jesus achtet keine Beschwerniß, seinen Beruf zu erfüllen, durchreiset ganz Judenland, kömmt nacher Jericho, kehret sich nicht an das Murren seiner Feinde, weil er bey einem Sünder eingekehret hatte. Zachäus ein Nachfolger Jesu. Er läßt sich durch die üble Meynung der Pharisäer, die ihn für einen Sünder ausschrien, nicht irre machen, sondern hängt sich nur desto mehr an den Heiland, seinem Rufe zu folgen. Jesus gegen alle gut, verträglich, barmherzig. Zachäus sein Nachfolger, gut, und

barm-

barmherzig gegen die Armen, verträglich mit den Pharisäern, nicht Böses mit Bösen vergeltend.

Das Evangelium also, meine Lieben, lehret uns durch das Beyspiel des Zachäus, wie man Christo nachfolgen könne. Heute werden zween Jünglinge, nachdem sie sich ein ganzes Jahr sorgfältig geprüft, sich durch feyerliche Gelübde zur genauern Nachfolge Jesu nach der Regel des heil. Benedikts verbinden. Ihr werdet Zuschauer dabey seyn: Aber hoffentlich keine müssige Zuschauer. Was sollet ihr also dabey denken? Das Evangelium lehret mich die Nachfolge Jesu an dem Zachäus, die Ablegung der Gelübde zur Nachfolge des Erlösers erinnert mich an meine Pflicht, daß ich als Christ auch Christo nachfolgen muß. Also die Nachfolge Jesu sey der heilige, der große, der wichtige Gedanke, der heute euer ganzes Herz erfüllen muß. Ich will ihn in euch zu erregen suchen, indem ich euch zeige: Was es heißt, Christo nachfolgen, und wie ihm ein jeder nachfolgen kann. Erst das Bild Jesu, und dann der Unterricht, wie wir es in uns ausdrücken müssen. Laß, lieber, guter Heiland, mich dein Bild recht entwerfen, laß mich es so schön vorstellen, daß alle erkennen, wer du bist, und was wir seyn müssen.

Der erste Theil.

Was heißt: Jesu nachfolgen?

Das kann uns doch wohl Niemand richtiger sagen als Christus selbst. Und er saget es uns auch: Wer mein Nachfolger seyn will, muß sich selbst verleugnen, sein Kreuz auf sich nehmen, und mir nachfolgen. Das sind seine eigenen Worte bey dem heiligen Matthäus.

Die Nachfolge Christi ist nichts anders, als die Nachahmung seines Beyspieles. Wir müssen denken, wie er, wir müssen handeln wie er. Wir müssen, wie sich der heilige Paulus vortrefflich ausdrückt, Jesum Christum anziehen. Und wie viel saget dieses? Es ist ein für euch sehr faßlicher Ausdruck. Wer in einem Schauspiele die Person eines Königes, oder Fürsten vorstellet, leget nicht nur eine königliche Kleidung an, das wäre noch viel zu wenig, er ziehet den König selbst an, d. i. Reden, Stellung, Geberden alles ist so zu sagen, königlich an ihm, er denket sich ganz in die Lage eines Königes hinein, wenn er anders seine Person gut vertretten will. Der Zuschauer vergißt es, daß er einen Schauspieler vor sich sieht, er betrügt sich selbst, und sieht einen König in ihm. So, meine

lieben

lieben Zuhörer, muß der Christ, der seinem Heilande nachfolgen will, Christum anziehen, so denken, urtheilen, reden, leben, und sterben, wie Jesus gedacht, geurtheilet, geredet, gehandelt, und gestorben ist. Er muß sich so betragen, wie sich Jesus betragen hätte, wenn er an unsrer Stelle gewesen wäre. Er muß sich gegen Gott, und Menschen, gegen Freunde, und Feinde, Beruf, und Geschäfte, Wahrheit, und Irrthum, Tugend und Laster, Ehre, und Verachtung, Reichthum, und Armuth, Freuden, und Leiden, Leben und Tod, Zeit, und Ewigkeit so verhalten wie er, so daß sich zwischen uns, und Jesu, zwischen seinem Herzen, und unserm Herzen, zwischen seinem Verhalten, und unserm Verhalten eine große, und merkliche Aehnlichkeit finde.

Und wie verhielt sich dann Christus? Wer mir nachkommen will, der verleugne sich selbst. Das will sagen: Der verleugne seine Neigungen, und Wünsche, so wie es Christus gethan hat.

Lasset uns aus seinem heiligsten Leben nur die deutlichsten Beyspiele der Selbstverleugnung anführen. Schon von seinen frühesten Jahren an, hieng er ganz von dem Willen seiner lieben Eltern ab. Gleichwie er nicht in die Welt gekommen war, bedient zu werden, sondern zu dienen, so war es auch

sein

sein innigstes Vergnügen, den Willen seiner Eltern zu vollziehen, und denseinigen ihnen zu unterwerfen. Der Evangelist erzählet von seiner ganzen Jugendgeschichte fast nichts, als daß er nacher Nazareth gekommen, und ihnen unterthänig war. Und das sagt doch wohl so viel, daß Gehorsam gegen andre, und Verleugnung seiner selbst seine gröste, und hervorstechenste Tugend in seinen jungen Jahren war.

Der Teufel versuchte ihn, bald zum Ehrgeize, indem er ihn zum unnöthigen Wunderwirken verleiten wollte, bald zum Hochmuthe, da er ihn an seine eigene Macht erinnerte. Bald wollte er in ihm die Begierde zu Reichthümern erregen, und both ihm in dieser Absicht den Besitz aller Reiche der Erde an. Aber der Heiland blieb sich immer gleich, immer Herr über seine Begierden. Er machte nicht aus Steinen Brod, wie er es konnte, sondern litte lieber Hunger. Er stürzte sich nicht von der Zinne des Tempels, und dem Ruhme eines Wunderthäters setzte er seine Demuth entgegen. Er verwarf die Reichthümer, und zog ihnen ein dürftiges, unbemerktes Leben unendlich vor.

Die Bequemlichkeit für sich selbst zu leben, blos für seinen eigenen Unterhalt zu sorgen hat sonst viel reizendes. Nur für ihn hatte es nichts. Er reiset vielmehr von einem Orte in das andre, prediget

diget überall, suchet die Sünder auf und belehret sie. Zu seiner größten Unbequemlichkeit mattet er sich ab, leidet Durste bey dem Brunnen von Samaria, leidet Hunger, und ißt nicht. da ihm seine Jünger Speise bringen, er saget vielmehr, seine Speise sey nur, den Willen seines Vaters thun. Und wie vollkommen thut er ihn? Wie großmüthig verleugnet er seinen eigenen Willen, da seine menschliche Natur bey dem Anblicke des zukostenden Leidenkelches zurücke bebte: Vater nicht mein Willen geschehe, sondern der Deinige?

Wer mir nachkommen will, der nehme sein Kreuz auf sich. Das heißt, der ertrage alle Widerwärtigkeiten geduldig, so wie es Christus gethan hat.

Das, was ich bereits von seinem mühseligen Leben gesagt habe, ist noch das allerwenigste. Er hatte mit ganz andern Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Nachdem er in großer Dürftigkeit, und saurer Mühe von einem Orte zum andern gezogen, Jüden, Samariter, und Heiden gelehret, geheilet, erquicket hatte, nachdem er umhergegangen, und wie es der heil. Petrus kurz ausdrückt, überall wohlgethan hatte, was war sein Lohn? Tödtlicher Haß, blutdürstige Verfolgung von Seite derer, denen er Gutes gethan. Heilte er Kranke, und Elende, so machte man Verschwörungen, ihn zu tödten. Lehret

er Irrende, und Verblendete, so wollte man ihn steinigen. Suchte er durch einen liebreichen Umgang die Lasterhaften zur Tugend zu führen, so verschrie man ihn als einen Zöllner, und Freund der Sünder. Selbst bey seinen Wohlthaten fanden diese Teufel in Menschengestalt die niederträchtigsten Absichten. Er wirkte seine Wunder nur, wie sie lästerten, aus Ehrgeiz um das Volk an sich zu ziehen, und einen Aufruhr zu stiften; er muß einen Bund mit dem Teufel haben, und in dessen Namen Teufel austreiben. Und dennoch, dennoch ermüdete er nie im Wohlthun. Er fuhr geduldig fort, den Willen Gottes zu thun, und die Menschen zu beglücken.

Sehet ihn endlich in den letzten Stunden seines Lebens. Er läßt sich geduldig von einem Richterstuhle zum andern schleppen, und nachdem sie ihn ärger mishandeln, als es der unempfindlichste Richter sonst gegen den ärgsten Bösewicht gestatten würde, nachdem ihn der fühllose Pilatus siebenmal für unschuldig erklärt, unschuldig verdammen. Ich will euch hier nicht alle schrecklichen Martern erzählen, die er erlitten, und die ihr längst wisset. Bewundert vielmehr bey alle diesem sein sanftes Nachgeben, sein Stillschweigen, oder auch wenn er redet, seine Gelassenheit. Er bejammert nur das Unglück seiner Mörder: Weinet nicht über mich, weinet nur über euch und eure Kinder. Unter den entsetzlich-

lichsten Schmerzen bethet er noch für seine Peiniger zum Vater um Vergebung. Hat die ganze Geschichte so einen erhabenen, geduldigen Mann aufzuweisen, als ihn? Hat er nicht sein Kreuz auf sich genommen?

Wer mir nachkommen will, der folge mir nach, das ist, der werde mir ähnlich, werde ich, thue, was ich gethan habe.

O meine Lieben, wie viel müßte ich euch noch sagen, wenn ich das alles sagen wollte, wovon mein Herz voll ist, so bald ich an meinen Erlöser denke. Nur noch vier einzige seiner reizendsten Tugenden, die er uns zum Beyspiele aufgestellt hat. Die erste ist seine heitere Geselligkeit. Christus übersach alle um ihn weit an Wissenschaft, und Einsichten. Er war unter so vielen Lasterhaften, und einigen Frommen der frömmste. Aber er schätzte sich nicht besser als andre, er hatte Nachsicht mit ihren Schwachheiten, und Lastern, machte nicht den finstern, ungeselligen Sittenrichter, sondern nahm an ihren gewöhnlichen Vergnügungen Theil, besuchte ihre Gastmahle, genoß die sinnlichen Ergötzungen des Lebens, und lehrte sie gelegenheitlich dabey Gutes. Die zweyte ist sein empfindsames Herz. Wo litte Jemand und er hätte nicht mit gelitten, hätte nicht alles gethan, sein Leiden zu vermindern? Sey getrost mein Sohn, sagte er zum Schlagflüssigen,

und heilte ihn. Weine nicht, sagte er zur Wittib zu Naim, und machte ihren Sohn wieder lebendig. Weinte er nicht aus Mitleiden mit, als Maria, und Martha über den Tod des Lazarus weinten? Trieb ihm der Anblick der verstockten Stadt Jerusalem nicht Thränen des Mitleids aus den Augen? Wie empfindsam, wie offen war sein Herz zur zärtlichsten Freundschaft mit Johannes, Maria, und Martha? Und dann seine himmlische Sanftmuth. Judas verräth ihn, und der ganze Verweis war: Juda, verräthst du mich mit einem Kuß? Petrus verleugnet ihn, und ein einziger Blick voll Güte, und Erbarmen bringt ihn zur Reue. Und das wahrhaft göttliche: Vater vergieb ihnen — ist das nicht übermenschliche himmlische Sanftmuth? Endlich bitte ich euch das noch zu erwegen, daß alle diese grosse Tugenden, und Eigenschaften ihm so ganz natürlich sind. Er bleibt sich überall gleich, nirgends bemerkt man etwas Uebertriebenes, oder ein Bestreben, den angenommenen Charakter zu behaupten, Reden und Thaten, alles fließt so natürlich aus dem Herzen, wie die klaren Wasser aus lebendigen Quellen.

Wer mir nachkommen will, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir nach. Nun ist das Bild Jesu entworfen. Wir wissen, was er gethan, und gelitten, und wie

er

er gethan, und gelitten hat. Es bleibt noch die zweyte Frage übrig.

Der zweyte Theil.

Wie können wir ihm nachfolgen?

Und die Beantwortung dieser Frage ist für uns die wichtigste. Der Christ muß nicht nur wissen, was sein Heiland gethan hat, er muß ihn auch nachahmen. So wills der Erlöser: Sehet, ich habe euch ein Beyspiel gegeben, damit ihr so thut, wie ich gethan habe. Allein auch diese allgemeine Ermahnung zur Nachfolge Christi würde nicht auf das Herz wirken, wenn man nicht auch die Art zeigte, wie jeder in seinem Stande ein Nachfolger Christi werden könne, er mag nun in der Welt, oder im Kloster leben.

In allen weltlichen Ständen giebt es tausend Gelegenheiten zu einer vernünftigen Selbstverleugnung. Kinder, eure Eltern befehlen euch oft etwas, das euch unangenehm ist, verbiethen euch etwas, wornach ihr ein Verlangen habet. Dienstbothen, eure Herrschaft stimmet gar oft nicht mit eurem Willen übereins. Bürger, eure Obrigkeit machet oft einige euch widrige Verordnungen. Da wird sich euer Willen dagegen sträuben. Aber sehet auf Jesum:

Und er war ihnen unterthänig. Wer ihm nachfolgen will, verleugne sich selbst.

Es wird euch oft eine Begierde anwandeln, euch über andre zu erheben, ihr werdet euch auf eure Schönheit, auf eure Wissenschaft, Kunst, oder Geschicklichkeit etwas einbilden, und andre verachten wollen. Aber sehet auf Jesum. Er war von Herzen demüthig. Wer ihm nachfolgen will, verleugne sich selbst.

Bey dem Anblicke der Großen und Reichen wird es euch oft einfallen. O wenn ich nur auch so gute Tage hätte, nur für mich allein sorgen nicht Tag und Nacht arbeiten müßte, um mich, und die meinigen kümmerlich zu unterhalten. O wenn ich nur auch diese Bequemlichkeit hätte, wenn ich seyern dürfte. Aber sehet auf Jesum: Er gieng umher, und that überall wohl. Wer ihm nachfolgen will, verleugne sich selbst. Soll mir das schwer werden, was er gethan hat, mit Freuden gethan hat?

Lasset euch aber auch jene Worte vorzüglich gesagt seyn, die der Erlöser noch weiter vorbringt: Wer mir nachkommen will, der nehme sein Kreuz auf sich.

Ich fühle es, ihr Eltern, ich fühle es, wie euch euer Herz blutet, wenn ihr von euren Kindern nur Undank erlebet. Ich fühle es, ihr Wohlthäter, wie schwer es euch fällt, wenn euch die mit Undank lohnen, denen ihr Gutes gethan, ich fühle es ihr Freunde, was das ist, von einem falschen Freunde hintergangen, verrathen, gestürzet zu werden. Aber die Welt ist nun einmal so, war bey den Zeiten Christi schon so. Alles Klagen, alle Ungeduld macht sie nicht besser. Thut, was Christus gethan hat, nehmet euer Kreuz auf euch.

Es wird euch niemal an Schmachreden, niemal an Verleumdern fehlen. Man wird eure gutgemeynten Handlungen böse auslegen. Klaget denn der Heiland nicht auch bey dem Propheten, daß er Schmachreden, und Beschimpfungen von seinen Feinden gelitten? Habe ich euch nicht deren viele oben angeführt? Man wird euch vielmehr unrechtmässiger Weise eure Güter rauben, und in Armuth stürzen. Und die Henkers Knechte zogen ihm sogar seinen Rock aus, und würfelten darum. Es werden euch vielleicht Krankheiten anfallen, und Schmerzen Leib, und Seele zermartern. Von der Fußsohle bis auf den Scheidel des Hauptes war nichts Gesundes mehr an ihm. Wer ihm nachkommen will, der nehme sein Kreuz auf sich.

Und werde ihm endlich ähnlich, folge ihm nach. Sey gesellig, nicht mürrisch und finster, ein Feind der Menschenfreuden, deren Genuß uns Gott zu unsrer Erquickung erlaubet hat, habe ein fühlbares, empfindsames Herz gegen Freunde, gegen Arme, und Betrübte, unterstütze jene, tröste diese, sey sanftmüthig, nicht aufbrausend im Zorne, nicht unhöflich, und starrsinnig beym Widerspruche, belehre ohne Stolz, und lasse sich gelassen belehren. Sey sich im Glück, und Unglücke gleich, suche es dahin zu bringen, daß dankbare Liebe gegen Gott, und seinen Erlöser die erste Triebfeder aller seiner Handlungen werde, und daß bey ihm Tugend Natur sey, wie bey Christo, nicht Zwang. Wer mir nachkommen will, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir nach. So werdet ihr mitten in der Welt Nachfolger Christi werden.

Was ich nun weiter sagen werde, betrifft jene, welche indem sie in einen Ordensstand eintretten, auch die Verbindlichkeit über sich nehmen, Christo noch mehr, als andre nachzufolgen. Und da wende ich mich nun an Sie, die ich jetzt gleich am Fusse des Altares als meine neuen Mitbrüder umfangen werde. Sie geloben — denn das ist, muß der einzige Endzweck ihrer Gelübde seyn. — Sie geloben wahre, genaue Nachfolger Christi zu werden. Und

wie leicht, wie weit leichter, als Leuten, die in einer genauern Verbindung mit der Welt stehen, muß ihnen das werden. Sie haben von diesem Augenblicke an nicht für ihren zeitlichen Unterhalt mehr zu sorgen. Ists nun bey den Nahrungssorgen gleich nicht unmöglich, Christo nachzufolgen, so haben sie doch tausend Hindernisse des Guten weniger. Von diesem Augenblicke an entsagen sie nicht nur allen fleischlichen Gelüsten, wie es jeder Mensch, und Christ ohnehin thun muß, sondern auch den erlaubten, und reinen Freuden des Ehestandes, die bey dem mächtigen Reiz, den Gott aus den weisesten Absichten in die Natur des Menschen geleget hat, gar leicht in Mißbrauch übergehen, wenn sie nicht eine wahre, und feste Tugend in den gehörigen Schranken hält. Also wieder eine Menge Hindernisse weg. Sie versprechen ihren Obern einen vernünftigen Gehorsam, in so weit er zur Erhaltung der Ordnung in jeder Gesellschaft nach ihren Grundgesetzen nothwendig ist, und wollen sich von diesen zum Guten leiten lassen.

Wollen Sie nun bey so vielen Vortheilen, die ihnen zum Voraus schon die Sache erleichtern, wahre Nachfolger Christi werden, so sehen sie immer auf ihr großes schönes Vorbild, das unser heiliger Ordensstifter so vortrefflich in sich ausgedrückt hat, auf Christum zurücke, handeln sie, wie er, denken sie,

wie er. Christus war immer thätig, niemals müssig. Sie müssen es auch seyn, und nicht glauben, daß man ihnen nur darum die Nahrungssorgen abgenommen, damit sie desto bequemer essen, trinken, spielen, sich unterhalten und schlafen können. Nein, um so viel mehr Pflicht haben sie, ihre Talente besser auszubilden, und sie nicht mit dem faulen Knechte zu vergraben. Sie müssen den Müssiggang, wie eine Pest fliehen, sich zum Predigtamte, und Beichtstuhle tauglich machen, und der Kirche, und dem Staate, dessen Mitbürger sie noch bleiben, auf ihre Art nützlich zu werden trachten, oder sich schämen, ihr Brod im Müssiggange zu verzehren, das andre mit dem Schweiße ihrer Arbeit befeuchten. Sie müssen die Armuth Christi nachahmen, Eitelkeiten der Weltmenschen, und Bequemlichkeiten entbehren lernen, und nicht ihr Herz an eine irdische Kleinigkeit hinhängen; Nettigkeit, und Reinlichkeit ist alles, was sie suchen müssen, nicht Ueberfluß, Ueppigkeit in Wohnung und Kleidern. Sonst üben sie in ihrem Stande Götzendienst; Denn Götze ist Götze, er mag von Holz, oder Gold seyn. Empfangen sie alles aus den Händen ihrer Obern, und nichts ohne ihre Verwilligung. Sehen sie nicht mehr in die Welt, nicht nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurücke. Jeder, der Hand an den Flug leget, und zurücke sieht, ist nicht tauglich zum Himmelreiche. Legen sie ihren Willen, so lange nicht

natür-

natürliche, oder göttliche Gebothe dagegen eintretten, gänzlich in die Hände ihrer Obern. Gehen sie an den Platz, wohin man sie stellet, und erfüllen darinn ihre Pflichten willig. Verlassen sie ihn aber eben so gerne, wenn ein andrer an ihre Stelle gesetzet wird. Vorzüglich lieben sie alle ihre Mitbrüder in Christo, und wegen Christo. Und aus diesem Grunde allein bitte ich sie auch um Gegenliebe für mich, seyn sie gesellig, empfindsam, sanftmüthig. Endlich denken sie auch besonders auf die Besserung ihres eigenen Herzens, auf die Selbstverleugnung, und eine vernünftig geordnete Selbstliebe, ohne welches sie niemals zur Vollkommenheit gelangen werden, nach welcher sie zu trachten versprechen.

Beschluß.

Wer mir nachkommen will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir nach. Er verleugne sich selbst, wie Christus in Gehorsam, in Demuth, in der Unterwerfung gegen Gott. Trage sein Kreuz, wie er, bey dem Undanke, bey Verleumdungen, Verfolgungen, zeitlichem Verlurste, und Leiden. Folge ihm nach, werde ihm ähnlich, besonders in der Geselligkeit, Empfindsamkeit, Sanftmuth, und Gleichförmigkeit seines Charakters. Besonders lassen Sie

sich

sich das gesagt seyn, die sie sich sogleich jetzt zu einer genauern Nachfolge Jesu verbinden werden.

Liebste Brüder ja thun wir das, folgen wir Christo nach, drücken wir das Leben Jesu in unserm Leben aus, nicht wir mehr müssen leben, sondern Jesus in uns, ein jeder, wenn ich mich so ausdrücken darf, werde Gott, seinem Nebenmenschen, und sich selbst ein Jesus. Wir sind dieses der Ehre unsrer heiligen Religion schuldig. Sie würde nicht von ihren Feinden so gelästert, und verachtet werden, wenn wir so lebten, wie Jesus lebte, dessen erhabenen Charakter seine Feinde selbst, wenn sie nicht ganz ausgeschämt sind, bisher noch immer bewundern. Wir sind es uns selbst schuldig, weil nur dieses einmal in der letzten Stunde unsern gan en Trost ausmachen wird, wenn uns Gott dem Bilde seines Sohnes ähnlich findet; Denn, ich schließe mit dem heil. Paulus, denjenigen, die er erwählet hat, hat er auch verordnet, daß sie gleichförmig seyn sollen dem Ebenbilde seines Sohnes. Welchen er aber dieses verordnet hat, die hat er auch berufen. Die er aber berufen hat, die hat er auch gerechtfertiget, und die er gerechtfertiget hat, die hat er auch herrlich, und groß gemacht. Amen.

Pri=

Primißpredigt

gehalten

den dritten Sonntag nach Pfingsten.

Text. Luk. 22, 19.

Hoc facite in meam commemorationem.

Dieß thuet zum Andenken an mich.

Eingang.

Wenn ich in dieser Predigt darüber klagen wollte, daß es in unsern Tagen so viele Freydenker giebt; so würden sicher einige über mich zürnen, andre meiner spotten, die dritten aber ein Wohlgefallen darüber zeigen. Zürnen würden Diejenigen, welche es überhaupt nicht leiden können, daß die dummen, einfältigen Pfaffen alle Leute, die etwas aufgeklärter, als sie denken, sogleich

gleich unter die Freydenker zählen, da sie doch nicht einmal wissen, was zu einem Freydenker gehöret, und über die einsichtsvollesten Männer immer von den Kanzeln lärmen, als wenn schon die ganze Religion zu Grunde gegangen wäre. Spott hätte ich von denen zu erwarten, welche da sie an sich nichts haben, was ihnen vor andern einen Vorzug geben könnte, sich dadurch auf eine erbärmliche Weise auszuzeichnen suchen, daß sie über alles, was Religion heißt, oder dazu gehöret, spotten, und sich groß dünken, wenn sie im Modetone einen spaßhaft seyn sollenden Einfall wider die Religion anbringen können. Sie nehmen es uns Predigern großmüthig nicht übel, daß wir nach unsrer Art eine halbe Stunde etwas fürs Geld daher schwatzen, und sie Freydenker nennen, und lassen sich auf ihrem Wege dadurch gar nicht irre machen. Eine Ehre aber würde ich bey dem gemeinen Volke einlegen, wenn ich recht über die gottlosen Freydenker los zöge. Gut, würde es heißen, der Prediger hat es ihnen heute recht hingesaget, es schadet ihnen nichts. Es würde ihnen dieses darum um so viel angenehmer seyn, weil die wenigsten glauben, daß sie in der That, und nach ihren Werken zu urtheilen, selbst Freydenker sind.

Aber nein, meine Geliebten, ihr sollet über mich nicht zürnen, nicht spotten. Ich werde mich

aber

aber auch wenig darum bekümmern, ob ich mit meiner Predigt Ehre bey euch einlegen. Niemanden will ich den verhaßten Namen eines Freydenkers beylegen. Aber Wahrheit, und gründliche Wahrheit ist es, wenn ich sage, daß ein großer Theil der Christen so eine geringe Schätzung von den wichtigsten Geheimnissen unsers Glaubens, und von dem Glauben selbst an den Tag leget, daß es diejenigen, die wirklich Freydenker sind, nicht ärger machen könnten. Was hilft es aber, wenn ihr noch so sehr für euren Glauben eifert, wenn ihr euch ärgert, so bald man etwas gegen den Glauben, oder auch nur gegen gleichgültige Andachten redet, und doch selbst nicht nach diesem Glauben lebet, und die Werke des Christenthumes so lau, und kalt verrichtet, als wenn ihr gar nichts glaubtet?

Woher kömmt es aber, daß man so gleichgültig, so unempfindlich bey den heiligsten Handlungen der Religion ist? Daß man der heiligen Messe z. B. so gleichgültig, als einer Komödie beywohnet, daß man nur aus Gewohnheit beichtet, und communiciret? Ich finde keine andre Ursache, als daß wir uns selten die Mühe nehmen, nachzudenken, was dieses für eine Handlung ist, die wir verrichten. Dächten wir bey uns: Was ist das Meßopfer, das ich jetzt anhöre, was ist die Beicht, die ich verrichte, der Tisch des Herrn, zu dem ich gehe, wir

würden

würden gewiß mit mehrerem Eifer, und mit brünstigerer Andacht diesen Dingen obliegen.

Wäre es aber nicht möglich, euch eine rechte, gründliche, und innerliche Hochschätzung von den Geheimnißen eures Glaubens beyzubringen, und diesen viel zu allgemeinen Fehler zu verbessern? Lasset mich heute mit dem göttlichen Beystande in Absicht auf das heilige Meßopfer einen Versuch machen, und euch hinlänglich unterrichten, was es ist. Die Gelegenheit dazu giebt sich selbst an die Hand. Zween neugeweihete Priester verrichten heute ihr erstes heiliges Meßopfer. Sie thun das, was Christus befohlen hat, daß wir zum Andenken an ihn thun sollen. Es wäre unbillig, wenn ich bey einer so schönen Gelegenheit nur von dem Lobe der Herrn Primitianten reden, und den Fürwitz einiger Zuhörer befriedigen wollte. Fromme Christen erwarten das Wort Gottes, nicht das Lob der Menschen von mir. Und würde mein Lob nicht immer parteyisch scheinen? nicht vielleicht auch wirklich seyn? Wenn Brüder einander loben, sieht es immer ein wenig verdächtig aus. Und Brüder sind wir in Christo. Noch mehr. Mein Lob würde vielleicht wirklich parteyisch ausfallen. Ich liebe sie beyde als Freunde, beyde haben meinen Unterricht genossen. Es würde mir vielleicht übel gedeutet werden, wenn ich sie viel erheben wollte. Also blos von Dingen, die

sich

sich auf die Kanzel schicken! Was ist das Meßopfer? Was ist ein Priester? Diese zwo Fragen will ich in der heutigen Predigt beantworten, und nicht etwan nur mit gesuchtem Wortgepränge, und auf so eine Art beantworten, wie man es bey solchen Gelegenheiten oft genug gehöret hat, sondern so, daß ich mir, so ferne Gott seine Gnade dazu giebt, worum ich ihn bitte, gewiß verspreche, man werde künftighin eine größere Hochschätzung gegen dieses heil. Opfer, und gegen die Priester, die es verrichten, bezeugen. Und wie viel wäre damit für die Ehre unsrer heiligen Religion gewonnen? Heiliger Gott, ich rede für die Heiligkeit unsres Gottesdienstes, unterstütze mich, mache meine Zuhörer gelehrig, es ist alles zu deiner Ehre.

Der erste Theil.

Was ist das Meßopfer?

Um einzusehen, was das heilige Meßopfer ist, müssen wir erst überhaupt wissen, was zu einem Opfer gehöre, und daß die Messe dieses alles habe, was die Wesenheit eines Opfers ausmachet. Sodann wird die Beantwortung der Frage leicht seyn. Es wird sich zeigen, daß die Messe ein wahres, und nützliches Opfer ist.

Gott

Gott ist unser Herr. Alles, was wir haben, und besitzen, hat er uns gegeben, und in der Absicht gegeben, daß wir dadurch seine Ehre, und unser Seelenheil befördern sollen. Unsern Leib, und die Glieder desselben haben wir, nur, damit wir ihn dadurch verherrlichen sollen. Das Aug muß in allem, was es sieht, die Weisheit, und Allmacht des Schöpfers erblicken. Das Ohr muß ihn im lieblichen Gesange der Vögel hören. Dieses ist der Gebrauch, den wir von den Kräften unsers Leibes, und unsrer Seele machen dörfen. Wir müssen sie nur zu Ehre, und zum Dienste des Allerhöchsten anwenden, um ihm dadurch zu erkennen zu geben, daß wir ihn als unsern Oberherrn ansehen, dem wir alles schuldig sind.

Wiedmen wir nun etwas, das wir sonst für uns gebrauchen könnten, dem Dienste des Herrn, bestimmen wir es, daß es nicht nach unserm Willen, sondern zu einem gottgefälligen Gebrauche angewendet werden soll, blos damit wir ihm in der That selbst zeigen, daß wir ihn für unsern Oberherrn halten, so heißt dieses Gott ein Opfer darbringen, opfern. Ihr könnet z. B. ein Stück Geld für eure Nothdurft gebrauchen, schenket es aber einer Kirche, damit es zum Dienste Gottes angewendet werde, um Gott auch etwas zu geben, der euch alles gegeben hat. Dieß ist ein Opfer.

Wenn

Wenn wir nun allgemein wissen, was ein Opfer ist, wird es sich sogleich zeigen, daß die heilige Messe ein wahres Opfer ist. Christus unser Heiland nahm Brod in seine Hände, segnete es, und verwandelte es in seinen allerheiligsten Leib. Er nahm einen Becher mit Wein, segnete, und verwandelte ihn in sein allerheiligstes Blut. Er befahl seinen Jüngern, diesen seinen Leib zu essen, und sein Blut zu trinken. Warum aber befahl er ihnen dieses? Er giebt uns die Ursache hiervon deutlich zu erkennen: Wer meinen Leib isset, und mein Blut trinket, wird das ewige Leben haben. Der Leib und das Blut Christi sollen also für uns ein sicheres Unterpfand des ewigen Lebens seyn, sie sollen uns gewiß versichern, daß uns Gott, der sich uns selbst zur Nahrung giebt, auch das ewige Leben geben werde. Wer mich isset, saget er ferner, wird wegen mir leben. Hierdurch will er uns zu erkennen geben, daß der Genuß seines Leibes zur Nahrung des geistlichen Lebens unsrer Seele eben so dienen werde, wie sonst Speiß und Trank das Leben unsers Leibes erhält. Sein Leib soll die Nahrung unsrer Seele seyn. Endlich saget der Heiland noch: Dieß ist mein Blut, das für euch vergossen wird zur Nachlassung der Sünden. Er will also, daß wir durch sein Blut Nachlassung der Sünden erhalten sollten. Christus der Herr also, da er das heilige Abendmahl eingesetzet, will,

daß es uns zur Nahrung der Seele, zur Nachlassung der Sünden, und zum Unterpfande des ewigen Lebens dienen soll. Er hat es selbst zu dieser heiligen Absicht bestimmet.

Können wir aber zweifeln, ob dieser Gebrauch, den er von seinem Leibe, und Blute gemacht hat, Gott wohlgefällig gewesen? Will Gott nicht selbst, daß wir ewig glückselig werden sollen? Hat er nicht seinen Sohn darum auf die Welt geschicket, damit wir das Leben überflüssig haben sollen? Will er nicht, daß wir in der geistlichen Vollkommenheit, und in den Leben der Seele immer zunehmen, und ihm selbst ähnlich werden sollen? Will er nicht, daß uns unsre Sünden nachgelassen werden? Wozu hätte er sonst seinen göttlichen Sohn auf die Erde geschicket? Der Gebrauch also, zu dem der Sohn Gottes seinen Leib, und sein Blut bestimmet hat, ist auch Gott wohlgefällig.

Allein was hätte er für eine Absicht, da er seinen Leib und sein Blut zur Nachlassung der Sünden, zur Nahrung der Seele, und zum Unterpfande des ewigen Lebens bestimmet hatte? Gewiß er suchte dadurch nichts anders, als seinen himmlischen Vater zu ehren. Er wollte zu erkennen geben, daß er dieses darum thue, weil er die Oberherrschaft, und Majestät des Vaters über alle Geschöpfe und über

seinen

seinen Leib, und sein Blut anerkenne. Darum hub er zuvor, ehe er Brod, und Wein segnete, die Augen zu seinem himmlischen Vater auf. Will dieses etwas anders sagen, als: Vater zu deiner Ehre soll diese Handlung gereichen, die ich jetzt verrichte? Ist nun die Bestimmung einer Sache zu einem Gott gefälligen Gebrauche in der Absicht, die Oberherrlichkeit Gottes über uns zu erkennen zu geben, ein Opfer, so ist es eben so gewiß, daß Christus bey dem letzten Abendmahle seinem himmlischen Vater ein wahres Opfer entrichtet habe. Er bestimmte seinen Leib, und sein Blut zu einem Gott gefälligen Gebrauche in der Absicht, die Oberherrlichkeit Gottes über sich, und alles zu erkennen zu geben.

War nun die Einstellung des heil. Abendmahles ein wahres Opfer, so ist es eben so gewiß, daß die heil. Messe auch ein wahres Opfer seyn muß; denn er hat ja seinen Jüngern befohlen, sie sollten eben das thun, was er gethan hat. Dieß thuet zum Andenken an mich. Dieß thuet, das heißt, gleichwie ich jetzt die Wirkungen und Früchte meines Leidens am Kreuze euch schon zu Nutzen kommen lasse, gleichwie ich jetzt das Abendmahl eingestellet habe, daß durch den Genuß meines Leibes, und Blutes jeder Nachlassung der Sünden, Nahrung der Seele, und das Unterpfand des ewigen Lebens erhalten soll, so müsset ihr es auch

thun. Ihr müsset Brod und Wein wandeln wie ich, ihr müsset meinen Leib, und mein Blut dem himmlischen Vater opfern, wie ich, ihr müsset beydes den Gläubigen austheilen, wie ich, damit sie Nachlassung der Sünden, Nahrung der Seele, und das Unterpfand der zukünftigen Auferstehung zum ewigen Leben dadurch erhalten. Diese Handlung, dieses Opfer soll ewig bleiben zum Andenken an mich, damit sie alle Menschen an mein Leiden, und an meine unendliche Liebe gegen sie erinnere. Dieß thuet zum Andenken an mich. Es muß also nach dem Willen unsers Erlösers ein feyerliches Opfer in seiner Kirche geben, ein Opfer, welches jenes unblutige Opfer, das er mit seinem Leibe und Blute in dem letzten Abendmahle seinem himmlischen Vater gemacht hat, vorstellet, und erneuert. Und dieses Opfer ist unstreitig die heilige Messe, worinn Brod, und Wein verwandelt, und nach dem Beyspiele Christi Gott aufgeopfert wird zu einem ihm gefälligen Gebrauche, nemlich daß es zur Nachlassung der Sünde, zur Nahrung der Seele, und zu einem Unterpfande des ewigen Lebens diene.

Ich sehe nun gar nicht mehr, wie unsre Glaubensgegner, wenn sie doch verstehen, was ein Opfer ist, vernünftiger Weise leugnen können, daß die Messe ein wahres Opfer ist. Noch viel weniger, wie sie sagen mögen, das Opfer der heil. Messe,

wenn

wenn sie wirklich eines wäre, würde das Blutige Opfer des Kreuzes herabsetzen, und als unvollständig erklären. Nein, liebe Brüder, ihr verstehet uns nicht recht. Christus hat am Kreuze für uns alle genug gethan. Aber er will auch, daß der Nutzen jenes blutigen Opfers jedem insbesondere durch das Opfer der heiligen Messe zu Nutzen komme, und auf jeden angewendet werde. O hätten doch eure Kirchen auch so ein Opfer; Denn ich muß hin zu setzen, daß die Messe nicht nur ein wahres, sondern auch ein sehr nützliches Opfer ist.

Es ist nemlich die heilige Messe nicht blos eine unblutige Vorstellung des Opfers Christi am Kreuze zum Andenken desselbigen; sondern Christus opfert wirklich dem himmlischen Vater den Werth unsrer Erlösung, und seines Leidens auf, und zwar zu einer seinem Vater besonders gefälligen Absicht. Er will ihn erstens dadurch besonders verehren, und anbethen, und in so ferne ist es ein Anbethungsopfer, er will ihm für alle Wohlthaten danken, die er dem ganzen Menschengeschlechte erwiesen hat, und in so ferne ist es ein Dankopfer. Er will ihm statt unsrer die Strafen der Sünden, die wir noch nicht durch eine hinlängliche Buße ausgelöschet haben, bezahlen, und sogar für die noch unbereuete Sünden genug thun, und in so weit ist die Messe ein Versöhnungsopfer. Er will uns endlich durch sein Leiden alle

sowohl zum zeitlich, als ewigen Leben nothwendige Gnaden erflehen. Und in so weit ist sie ein Bittopfer.

Erkennet also in der heiligen Messe die feyerlichste, heiligste, und nützlichste Handlung unsrer ganzen Religion. Sie ist die wichtigste Art der Anbethung, die wir Gott schuldig sind, die hinlänglichste Danksagung, die wir ihm für alle Wohlthaten erweisen müssen, das sicherste Mittel, durch welches wir alle Gnaden erhalten, alle Strafen abbüßen, und von allen Sünden durch Erbittung der Gnade gereiniget werden können. Christus, meine Geliebten hat für alle gelitten, er opfert in der Messe sein Leiden für jeden insbesondere auf. Es haben also sowohl die ganze Kirche überhaupt, als der Priester, und jeder Gläubige insbesondre, Lebendige sowohl, als Abgestorbene, welche auch noch zur Gemeinschaft der Heiligen gehören, einen großen Nutzen von der heil. Messe, weil Gott das Bitten seines innigst geliebten Sohnes nicht unerhört lassen kann. Und weil das Leiden Christi von einem unendlichen Werthe ist, so können alle Menschen den möglich größten Nutzen davon haben. Eine einzige Messe würde erklecken Gott die schuldige Ehre, und Dankbarkeit zu erweisen, für alle Sünden und Strafen genug zu thun, und alle Gnaden zu erbitten. Weil wir aber nicht immer die nothwendige Vorbereitung haben,

und

und viele Hindernisse in den Weg legen, kann es aus unsrer Schuld nicht auf einmal seine ganze Wirkung äußern, und es ist nothwendig, daß dieses Opfer öfters wiederhohlet werde.

Christen! katholische Christen, eine Frage an euch! Sie ist wichtig, ihr müsset sie wenigst euch selbst beantworten. Glaubet ihr, daß die heilige Messe ein wahres, ein sehr nützliches Opfer sey, wie ich es eben erwiesen habe? Glaubet ihr es nicht, so gehet aus der Gemeinschaft unsrer Kirche. Nur einen Heuchler machen, sich katholisch stellen, wenn man es nicht ist, und äußerlich einer Messe beywohnen, die man innerlich verlachet, schicket sich für keinen ehrlichen, gesetzten Mann, es ist schlecht, und niederträchtig gehandelt. Glaubet ihr es aber, daß die Messe die heiligste, und ehrwürdigste Handlung unsrer Religion ist, daß sie von einem unendlichen Werthe, und Nutzen ist, so erkläret es mir, ich kann es unmöglich begreifen, woher kömmt es dann, daß ihr diesem heiligen Opfer so selten beywohnet, daß ihr an Sonn, und gebothenen Feyertagen euch des Wohlstandes halber einen Zwang anthun müsset, wenn ihr in der Kirche bey der letzten, oder wenigst bey einer kurzen Messe erscheinen sollet? Dem Spiele, den Ergötzlichkeiten, eurer Arbeit Stunden, und Tage, und Nächte abwarten, das könnet ihr. Aber höchstens eine halbe Stund der heiligen

Messe beywohnen, das wird euch sehr sauer, es kostet euch die größte Ueberwindung. Und wenn ihr endlich in die Messe kommet, warum beweiset ihr bey diesem heiligsten Geheimnisse so schlechte Andacht — ich sage zu wenig, warum seyd ihr vielmehr geflissentlich ausgelassen, und bis zur Aergerniß ausgelassen? Ich will nichts von innerlichen freywilligen Ausschweifungen, und vielleicht gar von sündhaften Gedanken sagen. Aber ihr schwätzet noch dazu, lasset eure Augen auf alle Gegenstände herumschießen, vertreibet euch die langweilige Zeit mit allerhand Possen, und Tändeleyen. Man sieht euch keine Sylbe bethen, und wenn ihr auf etwas merket, so ist es etwan nur die Musik, oder es sind die Leute, die um euch herum sind, oder aus, und eingehen. Ihr kehret den halben Rücken dem Altare zu, und wenn ihr bey der Wandlung nicht noch ein wenig dergleichen thätet, als wenn ihr ein Knie biegen wolltet, würde man gar keinen Unterschied sehen, ob ihr in der Kirche, oder auf der Gasse, ob ihr Christen, oder Heiden wäret. Habet ihr dann gar keine Gutthaten von Gott empfangen? Ist Gott nicht auch euer Herr? Habet ihr ihn um gar nichts zu bitten? Habet ihr ihn niemal beleidiget, daß ihr Verzeihung nothwendig hättet? O wenn ihr also so viel von ihm empfangen, wenn er euer Herr ist, wenn ihr ihn alle Augenblicke beleidiget, und brauchet, so lasset doch diese Gelegen-

heit, die er euch selbst in der heiligen Messe an die Hand giebt, ihn anzubethen, ihm zu danken, ihn zu bitten, und zu versöhnen nicht vorbey. Was ihr sonst immer für euch selbst thuet, ist lange so kräftig nicht, als wenn ihr Gott in der heil. Messe mit dem Priester das Leiden seines göttlichen Sohnes in dieser Absicht aufopfert. Ehret das, was allen Christen das heiligste seyn muß, oder verlanget nicht mehr, daß man euch für Christen halte. Ehret aber auch die Priester, die dieses Opfer verrichten.

Der zweyte Theil.

Was ist ein Priester.

Selten weis man bey dem Lobe die rechte Mittelstrasse zu treffen. Wenn einige von der Würde der Priester zu reden haben, bedienen sie sich solcher Ausdrücke, welche übertrieben in den Ohren der Weltleute klingen, und anstatt gegen diesen an sich ehrwürdigen Stand Ehrfurcht zu erwecken, nur zur Spötterey Anlaß geben. Wozu solche so weit hergeholte Ausdrücke: Die Priester sind unendlich weit über Könige, und Kaiser erhaben? Sie sind mehr als Engel, und Erzengel? Sie sind mehr, als die Mutter Gottes selbst, welche Christum nur einmal gebohren hat, und die Priester

bringen

bringen ihn alle Tage unter den Gestalten des Bro-
des, und Weines hervor? Ohne mich darauf ein-
zulassen, daß ich untersuche, wie viel wahres, oder
falsches in diesen Ausdrücken liege, wird es genug
seyn, nur ganz einfältig hin das erhabene Amt ei-
nes Priesters zu schildern, um bey allen, welche noch
eine Hochschätzung für ihre Religion haben, Ehr-
furcht gegen dasselbige zuwegen zu bringen.

Dieß thuet zu meinem Andenken, sagte Chri-
stus zu seinen Aposteln. Er stellte sie hiermit zu
seinen Stellvertrettern auf dieser Welt auf. Gleich-
wie Christus das Brod, und den Wein gesegnet,
und dadurch seinen heiligen Leib, und sein Blut un-
ter den Gestalten des Brodes, und Weines darge-
stellet; so will er auch, die Priester sollen es so
nach ihm und in seinem Namen thun.

Ihr sehet also, meine Geliebten, wenn ihr ei-
nen Priester an dem Altare das heiligste Geheimniß
der Messe verrichten sehet, zwar einen Menschen,
aber einen Menschen, der die Stelle Jesu Christi,
des Stifters unsrer heiligen Religion selbst vertritt.
Er redet, er handelt in der Person Christi. Chri-
stus redet durch ihn: Dieß ist mein Leib, dieß ist
mein Blut. Christus verwandelt durch ihn Brod
und Wein in sein eigenes Fleisch, und Blut. Gleich-
wie Christus statt unser seinem himmlischen Vater

ein

ein Opfer darbrachte, das uns zur Nachlassung der Sünden, zum Unterpfande des ewigen Lebens, und zur Nahrung der Seele dienen sollte, so sind nun die Priester als öffentliche Diener der Religion aufgestellet, welche dieses Opfer für alle im Namen Christi vollbringen. Gleichwie nun auch dieses Opfer das größte, und heiligste ist, was wir in unsrer Religion haben, so ist auch die Würde eines Priesters die höchste, und heiligste, die es unter Christen in Ansehung ihres Glaubens geben kann.

Ist jetzt die Folge daraus nicht sehr natürlich: Ich habe nichts Wichtigeres, als meine Religion. — In meiner Religion ist mir nichts wichtiger, nichts schätzbarer, als das Opfer der heil. Messe. — Also muß ich auch nichts höher schätzen, als die Priester, die es verrichten, und zwar hauptsächlich dann, wann sie es verrichten? Religion, Opfer, Priester stehen in einer engen, unzertrennlichen Verbindung. Also wenn ich Religion, und Opfer in Ehren habe, muß ich auch die Priester ehren. Ihr bezeiget Ehrfurcht, und Hochschätzung gegen eure Obrigkeit, gegen euren Regenten. Und warum? Weil sie für das gemeine Wohl des Staates sorgen, weil sie von Gott selbst aufgestellet sind, an eurer Glückseligkeit zu arbeiten, und darum die vornehmsten Personen in der bürgerlichen Gesellschaft sind. Ist nun der Schluß nicht eben so richtig.

Die

Die Priester müssen für das ganze Volk opfern, sie müssen an eurer Glückseligkeit auf eine außerordentliche Art arbeiten, sie sind die vornehmsten Personen der christlichen Gesellschaft. Also muß man ihnen auch Ehrfurcht, und Hochschätzung erweisen?

Nun ja, wird vielleicht Jemand denken, man ehre die Priester, wenn sie am Altare stehen, da vertretten sie die Person Christi, da stellen sie unsern Heiland selbst vor. Aber außer ihren heiligen Handlungen sind sie nichts mehr, als blosse Menschen, wie wir. Wie können sie dann im Umgange mit andern auf eine besondere Hochschätzung Anspruch machen? Warum saget man den Leuten vor, sie wären mehr, als Könige, und Kaiser? Ueber so etwas muß man in unsern aufgeklärten Zeiten billig lachen. Ich weis es, meine Geliebten. Christus hat seinen Aposteln, und in ihnen ihren Nachfolgern besonders die Demuth anbefohlen, er hat gesagt: Wer unter euch der größere ist, der sey wie der geringere, er sey der Diener seiner Brüder, und es läßt einem Priester immer unanständig, wenn er so sehr pünktlich auf seinen Respect, wie man zu sagen pflegt, versessen ist. Aber wenn uns Christus nicht erlaubet, nach Ehre, und Ansehen zu haschen, hat er darum auch euch erlaubet, uns zu verachten, oder die gebührende Ehrerbiethung zu versagen? Was kann aber erbärmli-

cher

cher seyn, als jene Einwendung. Der Priester stellet nur bey dem Altare die Person Christi vor. Also verdienet er nur da Ehrfurcht, nicht auch sonst? Ehret man dann die Könige nur, wann sie auf dem Throne sitzen? Nur wann sie sich mit Regierungsgeschäften abgeben. Ist derjenige nicht ein Verächter der Majestät, der dem König auf der Gasse unanständig begegnet, der spöttisch, und ungebührlich von ihm redet? Der König ist auch nur ein bloßer Mensch. Aber seine Würde, die er hat, und nicht ableget, machet ihn überall ehrwürdig, man sieht überall an ihm die vornehmste Person des Staates. Und eben so bleibt der Priester auch außer der Messe noch Priester, noch die vornehmste Person in der christlichen Gesellschaft, seine Würde leget er nach der Messe nicht ab. Er verdienet also auch überall Verehrung, und Hochschätzung. Uebrigens ist der Ausdruck: Die Priester sind mehr als Könige, und Kaiser, der unschuldigste von der Welt, und wahr, wenn man ihn nur recht versteht. Die Priester haben in der Kirche Gottes eine Gewalt, eine Würde, welche Könige und Kaiser nicht haben. Diese Gewalt ist selbst Königen, und Kaisern nothwendig, und nützlich; weil auch sie Nahrung der Seele, Nachlassung der Sünden, und Versicherung des ewigen Lebens brauchen. In diesem Verstande sind also die Priester als Väter der Kirche betrachtet über Könige, und Kaiser als Kinder der Kirche betrachtet,

weit erhaben. Allein so bald ich den Priester als ein Menschen, und Bürger betrachte, dann steht er weit unter den Monarchen dieser Welt, er ist weniger, als sie. Er muß dem Regenten, wie jeder anderer Mensch gehorsamen, und weder die heil. Weihe, die er empfängt, weder seine Verrichtungen, die er übernimmt, machen, daß er aufhöre ein Mitglied der Gesellschaft zu seyn, und alle Bürden mit andern Bürgern zu tragen, wenn ihn nicht der Staat selbst davon befreyen will, wie er es doch wirklich, und dieß aus sehr billigen Ursachen in einigen Dingen gethan hat.

Wenn nun die Priester wirklich so eine erhabene Gewalt, und Würde haben, daß sie Jesum Christum selbst vorstellen, und seine Person vertreten, wenn sie die vornehmsten Personen in der Kirche Gottes sind, muß sie nicht jeder Christ, der noch einen Funken Hochschätzung für seine Religion hat, ehren, und gleichfalls hochschätzen? Wie schätzet man sie aber? Ach lasset mich unsre verderbte Zeiten bejammern, sie verdienen es mehr als jemal. Die Gefahr des Umsturzes unsrer ganzen Religion drohet uns mehr als jemal. Ich klage nicht darüber, daß man jetzt der Geistlichkeit, und sonderlich den Klöstern ihre Güter, und Einkünften überall beschneidet, oder gar entzieht. Wenn dieses auf Verordnung

der

der höchsten Regenten geschieht, habe ich für sie viel zu viele Ehrfurcht, als daß ich mich unterfangen sollte, es zu tadeln. Ich weis, daß sie dieses zu thun befügt sind, wenn es das Wohl des Staates befördert. Und ob das Wohl des Staates wirklich solche Verfügungen erfordere, kann, und darf ich als Unterthan nicht untersuchen. Ich klage nicht darüber, daß die Geistlichen jetzt in zeitlichen Dingen ihre Macht, und ihr Ansehen, ihren Einfluß verlieren, den sie ehmals hatten. Dieß sind blos Nebendinge, welche nicht zur Wesenheit der priesterlichen Würde gehören, welche uns nur immer den Haß und die Eifersucht der Weltleute zugezogen haben. Vielleicht gereichet dieses sogar zur Ehre des Priesterthumes, wenn man uns einmal blos mit dem Seelenheile andrer allein beschäftiget sehen wird. Aber darüber kann, und muß ich mich beklagen, daß nun fast alles zusammenhilft, die Priester verächtlich, und lächerlich zu machen. In den unzähligen kleinen Schriften, die jetzt fast alle Tage herauskommen, gilt es meistentheils die Geistlichen. Man stellt sie darinn als stolze Dummköpfe, als Hindernisse aller Aufklärung, als Intolerante, als Beförderer alles Aberglaubens vor. Man macht die liebloseſten Vergleichungen zwischen den Priestern unsrer Kirche, und den Bonzen der Chineser, und Japoneser, zwischen den Derwischen der Türken, und den Götzenpfaffen der Heiden. Wer nicht schreis

ben kann, machet sich doch ein Geschäft daraus, solche Schriften zu lesen, und sie unter andern auszubreiten. Man scherzet, und lachet in den Gesellschaften über die Geistlichkeit, und sogar der niedrigste Pöbel bildet sich schon etwas darauf ein, wenn er nur recht mit Pfaffen, und Pfaffereyen um sich werfen kann. Kann aus diesem etwas anderes erfolgen, als die Erkaltung der Gläubigen in ihrer Religion, und endlich der gänzliche Umsturz derselben? Die Verachtung der Geistlichkeit zieht die Verachtung der Priesterwürde selbst, die Verachtung der Priesterwürde aber die Verachtung der Religion nach sich. Das Volk verliert zuerst die Hochschätzung für die Geistlichkeit, wenn es sieht, daß diese immerfort die Zielscheibe aller Spöttereyen ist. Die Pfaffen wird es denken, sind entweder Dummköpfe, oder Betrüger. — Sie lehren uns aber die Religion. Wie können wir uns auf den Unterricht solcher Leute verlassen? Was sie lehren, muß auch nicht viel zu bedeuten haben. Und da haben wir schon den Untergang des Glaubens. Man mag nun meinetwegen auch darüber wieder spotten, wie man es gewöhnlich thut, daß ich sogleich den Umsturz der ganzen Religion prophezeihe, wenn man uns Pfaffen nicht immer auf den Händen herumträgt, oder gar auf den Altar stellet. Spöttereyen sind keine Widerlegungen. Und möchte es doch Gott fügen, daß mich der Ausgang selbst widerlegte. Allein

lein ich fürchte, ich fürchte, meine Worte werden in kurzer Zeit nur allzu wahr befunden.

Aber, wird man mir sagen, soll man dann von den Fehlern der Geistlichkeit gar nicht reden dörfen? Sie fehlen doch sehr oft? Soll man es nicht sagen dörfen, daß sie die Aufklärung hindern, und den Aberglauben befördern, da es doch wirklich einige thun? Sind sie, die über uns Lajen immerfort von den Kanzeln schmähen, allein privilegiert, daß man ihnen nichts zurücke geben darf? Ach meine Christen! es ist wahr, wir fehlen sehr oft, wir hören nicht auf Menschen zu seyn, wenn wir Priester sind. Wie jeder Stand seine Fehler hat, so hat sie der Priesterstand auch. Aber denket das hinzu, daß wir, die wir fehlen, eure geistlichen Väter sind, daß wir die erhabenste Würde in unsrer ganzen Religion bekleiden. Ihr seyd in Christo unsre Kinder. Ein Kind hat sehr wenig Ehrfurcht für seine Eltern, oder ein Unterthan für seine Obrigkeit, wenn es über die Fehler derselben mit dem gottlosen Cham spottet, und die Blösse seines Vaters aufdecket. Es handelt lieblos, wenn es die Fehler derselben nicht zu verdecken suchet, und andre noch aufmuntert, mit ihm über selbige zu spotten. Sündiget der Geistliche, so sündiget er immer schwerer, als der Weltmensch, und wird von Gott viel strenger bestrafet werden. Bedauert also diesen Unglück-

lichen, machet aber durch euren Spott das Aergerniß nicht noch größer, aus Furcht, daß ihr vielleicht der Religion selbst dadurch schaden könntet. Mahnet ihn ingeheim über seine Fehler. Rechnet die Fehler eines, und des andern nicht sogleich allen an, und schreyet: Die Pfaffen sind alle so. Ich will euch zu geben, daß einige dumme sind, daß sie den Aberglauben befördern, und die Aufklärung hindern. Aber sind wir darum schon alle so beschaffen? Giebt es dann nicht auch Bürger, und Bauern, die ihr Gewerb nicht recht verstehen, und vernachläßigen? Giebt es nicht auch Beamte, und Obrigkeiten, sogar Regenten, die ihre Schuldigkeit nicht thun? Wenn man nun gleich sagte? Alle Bürger, alle Bauern, alle Beamten, Obrigkeiten und Regenten sind Taugenichts, sie verstehen nichts, sie hindern die Beförderung des gemeinen Wohls. Wäre dieses Urtheil nicht lieblos, bahnete es nicht den Weg zum Aufruhr? Und nur gegen die Geistlichkeit allein soll man so urtheilen dörfen, die ganz gewiß auch die vortrefflich, und würdigsten Männer unter sich zählet? Wie lieblos?

Beschluß.

Ich will von euch, meine Geliebten, das Bessere hoffen. Ihr seyd nun überzeuget, daß wir anders behandelt zu werden verdienen. Ich habe euch bewie-

bewiesen, daß die Messe ein wahres Opfer ist, weil darinn der Leib, und das Blut Christi zur Nahrung eurer Seele, zur Nachlassung der Sünden, und zum Unterpfande des ewigen Lebens dargegeben wird, und eben darum auch ein sehr nützliches Opfer für euch. Weil nun ein Opfer ohne Priester nicht seyn kann, so folget daraus, daß die Priester, die dieses wahre, und für euch so nützliche Opfer verrichten, und die Person Christi selbst vorstellen, die größte Würde in der christlichen Kirche besitzen, und alle Hochschätzung, und Ehrfurcht verdienen.

Nun wende ich mich an sie, Hochwürdige Herren Primitianten! Einer hat das allerheiligste Opfer schon vollbracht, und der andere wird es sogleich vollbringen. Sie sind jetzt Diener des Allerhöchsten, Diener des ganzen christlichen Volkes, in dessen Namen sie Gott opfern müssen. Ich kenne sie zu gut, als daß ich sie ermahnen dürfte, was jetzt ihre Schuldigkeit ist. Sie haben das kräftigste Mittel in ihren Händen, jetzt allen Menschen, sonderlich ihren Wohlthätern zu nützen. Die lieben Eltern sind die ersten, die darauf warten, daß sie ihnen jetzt alle jene Sorgen, jene Unkosten, die sie ihnen verursachet haben, bis sie in diesen Stand gekommen, vergelten werden. Seyn sie jetzt dankbar gegen sie, bitten sie Gott, daß er Ihnen alles das geben wolle, was zu ihrem Seelenheile ist. Einer von ihnen hat

noch beyde rechte Eltern, der andre seinen Vater noch, diese haben den Trost, sie in der hohen Würde eines Priesters zu sehen. Es ist billig, daß sie auch Nutzen davon haben. Bitten sie für ihre liebe Geschwistrige, und Befreundte; Sie haben sich gefreuet, diesen Tag zu sehen: Nun sehen sie ihn, machen sie, daß sie ihn nicht umsonst sehen. Bitten sie für ihr Oberhaupt, und ihre lieben Mitbrüder. Ersteres hat allen Anspruch auf ihre thätige Liebe, und wir können nebst dem, daß wir uns zu brauchbaren Gliedern des Staates zu machen suchen, im Uebrigen bey diesen für uns betrübten Zeiten unsre einzige Zuflucht zu Gott nehmen. Habe ich es übrigens um sie verdient, daß sie auch meiner gedenken, der ich sie mehrere Jahre unterrichtet habe, so ist es Pflicht, habe ich es nicht verdient, so ist es Liebe, brüderliche Liebe von ihnen, wenn sie auch meiner gedenken wollen. Der übrigen Anwesenden aber, die sich hier so häufig einfinden, müssen sie nun so viel mehr gedenken, da sie wegen ihnen sich versammelt haben. Bitten sie auch für diese, daß Gott jedem das, was zum Heile seiner Seele ist, geben wolle. Amen.

Lob-

Lobrede

auf den seligen

Lorenz von Brundus,

Ordensgeneral der Kapuziner,

bey der feyerlichen Gedächtniß

seiner Seligsprechung.

Gehalten

in der Klosterkirche der ehrwürdigen P. P. Kapuziner

zu Donauwerd 1784.

Text. Matth. 5, 9.

Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Kinder Gottes genennet werden.

Eingang.

Der Friede ist das vortrefflichste Geschenk des Himmels, das der Mensch von Gott verlangen, und das Gott dem Menschen geben kann. Friede zu machen, und Gott mit dem Menschen auszusöhnen ist der Sohn Gottes selbst von dem Himmel herabgestiegen, und er hat ihn bey dem Eintritte auf diese Erde allen denen, die eines guten Willens sind, sogleich ankünden lassen. Friede zu machen, hat er den Menschen befohlen, sich unter einander zu lieben, die Fehler ihrer Mitbrüder zu übertragen, und niemal Rache an ihren Nebenmenschen auszuüben. Friede zu machen, hat er verlanget, daß wir unser Fleisch, und unsre Begierlichkeiten kreuzigen, und dadurch unsre Leidenschaften der Vernunft unterwerfen sollen. Durch das erstere erhalten wir den Frieden mit Gott, durch das zweyte mit dem Nebenmenschen, durch das dritte mit uns selbst. Der Friede mit sich selbst ist die größte Glückseligkeit eines Menschen, die er bey sich allein, der Friede mit dem Nebenmenschen die größte Glück-

seligkeit,

seligkeit, die er in der Gesellschaft mit andern genießen kann, und der Friede mit Gott ist endlich das, was uns schon in diesem Leben einen Vorgeschmack des Himmels giebt, und machet, daß wir die großen Trübsalen, und Uebel dieses Lebens nur halb empfinden, und so auf der Welt sind, als wenn wir nicht darauf wären.

Ist nun der Friede so etwas vortreffliches, wie ihr eben gehöret habet, so werdet ihr, meine geliebten Zuhörer, leicht begreifen, warum der Heiland gesagt habe: Selig sind die Friedfertigen. Ja, sie sind selig, selig bey sich selbst, selig in der Gesellschaft, selig vor Gott, so selig, daß sie auch von andern Kinder Gottes genennet werden. Ich bitte euch, diese Worte recht wohl zu überlegen. Wir sind oft glückselig, und erkennen es selbst nicht. Wir besitzen oft die Seligkeit auf dieser Welt, und andre Leute halten uns für unglückselig. Die Welt erkennet unsere innerliche Glückseligkeit nicht, sie weis nicht, wie wir in dem Herze mit Gott stehen, wenn sie nicht äußerliche Zeichen des göttlichen Wohlgefallens an uns wahrnimmt. Aber so bald sie einen Menschen erblicket, der mit andern in Eintracht lebet, der seine Leidenschaften, und Begierden zu beherrschen weis; Dann trägt sie auch kein Bedenken mehr, ihn ein Kind Gottes zu nennen. Dann zweifelt sie auch nicht mehr, daß er auch bey Gott in

Gnaden stehe. Sie saget es laut: Er ist ein Kind Gottes. Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Kinder Gottes genennet werden. Sie werden nicht nur Kinder Gottes seyn. Die Welt wird es auch erkennen, daß sie es sind.

Und warum dann Kinder Gottes? Weil sie Gott besonders gefallen. Die Eltern lieben ihre Kinder, wenn sie an ihnen ihre Gesichtszüge, und noch mehr, wenn sie an denselben auch ihre Eigenschaften erblicken. Gott liebet uns auch, und hält uns für seine Kinder, wenn wir ihm ähnlich sind. Nun aber hat Gott den Frieden mit sich selbst, da der Vater, und der Sohn eines sind, und der heilige Geist das Band dieser wechselseitigen Liebe ist. Er hat den Frieden mit den Menschen, da er allen nach seiner Wesenheit Gutes will, und Gutes thut. Wie sehr muß er also jene Menschen lieben, die auch Friede mit sich selbst, mit dem Nebenmenschen, und mit ihm haben, weil sie ihm hierinn ähnlich sind? So sehr liebet er sie, daß er sie für seine Kinder erkläret: Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Kinder Gottes genennet werden.

Auf dieses Merkmal giebt auch die Kirche Achtung, wenn sie von Jemanden erkläret, daß er unter die Zahl der Seligen, oder Heiligen gehöre. Sie sieht nur, ob er friedfertig gewesen, das ist, ob er

den

den Frieden mit sich selbst, mit andern, und mit Gott gehalten, und befördert habe. Und dann nennet sie ihn selig, sie nennet ihn ein Kind Gottes?

Lasset uns darum, weil wir heute zum drittenmale den Gedächtnißtag der Seligsprechung des seligen Lorenz von Brundus feyern, auch sehen, mit welchem Rechte ihn die Kirche selig, und ein Kind Gottes genennet habe. Billig, sage ich, hat sie ihn selig gesprochen; Dann er war friedfertig, und selig sind die Friedfertigen. Er beförderte den Frieden mit sich selbst, da er seine Leidenschaften mäßigte, den Frieden mit dem Nebenmenschen, da er Zwiespalte unterdrückte, den Frieden zwischen Gott, und den Menschen, da er die Laster vertilgte. Dieß werde ich in drey Theilen aus seiner Lebensgeschichte kürzlich beweisen.

Habe ich vielleicht von euch zu fürchten, daß ihr mit den überklugen Witzlingen unsrer Zeiten — Freydenker wollen sie durchaus nicht heißen, weil sie für keine so elende Geschöpfe angesehen seyn wollen, als sie wirklich sind — habe ich zu fürchten, daß ihr mit ihnen über die Feyerlichkeit einer Seligsprechung, oder über den Seliggesprochenen selbst spottet? Saget ihr vielleicht: Was ists um eine Seligsprechung? Der Pabst kann Niemanden in den Himmel setzen, der nicht schon darinn ist, und

ob

ob er darinn ist, das weiß er nicht unfehlbar? Das gebe ich alles selbst zu. Aber ihr müsset mir entgegen auch zu geben, daß es die äußerste Verwegenheit ist, dem Urtheile der Kirche zu widersprechen, da sie nur die Friedfertigen für selig erkläret, die Christus schon im Evangelium selig gesprochen hat. Kann wohl Gott zu geben, daß die Kirche einen selig nennet, und zur öffentlichen Verehrung aufstellet, der es nicht ist? Kann er seine Geliebte Braut dem Gespötte der Ungläubigen, und Irrgläubigen in einer so wichtigen Sache blosgeben? Oder erwartet ihr vielleicht gar, daß ich blos Mönchstugenden, und solche Handlungen an dem seligen Lorenz anpreisen werde, die außer den Klöstern, und den Mönchen Niemand bewundert, und Niemand rühmet? Ich könnte es thun, und hätte gar nicht Ursache, mich nach dem eckeln Geschmacke unsrer Zeiten zu richten. Allein seyd unbesorgt. Ich will an unserm Seligen keine Tugend rühmen, die nicht jeder für eine Tugend erkennet, der ein Christ ist, und die nicht an jedem Hochschätzung verdienet, er mag Mönch, oder Weltmensch seyn. Destomehr also rechne ich auf eure Aufmerksamkeit, vorzüglich aber auf die eurige, ihr Einwohner der Stadt Donauwerd; Denn ihr werdet es hören, daß es eben dieser selige Lorenz von Brundus ist, dem ihr es zum Theil zu danken habet, daß eure Voreltern das Lutherthum wieder verlassen, und sich in den Schooß

der

der wahren Kirche zurücke begeben haben. Du also, seliger Lorenz, bitte zu Gott, daß ich deine Tugenden zum Nutzen meiner Zuhörer vorstelle. Mein Kloster hat vor 179 Jahren das Glück gehabt, dich einige Tage als Gast zu bewirthen. Vergilt mir dasjenige, was du ehemals von uns empfangen hast blos dadurch, daß ich zu deiner Ehre, und zum Nutzen meiner Zuhörer rede.

Der erste Theil.

Der selige Lorenz beförderte den Frieden mit sich selbst, da er seine Leidenschaften mäßigte.

Die Weisheit des Schöpfers hat gewisse Leidenschaften in unser Herz geleget, welche uns, so lange sie unter der Herrschaft der Vernunft stehen, zu den lobenswürdigsten Handlungen antreiben; so bald sie aber den Zügel abgeworfen, die schrecklichsten Unruhen, und Verwüstungen in unsrer Seele erregen. Die unmässige Liebe z. B. würdiget uns bis zum Thiere herunter, der ungebändigte Zorn machet uns zum Unmenschen, und die wilde Rachsucht vollends gar zu Teufeln. Furcht, Hoffnung, und Verzweiflung schleudern unsre Seele, wie Sturmwinde ein schwankendes Schif, von einer Klippe an die andre hin. Ein Christ muß also zuerst darauf

bedacht

bedacht seyn, daß diese Leidenschaften niemals die Oberhand über ihn bekommen. Sonst wird er sie hernach so wenig mehr, als unbändige Pferde bezwingen können, denen man einmal die Zügel schiessen lassen. Sie werden ihm alle Augenblicke einen neuen Krieg ankündigen. Der Friede mit sich selbst besteht also darinn, daß man seine Leidenschaften bey Zeiten, und schon in ihrem ersten Ausbruche der Vernunft unterwerfe, und mässige.

Diese Pflicht sah der selige Lorenz kaum ein, als er sie schon erfüllet hatte. Der Adel seines Geschlechtes, die Reichthümer seiner Eltern, die zärtliche Liebe seiner Mutter wären vielleicht für jeden andern so starke Reize gewesen, daß sie ihn für allzeit an die Welt gefesselt hätten. Unsern Lorenz aber, der eine höhere Bestimmung bey sich fühlte, trieben sie nur an, vor ihnen zu fliehen. Im vierzehnten Jahre seines Alters verließ er heimlich seine Vaterstadt Brundus, und begab sich nach Venedig. Ueberzeugt, daß nicht der Adel groß mache, den auch der Nichtswürdigste von seinen Eltern ererben kann, trachtete er sich nur durch eigene edle Tugenden vor andern auszuzeichnen. Die Reichthümer konnte er um so viel leichter verachten, da die Gefahren, denen uns ihr Besitz aussetzet, die Vortheile weit überwiegen, die sie uns versprechen, und er Eifer genug bey sich fand, sich unvergängliche Reichthümer

mer in dem Himmel zu sammeln. Es fiel ihm zwar schwer, daß er seine Mutter verlassen sollte, deren einziger Trost er war. Allein es fiel ihm noch schwerer, daß er seines Heilandes nicht würdig seyn sollte, wenn er seine Mutter mehr, als ihn liebte, da ihn doch dieser zu sich berief.

Der erste Kampf gegen seine Leidenschaften war nun angefangen. Und was sage ich, angefangen? Vollendet war er schon, und siegreich vollendet. Von diesem Augenblicke an ist Lorenz vollkommener Herr über seine Leidenschaften. In dem Hause seines Vetters zu Venedig, zu dem er sich geflüchtet, fehlte es ihm zwar nicht an allen Gattungen von Bequemlichkeiten, die er sich wünschen konnte. Allein alles, was seinem Fleische schmeichelte, war für ihn nicht mehr schmeichelhaft. Dieser fromme Jüngling fastete drey Tage in der Woche mit Brod, Kräuter, und Wasser, weil er wußte daß nach dem Ausspruche des heil. Leo das Fasten immer die beste Nahrung der Tugend wäre. Gold, und Silber, prächtige Kleidungen überließ er den Kindern dieser Welt, und er hüllete sich indessen in einen rauhen Bußsack, zu büßen, wie die Niniviten, ob er gleich nicht wie diese, gesündiget hatte. Seinen Leib in die Dienstbarkeit zu bringen züchtigte er ihn mit Geißelstreichen. Sein Umgang war pur allein mit Gott in einem lange anhaltenden, und oft wieder-

hohlten

hohltem Gebethe. Aber noch nicht zufrieden, daß er der Welt ganz abgesaget, wollte er sich auch alle Hoffnung abschneiden, wieder einmal mit derselben umzugehen, und tratt in den heiligen Orden der Kapuziner, welcher damals nicht so sehr wegen seiner Neuheit, als wegen der Tugend seiner Glieder alle Augen auf sich zog.

Ich höre sie, die hochgelehrten Neuerer unsrer Zeiten. Lorenz war ein Dummkopf, sagen sie. Wozu die strengen Abtödtungen in einem so jungen Alter, die der Gesundheit schaden mußten? Warum tratt er in einen Orden, und entzog sich der Welt, machte sich für die Gesellschaft unbrauchbar? Wirklich ein Dummkopf? Ich dächte doch nein. Wer in seinem ein und zwanzigsten Jahre schon, wie Lorenz, den Lauf seiner Studien zu Jedermanns Bewunderung vollendet, wer neben seiner Muttersprache auch die lateinische, griechische, chaldäische, syrische, und besonders die hebräische so vollkommen versteht, daß er sie auch mit dem geschicktesten Rabbiner fertig spricht, wer sich das ganze alte Testament, wenn es verloren gienge, wieder hebräisch zu schreiben getraute, wer hernach noch die französische, spanische, böhmische, und deutsche Sprache dazu erlernet, wer im ein und zwanzigsten Jahre vor unzähligen Zuhörern an verschiedenen Orten mit dem größten Beyfalle prediget, dem soll man doch den gesunden Men-

schenver-

schenverstand nicht absprechen. Und das alles konnte unser selige Lorenz. Sind die Abtödtungen, denen er sich so frühzeitig ergab, nicht nach dem Geschmacke dieser Herren, so ist dieß eben nichts unerwartetes. Er gieng die Wege der Gerechten, die den Kindern dieser Welt niemal gefallen haben. Ob sich aber Lorenz durch den Eintritt in den heiligen Orden für die Welt unbrauchbar gemacht habe, werden wir hernach sehen. Nur ists unverzeihlich, daß gewisse Leute immer über die Trägheit, und Unbrauchbarkeit der Ordensleute schmähen, die ihre Tage selbst im Müssiggange und in den Lastern verschleudern, in ihrem ganzen Leben dem Staate zur Last sind, oder doch nicht so viel ersprießliches für denselben arbeiten, als mancher Religios in einem Tage thut.

Wir gehen jetzt in dem Lebenslaufe unsers Seligen weiter. Den Weg der Tugend, den er in der Welt schon angetretten, wandelte er in dem heiligen Orden mit Riesenschritten fort. Man muß es gewiß in der Unterjochung seiner Leidenschaften schon sehr weit gebracht haben, wenn uns bey dem Glanze der Ehren, der uns umgiebt, niemal eine Eitelkeit, bey der Macht, die man über andre hat, niemal ein Hochmuth, wenn uns mitten in der Welt niemal eine Liebe zu ihr anwandelt. Und da sehe man den seligen Lorenz. Er wird noch sehr jung Guar-

dian zu Venedig, und bleibt gelassen. Er wird Provinzial von Toskana, sodann im Venetianischen, er wird Generaldefinitor des Ordens, und seine Demuth wächst mit den Ehrenämtern. Er wird als Generalcommissarius an Kaiser Rudolph II. nacher Prag geschickt, geehrt, und bewundert, und weis es nicht einmal. Er wird General seines Ordens, und ist nun erst recht überzeuget, daß er ein Diener von allen geworden. Er wird apostolischer Nuncius, und Gesandter des Königs von Spanien am baierischen Hofe. Päbste schätzen ihn, Könige verehren ihn, Kriegsheere fürchten ihn, und da alles seine Heiligkeit, und Weisheit anstaunet, suchet er allein seine Größe in der Erniedrigung, und seine Ehre in der Schmach. Mitten an den Höfen der Großen war er einsam, wie in seiner Zelle; seine Geschäfte banden ihn an die Welt; aber seine Liebe zog ihn immer zu Gott, mit dem er allzeit vereiniget blieb. Um so viel weniger darf es uns wundernehmen, daß er in den Stunden, wo er sich von dem Getümmel weltlicher Geschäfte losmachen konnte, sich blos mit göttlichen Betrachtungen unterhielt, das heilige Meßopfer zu verrichten oft sechs, acht, bis zwölf Stunden zubrachte, und darunter so häufige Zäher vergoß, daß er mehrere Tüchlein ganz damit befeuchtete.

Geliebte! Hatte nicht der selige Lorenz die vollkommenste Gewalt über alle seine Leidenschaften, da

er

er sie so im Zaum hielt, daß sie bey allen Reizungen niemal ausbrachen, ja da er so lebte, als wenn er gar keine Leidenschaften hätte? Hatte er nicht den vollkommensten Frieden mit sich selbst? Wir müssen es, zugleich aber auch dieses zu unsrer Schande eingestehen, daß wir noch sehr weit davon entfernet sind, ihm in diesem Stücke gleich zu seyn. Wann denken wir auch nur daran, mit Einschränkung der Leidenschaften den innerlichen Frieden in unsrer Seele herzustellen? Geben wir ihnen nicht vielmehr immer neue Nahrung, und verstärken sie noch mehr? Ihr seyd dem Zorn ergeben. In der Jugend wäre er noch leicht zu bändigen gewesen. Ihr gabet euch aber die Mühe nicht, ihm Einhalt zu thun. Er mußte immer ausbrechen. Und nun ist er wirklich bis zur Rachbegierde, zur Wuth, zur Raserey angewachsen, die euch allen Leuten unerträglich machet. Es zeigte sich anfangs ein schwacher Hang zu verbothener Liebe. Ihr konntet euch nicht überwinden, ihn damals zu unterdrücken, wo der Sieg noch leicht gewesen wäre. Jetzt aber ist eure ganze Seele damit angestecket. Alle eure Gedanken gehen auf die Sättigung geiler Begierden. Verlangen nach dem Genuß, Eckel über den Genuß, neues Verlangen, und neuer Eckel sind jetzt die traurigen Wirkungen, die euch in einer immerwährenden Unruhe erhalten. So wird es endlich geschehen, daß ihr alle eure Leidenschaften noch bis

an den Rand des Grabes mit euch herumschleppen, und allzeit ein Spiel derselben seyn werdet, ihr werdet niemal Friede in eurer Seele haben, so lange ihr eure Leidenschaften nicht mit Gewalt bekämpfet. Gott will es, und es ist so: Kein Friede für die Gottlosen.

Der zweyte Theil.

Der selige Lorenz beförderte den Frieden unter den Menschen, da er Zwiespalte unterdrückte.

Wie viel glückseliger war nicht Lorenz von Brundus? So glückselig, daß er den Frieden, dessen Süssigkeit er an sich fühlte, auch auf andre verbreitete. Er suchte den Frieden auch unter andern zu befördern, da er Zwiespalte unterdrückte. Daß dieses bey ihm nicht etwan nur eine Wirkung einer feigen, und zaghaften Seele gewesen, die nur immer den lieben Frieden suchte, muß ich gleich vorläufig erinnern. Wo es Muth, und Tapferkeit brauchte, war er der erste, der ihn zeigte, und andern einflößte. Die Türken hatten mit einem ungeheuern Heere Ungarn überzogen, und verbreiteten überall Mord und Verderben um sich her. Der Kaiser setzte ihnen zwar zwanzig tausend Mann entgegen. Allein der Feinde waren viermal so viel,

und den Kaiserlichen fieng der Muth schon an zu sinken. Unser selige Lorenz, der mit noch drey andern Kapuzinern als Feldvater bey der Armee war, richtete sie aber wieder auf. Er tratt in dem Kriegsrathe vor den Feldherren auf: Sie sollten nicht zittern, sagte er: Die Siegen kämen von Gott, dem es gleichviel wäre, mit wenigen, oder mit vielen die Feinde zu demüthigen. Sie hätten ja nur gegen Räuber zu streiten, deren himmelschreyende Ungerechtigkeiten Gott nicht segnen könnte. Sie vertheidigten mehr die Sache Gottes, als ihr eigene, weil die Türken nur auf die Vertilgung der wahren Religion abzielten. Ich, fuhr er fort, bin des unfehlbaren Beystandes vom Himmel so gewiß, daß ich unerschrocken an die Spitze des Heeres trette, um Zeuge seines Sieges, und der feindlichen Niederlage zu werden. Er hält auch Wort. Die Furcht verschwindet. Mit Vertrauen auf Gott greift man den Feind unerschrocken an. Lorenz zeiget sich vor der Armee mit dem Zeichen des Kreuzes. Und die aus unzähligen Schlünden gegen die Kaiserlichen anfliegenden Canonen, und Musketenkugeln fielen größten Theils ohne Schaden vor ihnen nieder. Die Türken wurden in zween Tagen auf das Haupt geschlagen, und einmüthig gestund man, daß man diese herrlichen Siege Lorenzens Gebethe zuschreiben müßte.

Doch wir sollen ihn nicht als einen Kriegshelden, sondern nur als einen Friedensstifter betrachten. Die unselige Reformation hatte sich damals, als der selige Lorenz sich in Deutschland befunden, schon sehr ausgebreitet. Erst gieng sie nur Schleichwege, ihren Gift desto sicherer zu verbreiten. Da sie sich aber einmal stark genug fühlte, suchte sie auch mit Gewalt Eroberungen zu machen. Einige protestantische Fürsten ließen sich heimlich in einen Bund mit einander ein, und brauchten den Vorwand, daß sie sich zu den Katholiken, die doch an keinen Krieg dachten, nichts Gutes versehen könnten. In der That aber war es nur darauf angesehen, um bey guter Gelegenheit ihrem Irrglauben mit gewaffneter Hand Eingang zu verschaffen. Dieses nöthigte die Katholiken auf ihre Sicherheit bedacht zu seyn. Sie schlossen auch ein Bündniß unter sich, und der durchleuchtigste Herzog von Baiern Maximilian I. wurde zum Oberhaupt desselben aufgestellet. Doch sahen sie wohl ein, daß ihre Kräfte allein den Feinden noch nicht gewachsen wären. Sie mußten noch einer mächtigeren Hilfe sich versichern. Lorenz wurde als Gesandter des katholischen Bundes an Philipp III. König von Spanien abgeschicket, um ihn zum Schutzherrn der bedrückten Katholiken anzuflehen. Er gehorchet mit Freuden, da er eine Gelegenheit sah, der Religion einen wichtigen Dienst zu erweisen. Er erscheint am spanischen

Hofe,

Hofe, und der Ruhm seiner Frömmigkeit mit ihm. Er bittet, und weil er seine Bitten mit Wundern unterstützte, waren sie für Philippen eben so viele Befehle des Himmels, denen er sich nicht widersetzen könnte. Philipp erklärte sich für den Beschützer der Katholiken, und verschafte ihnen auf einige Zeit Friede. Blutdürstig saß nun der Irrglauben auf seinen aufgethürmten Waffen, knirschte mit den Zähnen, daß ihm ein Bettelmönch die Beute noch entrissen, die er schon fast verschlungen glaubte, und mußte mit Unmuth den Grollen noch auf einige Zeit verbeißen, den er einige Jahre hernach, nach Lorenzens Tode über unser unglückliches Deutschland desto rasender ausbrechen ließ. Ja noch mehr. Lorenz, der den Frieden so glücklich gestiftet, schien auch der Geschickteste zu seyn, ihn zu erhalten. Er wurde mit dem Charakter eines päbstlichen Nuncius, und spanischen Ministers wieder nacher München geschicket, wo er einige Jahre für die Ruhe der Katholiken eifrigst wachen müßte.

Wollet ihr noch mehrere Beweise? Ueberall war Lorenz ein glücklicher Friedensstifter. Es entspann sich ein gefährlicher Krieg zwischen dem Könige von Spanien, und dem Herzoge von Savoyen. Schon rückte Heere gegen Heere, schon ward den Feindseligkeiten der Anfang gemacht. Umsonst suchten die Ministers vom französischen, und Kaiser-

Hofe die aufgebrachten Gemüther zu vergleichen. Es giebt Fälle, wo die Unterhandlungen der geschicktesten Staatsmänner scheitern, und Gott behält sichs vor, alsdann durch schwache Werkzeuge seine Oberherrschaft über die Herzen der Menschen zu zeigen. Da alle Staatskunst das Kriegsfeuer nicht mehr zu dämpfen weis, schickt Pabst Pius V. nur den bewährten Friedensstifter Lorenz von Brundus. Er kömmt, er redet, und der Friede ist geschlossen. Der spanische Gouverneur des Herzogthumes Mailand giebt Vercell zurück, leget die Waffen nieder, und unterschreibt den Friedensschluß.

Das Königreich Neapel stund damals noch unter dem Könige von Spanien, und wurde durch abgeschickte Unterkönige regieret. Diese versäumten meistentheils keine Gelegenheit, das arme Volk zu drücken, und sich von seinem Raube zu bereichern. Die Gewaltthätigkeiten waren Himmelschreyend. Aber die Seufzer des geplagten Volkes drangen selten bis zu dem Throne des Königes. Was sollten die armen Neapolitaner thun? Sich unmittelbar an den König wenden? O da wissen solche Blutegel durch Geld, und erkaufte Freunde entweder alle Wege zu verlegen, oder alle Klagen zu vereiteln. Sie wissen keine bessere Zuflucht, als den gottseligen Lorenz zu bitten, daß er ihre Beschwerden vor den König bringen, und durch sein Ansehen unterstützen möchte.

Er

Er reiset also wieder nacher Lißabon, so kränklicht, und erschöpfet wegen so vielen Reisen, und Arbeiten er schon war. Genug für ihn, daß er seinen Nebenmenschen Ruhe, und Friede verschaffen konnte. Er war auch so glücklich, daß er bey dem Könige, der seine Frömmigkeit von langer Zeit her kannte, den Neapolitanern Erleichterung verschaffte. Bey diesem Geschäfte war es, wo ihn der Tod durch die rothe Ruhr wegraffte. Er starb zu Lißabon den 22. Julius im J. 1619, von dem Hofe, von allen Rechtschaffenen bedauert. Er starb aber unter dem menschenfreundlichsten Geschäfte, das schon Zeit seines Lebens seine löblichste Verrichtung war. Er starb über einer Friedensstiftung.

Man wird daraus hinlänglich ersehen, daß ich mit Grund der Wahrheit gesaget habe, daß er den Frieden unter den Menschen beförderte, weil er Uneinigkeiten unterdrückte. Nun Geliebte, ein paar Worte an euch. Ist es auch euch darum zu thun, den Frieden unter den Nebenmenschen zu befördern? Ich rede nicht von Unterdrückung, und Beylegung großer Kriege. Das ist euer Beruf nicht. Aber Pflicht für jeden Christen ist es, Friede und Einigkeit unter andern zu befördern. Und hierinn kann jeder dem seligen Lorenz nachfolgen. Thut ihr es? Ach wie sehr müsset ihr euch schämen, wenn ihr euch mit diesem Seligen vergleichet! Giebt es dann nicht

genug solche Waschmäuler, die alles, was sie hören, begierig auffangen, und ohne lange nachzudenken, ob es wahr, oder nicht wahr ist, an den nächsten besten wieder hinplaudern, und dadurch oft die größten Uneinigkeiten, und Feindschaften stiften? Giebt es nicht solche unbesonnene Leute, welche alles, was sie sehen, oder hören, und oft, weil sie die wahre Ursache nicht wissen, böse auslegen, sogleich dem Manne, oder Weibe wieder sagen, oft noch dazu lügen, und mit ihrer unglücklichen Schwatzhaftigkeit auf das ganze Leben eine böse Ehe veranlassen? Giebt es nicht boshafte Leute, die, wenn sie gegen Personen, denen sie feind sind, nichts wissen, Lügen, und Ehrabschneidungen erdichten, um sie auch andern verhaßt zu machen? Giebt es nicht Leute, welche andre noch zur Rache ermuntern, sie durch Lob, und Spott aufhetzen, damit ihrem Nebenmenschen Schaden zugefüget werde? Sind diese Christen? Ich frage zu viel, sind sie Menschen? Sind sie nicht die Pest der Gesellschaft, und der Auswurf der Menschheit? Lernet von dem seligen Lorenz das Geboth der Liebe des Nächsten ausüben, und den Frieden nnter euren Nebenmenschen zu befördern. Doch dieß wird so lange nicht geschehen, bis ihr auch selbst den Frieden mit Gott habet, den ergleichfalls befördert.

Der

Der dritte Theil.

Der selige Lorenz beförderte den Frieden mit Gott, da er die Laster vertilgte.

Wir wollen ihn in diesem Theile noch kürzlich in seinem Predigtamte sehen. Der Mensch, wenn er seinen Schöpfer beleidiget, thut eigentlich nichts anderes, als was jeder rebellische Unterthan gegen seinen Oberherrn unternimmt. Er kündet ihm den Gehorsam auf, und spricht in der That: Ich will nicht mehr dienen, er kündet seinem Gotte den Krieg an. Zwar hat der Heiland durch seinen Kreuztod uns aufrührische Menschen wieder mit Gott ausgesöhnet. Allein weil wir doch immer fortfahren, uns neuerdings gegen Gott aufzuleinen, schicket er von Zeit zu Zeit Friedensbothen an uns, die uns Verzeihung anbiethen, zugleich aber auch unterrichten, wie wir sie erhalten müssen. Diese Friedensbothen sind die Prediger seines heiligen Wortes.

So einer war auch der selige Lorenz. Ich will euch nicht damit aufhalten, daß ich euch erzähle, wie er schon in seinem sechsten Jahre in der Hauptkirche zu Brundus einige Sittenreden, welche

er

er auswendig gelernet, mit so vielem Anstande, und Feuer vorgetragen, daß das Volk häufig zusammen lief, und ihn begierig anhörte. Es war nur der Versuch eines Kindes; Aber die vortreffliche Anlage zu einem Prediger, die er dabey zeigte, ließ damals schon vermuthen, daß er einer der größten Redner, und eifrigsten Prediger werden würde. Der Herr hat ihn, wie den Propheten, vom Leibe seiner Mutter schon zum Predigtamte berufen.

Er folgte auch diesem Rufe. Nachdem er seine Studien vollendet, und noch das erforderliche Alter zum Priesterthume nicht hatte, mußte er auf Befehl seiner Obern, ungeachtet er erst ein und zwanzig Jahre alt war, zu Venedig in der Kirche des heil. Johannes die gewöhnlichen Fastenpredigten halten. Der Ruf seines Eifers, und seiner Wohlredenheit verbreitete sich gleich so sehr, daß sich das Volk schaarenweise in die Kirche drängte, ihn zu hören. Das Verlangen nach ihm wurde so groß, daß ihn seine Obern auch das folgende Jahr wieder zum Fastenprediger aufstellen mußten.

Es war ferne, daß dadurch der Lehrbegierde der Gläubigen ein Genügen geschehen. Jetzt liefen sie auch von andern Orten her, die Weisheit dieses Salomons zu hören, oder man suchte ihn um sich zu haben. Die Bischöfe wetteiferten, wer ihn zuerst

inner

inner seinem Kirchensprengel könnte predigen hören. Auf den berühmtesten Kanzeln Italiens mußte er erscheinen, und der Zulauf zu ihm war so groß, daß oft ganze Compagnien Soldaten nothwendig waren, ihn sicher auf die Kanzel zu bringen, damit er nicht von dem häufig andringenden Volke erdrücket würde.

Und wie predigte er? Ich müßte der selige Lorenz selbst seyn, wenn ich euch einen Begriff davon machen wollte. Nichts konnte der Weisheit, und dem Geiste widerstehen, der aus ihm redete. Er predigte nicht sich selbst, da er durch eine gesuchte Wohlredenheit nur den Beyfall der Zuhörer, und ihr Lob wünschte. Seine Reden waren ein zweyschneidiges Schwerdt, das bis in die Seele drang. Er donnerte gegen die Laster, schreckte die Sünder durch die Furcht des bevorstehenden Gerichtes, und tröstete sie durch die Anpreisung der göttlichen Barmherzigkeit. Der Geizige schlich gerührt fort, und theilte seinen Wucher unter die Armen aus. Der Unkeusche zerriß die Bande seiner schändlichen Gewohnheiten, die ihn bisher gefesselt hatten. Die Buhlerinn warf sich zu den Füßen ihres Erlösers, und wusch sie mit ihren Bußthränen. Die Eitelkeit wurde beschämet, der Hochmuth gedemüthiget, der Zorn gebändiget, die Rachsucht unterdrücket, verstockte, und felsenharte Herzen erschüttert,

zerknir-

zerknirschet, und gebessert. Die Sünder wurden mit Gott ausgesöhnet, und der Friede zwischen Gott und ihnen wieder hergestellet.

Da nun sein Eifer die Herzen der unbußfertigsten Christen überall so glücklich bestürmet, und überwunden hatte, wollten die römischen Päbste Gregor XIII., und Klemens VIII., daß er sich auch an den verstockten Jüden versuchte. Er mußte ihnen zu Rom, Ferrara, zu Venedig, Mantua, Casale und an andern Orten predigen. Und auch da waren seine Bemühungen nicht ohne Segen. Und wenn Gott gleich dieses Volk zur Strafe mit so einer Blindheit, und Verstockung geschlagen, wie er es durch den Propheten angedrohet, daß sie nicht sehen, wann sie wirklich sehen, und nicht hören, wann sie wirklich hören, so drang doch die erobernde Wohlredenheit des seligen Lorenz in ein, und das andre Herz dieser hartnäckigten Jüden so tief ein, daß sie Jesum als ihren versprochenen Messias erkannten.

Ich komme nun zu euch, geliebte Einwohner von Donauwerd. Auch eure Voreltern müssen es dem seligen Lorenz zum Theile verdanken, daß sie mit der katholischen Kirche, und mit Gott wieder ausgesöhnet worden. Sie waren schon das zweytemal schändlich vom Glauben abgefallen, und ob sie

gleich

gleich später, als die Bürger andrer benachbarter Reichsstädte sich zum Lutherthum bekennet, so ersetzten sie dieses durch eine noch größere Raserey wieder. Nicht zufrieden, daß sie den katholischen Gottesdienst abgeschaffet, die Kirchen entheiliget, und die rechtmässigen Seelenhirten vertrieben hatten, wollten sie endlich gegen den feyerlich eingegangenen Religionsfrieden, gegen ihr eigenes besonders gegebenes Versprechen nun auch den wenig katholisch gebliebenen Bürgern die öffentliche Ausübung ihrer Religion nicht mehr gestatten. Es war den 16. May im Jahre 1605, als auf Befehl der zween Bürgermeister, deren einer ein Sattler, der andre ein Mezger war, den Kirchfahrtern, die aus unsrer Kloster Kirche zurücke kamen, gewaltthätiger Weise Kreuz, und Fahnen abgenommen wurde. Ihre Herren, sagten die Gerichtsdiener, wollten das Kreuz in der Stadt weder wissen noch leiden. Alles, was nur immer dem alten Gottesdienste ähnlich sah, wurde untersagt, und wer diesem noch anhieng, war für einen rebellischen Bürger angesehen. So weit sind eure Voreltern in ihrem wüthenden Religionshaß gegangen. Der selige Lorenz, welcher damals auf seiner zweyten Reise nacher Böhmen begriffen war, kam bald darauf nacher Donauwerd. Unser Kloster hatte das Glück, ihn einige Tage zu bewirthen. Man erzählte ihm das friedensbrüchige Betragen der hiesigen Bürger. Mitleiden über ihre

Blind-

Blindheit, Unwillen über ihre Bosheit empfand er, und brach ihn die bittersten Thränen aus. Sollte diese Stadt, sagte er bey sich, die sich bisher so eifrig in dem wahren Gottesdienst bezeiget, welche schon so lange eine andächtige Verehrerinn des Kreuzes Christi gewesen, nun auf einmal eine Feindinn desselben werden? Sollte ich der Hölle diesen Raub nicht noch aus dem Rachen zu reißen vermögen. Ganz von einem heiligen Eifer hingerissen eilet er nacher Prag, berichtet dem Kaiser. die unbillige Bedrückung der Katholischen, und bringt es dahin, daß bey fernerer, und immer anwachsender Widerspenstigkeit der Stadt endlich dem Herzoge von Baiern Maximilian I., diesem mächtigen Verfechter des katholischen Glaubens der Auftrag gemacht wurde, die Stadt zur Ruhe, und Gehorsam zu zwingen. Dieser that es auch mit so gutem Erfolge, daß wenige Jahre hernach die ganze Stadt wieder in den Schooß der wahren Kirche zurücke gekehret. Lorenz also ist es, dem ihr hier nach Gott danken müsset, daß eure Stadt noch jetzt katholisch ist.

Was er an euren Vorfahrern gethan, das that er auch in Böhmen. Es hatten sich da ein paar Irrlehrer aus Sachsen eingeschlichen, welche ingeheim überall herumkrochen, und den Samen der falschen Lehre ausstreueten. Lorenz hörte, und bedauerte es, daß so viele einfältige Seelen durch diese

Baals-

Baalspropheten verführet würden. Er eilet ihnen nach, suchet sie auf, besteiget die Kanzel, und machet sie vor vielen tausend Zuhörern durch seine bündigen Beweise so zu schanden, daß sie verwirrt, und beschämet dastunden, und sich ganz stille in ihre Schlupfwinkel zurücke zogen.

Was suche ich aber erst Beweise von der Ferne her? Du, glückliches Baiern, du hast ihn ja selbst oft genug reden, und predigen gehört. Sein Eifer ließ ihn bey seinem Aufenthalte in München nicht ruhen. Er besuchte dich als Bußprediger durch acht Monate von einem Ende bis zum andern, er predigte in der Obernpfalz, und unterrichtete diejenigen besser, denen da, und dort die Zähne nach den Fleischtöpfen Aegyptens wässerten, und die Reformation zu gefallen anfieng. Bist du damals nicht, glückseliges Vaterland, wie deine Nachbarn gefallen. Sein Unterricht hat dich gerettet. Bist du von Sünd, und Lastern befreyet worden. Sein Eifer hat dich gebessert. Bist du in der Furcht, und Liebe Gottes gestärket worden. Sein Beyspiel hat dich erbauet. Sein inbrünstiges Gebeth, seine Thränen sind für dich zu Gott abgeschicket worden, und sie haben immer häufige Früchte der Bekehrung hervorgebracht. Gott müßte nothwendig sein Predigamt überall segnen; da er die Kanzel niemal betretten, ohne zuvor vier bis fünf Stunde Gott;

durch seine göttliche Mutter zu bitten, daß er ihn mit Nutzen predigen ließe. Kann man nun wohl noch zweifeln, daß Lorenz auch den Frieden zwischen Gott, und den Menschen befördert habe?

Auch ihr, christliche Zuhörer, könnet unserm Seligen hierinn nachfolgen. Ihr könnet den Frieden zwischen Gott und den Menschen durch predigen befördern. Wie aber? Prediget den wahren Glauben. Es kann euch bey unsern unglücklichen Zeiten an Gelegenheit dazu niemal fehlen. Stellet als Väter, oder Müttern, oder als Hausväter, die Laster eurer Kinder, und Untergebenen ab, gebet ihnen vernünftige Verweise, und unterrichtet sie in den Pflichten des Christenthumes, und der Sittenlehre. Prediget den wahren Glauben durch Werke. Zeiget durch euer gutes Beyspiel, daß ihr Christen seyd. Ueberzeuget durch eine freudige Erfüllung eurer Pflichten euren Nebenmenschen, daß es süsse, und gar nicht beschwerlich ist dem Herrn anzuhangen. Seyd bey dieser verderbten Welt Beyspiele der Tugend, und ihr werdet nach euren Umständen so kräftig predigen, als es Lorenz immer gethan hat.

Beschluß.

Ich habe es also bewiesen: Lorenz war friedfertig. Er beförderte den Frieden mit sich selbst, da er seine Leidenschaften zu mässigen wußte. Den Frie-

den

den unter den Menschen, da er Uneinigkeiten unterdrückte, den Frieden zwischen Gott, und den Menschen, da er die Laster durch seine Predigten vertilgte. Sind nun die Friedfertigen nach dem Ausspruche Christi selbst selig; werden sie Kinder Gottes genennet, so sehen wir auch, warum die Kirche unsern Lorenz von Brundus mit Recht selig gesprochen habe. Ich habe aus seiner erbaulichen, und wundervollen Lebensgeschichte zwar wegen Kürze der Zeit nur sehr weniges berühret; aber auch dieses wird zu unsrer Auferbauung, und zu unserm Unterrichte schon überflüssig seyn. Und dieß ist die einzige Absicht der Kirche, die sie bey Selig, und Heiligsprechungen hat. Sie spricht die Diener Gottes nicht wegen ihnen, sondern wegen uns selig, damit sie uns von Zeit zu Zeit zeige, daß die Kraft der göttlichen Gnade noch immer allmächtig ist, Heilige hervorzubringen, und wir dadurch ermuntert werden, ihrem Beyspiele nachzufolgen.

Lernet also, meine Geliebten von unserm Seligen Lorenz, eure Leidenschaften zu mässigen, und mit euch selbst Friede zu haben. Lernet von ihm, den Frieden unter euren Nebenmenschen zu befördern. Lernet endlich auch von ihm, an dem Seelenheile eurer Nebenmenschen zu arbeiten, und den Frieden zwischen Gott, und ihnen zu stiften.

Bitte also, seliger Lorenz, zu Gott für uns, daß wir diesem deinem Beyspiele nachfolgen. Bitte um Friede und Eintracht unter den Einwohnern hiesiger Stadt, damit nicht die Aermern von den Mächtigern unterdrücket, übervortheilet, und verschlungen werden. Bitte um den Eifer ihrer Religion, die sie durch dich wieder erhalten haben, damit nicht böse, und sittenverderbliche Grundsätze, die hin und wieder herumschleichen, die gut katholiche Herzen derselben verderben. Bitte für uns alle insgesammt, und für jeden insbesondere. Bitte endlich für unsern theuersten Landesvater, und das gesammte pfälzische Hause, das einzige Zweig, das von dem dir ehmals so werthen baierischen Stammen noch übrig ist, damit es noch immer, wie es allzeit war, die Freude der Unterthanen, die Ehre der Religion, die Wonne Gottes, und die Bewunderung der Welt bleibe. Amen.

Regi-

Register
der merkwürdigen in diesem achten Theile enthaltenen Materien.

A.

Aberglauben, was er heiße, und welcher wider die Vernunft, welcher wieder die Religion seye. 529. Die Thorheit desjenigen, und die Boßheit dieses wird dargethan. 530. Es ist wider die Vernunft, etwas glauben, wozu man keinen Grund hat; 531. doch ist es nicht allzeit Sünde, weil gemeine Leute die Kräfte der Natur nicht untersuchen können, oder es nur von andern hören. 532. Indessen ist es allzeit Thorheit, 534. die man den Leuten sorgfältig benehmen muß. 535. Der wider die Religion wird begangen, wenn man Gott auf eine unanständige Art, oder etwas das nicht Gott ist, wie Gott verehrt, 536. selbst ersonnene Andächteleyen für wichtiger hält, als die Pflichten des Christenthums, 537. geistliche, und geweihte Dinge zu einem Endzweck gebraucht, wozu sie weder von Gott, noch von der

Kirche bestimmet sind, 538. wobey der abscheulichste Mißbrauch des göttlichen Namens und heiligster Geheimnisse unterlauft, und Niemand sich dadurch entschuldigen kann, daß solche Gebether gedruckt sind. 540. Ermahnung sich vor allem Aberglauben dieser, und jener Gattung zu hüten. 541.

Arbeit ist ein Gottesdienst; 170. denn wer arbeitet, thut, was Gott will, 171. wie solches die Schrift lehret, 172. das Beyspiel Mariä beweißt, 173. und hat Gelegenheit, die schönsten Tugenden, und Christenpflichten auszuüben, 174, 175. weßwegen man bey der Arbeit nicht murren, viel weniger darüber fluchen, und sie verwünschen soll. 176. Sie ist oft bey Gott angenehmer, als der eigentliche Gottesdienst, 177. nicht als wenn man keine besondere Zeit dem Gottesdienste widmen müßte, 178. sondern weil dieser oft nur im äusserlichen besteht, 179. und wir nicht zum Bethen allein, sondern auch zur Arbeit erschaffen sind, durch die wir uns, und andern nützen, 180. wie solches abermahl das Beyspiel der göttlichen Mutter lehrt, 181. darum man nicht allein bethen, sondern auch arbeiten muß. 182.

B.

Buch, des Evangeliums das vortrefflichste, heiligste, vollkommenste Lehrbuch. 229, 230.

D.

Demüthige nehmen am meisten den Glauben an. 13.

Demuth, ihr Abgang ist die einzige Ursache aller Sünden, so wider die Lehre Christi begangen werden. 15. Bitte um diese Tugend, 17. — mit welcher Maria die Bothschaft des Engels angenommen. 40.

E.

Eheleute, wie sie sich bey einen ungegründeten, 21. u. f. und gegründeten Verdacht gegen dem andern Theil zu verhalten haben. 28. u. w. Müssen die gar zu große Zärtlichkeit. 23. Die zu hoche Einbildung von sich selbst; 24. allen Haß gegen den andern Theil ablegen, 27. dörfen auch den Fehlerhaften nicht hassen, 29. sondern müssen suchen, ihn mit guten Worten zu gewinnen, 30. mit Geduld übertragen, 32. und wenn alles nicht hilft, zu Gott flehen, 33. Ermahnung an selbe. 34.

Eifersucht, welche Uebel sie unter Verehlichten anstifte, 20. aus welchen Quellen die Ungegründete entspringe. 22. u. f.

Einbildung, zu hoche von sich selbst verleitet das weibliche Geschlecht oft zur ungegründeten Eifersucht, 24. Mittel darwider. 25.

Eltern fehlen sehr, wenn sie ihre Kinder, da sie Böses thun, nicht betrüben wollen; 312. denn geschieht dies aus Liebe, 313. so ist es keine wahre, sondern falsche Liebe, 314. durch die sie sich der Fehler ihrer Kinder, wie Heli, der hoche Priester, schuldig machen. 315, 316. Geschieht es aber aus Nachlässigkeit, so ist der Fehler noch gröber, 317. und eine große Sünde gegen die natürliche Pflicht, und gegen unser christliches Gesez, 318. so oft begangen wird von Eltern, die entweder selbst lasterhaft sind, 319. oder ihre Kinder nur im Zorn, und in der Wuth bestraffen. 320. Eben so strafbar sind sie, wenn sie ihre Kinder aus Schwachheit nicht bestraffen: 321. in welchem Fall sich manche mit erwachsenen Kindern befinden, 322. ohne daß ihnen ihre Ausflüchten helfen. 325. Ermahnung an selbe, ihre Kinder christlich zu erziehen, und wenn es nöthig, ohne alle Rücksicht zu strafen. 326. — Gute Erziehung ihrer Kinder macht ihnen Ehre, da sie dem Staat nüzliche Bürger geben, 561. die in einem jedwedern Stand ihr Brod gewinnen, 563. ihre Kinder wieder wohl erziehen. Ebend, da unerzogene Kinder sich und dem Staat unnüz sind; 564. deßwegen sie ihre erste Sorge auf diese Erziehung richten müssen. 565. Sie geben auch der Kirche gute Christen, 566. da sie ihren Kindern von Jugend auf die Grundsätze der christlichen Religion einprägen, 567. ohne welche

sie

sie in keinem Stand ihre Schuldigkeit leisten, 568. sondern alles mit Unordnung erfüllen. 569. Sie machen sich also nur durch gute Erziehung ihrer Kinder Ehre, 570. und wie noch heut zu Tage solche Eltern gelobt werden, so wird auch sie die späte Nachwelt loben. 571.

Evangelium, das vollkommenste Lehrbuch: 229. soll gefährliche Bücher von uns verdringen. 230.

F.

Fegfeuer. Die Lehre der Kirche davon ist vernünftig, 466. sowohl was das Daseyn desselben, 467. 468. u. w. als dessen Peinen betrifft. 470. u. w.

Freygebigkeit gegen die Kirchen ist an sich löblich; 637. dann sie hat einen guten Endzweck, 638. da es in der Natur des Menschen liegt, seinen Gutthätern Dank zu erweisen, 639. und Gott selbst zur Erbauung der Stiftshütte, und des Tempels gewisse Opfer forderte. Ebend. Sie hat auch gute Wirkungen, da man aus dem Pracht der Kirchen die Majestät Gottes kennen lernet, 640. wenn schon selbe auf unsere Glaubensgegner wegen eingesognen Vorurtheilen keinen Eindruck machen. 641, 642. Einwürfe unserer heutigen Religionsbesserer

werden beantwortet. 643, 644. Sie kann aber auch leicht übertrieben werden, 645. und das Beyspiel Salomons rettet überflüssigen, gar zu großen Aufwand nicht, 646. der nicht nur den Nebenmenschen in seiner Andacht nicht stärkt, 647. sondern auch oft dem dritten einen Schaden zufügt, 648. oder wenigst auf eine Gott angenehmere Weise könnte verwendet werden, 649. Ermahnung zum Mittelwege darinn, und vernünftiger Berathschlagung darüber. 650, 651.

Friede, der, ist das vortreflichste Geschenk des Himmels. 712. er ist dreyfach, der Friede mit Gott, mit dem Nebenmenschen, mit sich selbst. Ebend. was es heisse: Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes genennet werden. 713. Den Frieden mit sich selbst erhält man nur durch Einschränkung seiner Leidenschaften, 723. den mit dem Nebenmenschen verlezt man durch Schwätzereyen, üble Auslegungen, Lügen, und Ehrabschneidungen, 730. den zwischen Gott, und den Menschen können auch wir befördern durch Abstellung der Laster bey den unsrigen, durch gute Beyspiele, und durch eine freudige Erfüllung unsrer Pflichten. 738.

Frühling, kann nicht aller Orten zugleich seyn, und warum. 60. Warum Gott die Abwechs-

wechslung der Jahrszeiten angeordnet, 61. wie die Natur in selbem auflebe: 62, 63. welche Freuden für uns daraus entstehen. 64. Er tröstet uns in unsren Betrübnissen, und läßt uns hoffen, daß sich unser Traurigkeit in Freud verwandeln werde. 65, 66. Er erinnert uns an unsre Auferstehung, 67, 68. zeigt uns die Güte, und Weißheit Gottes, und lehrt uns ihn zu lieben, und ihm zu danken. 69. Christliche Gedanken in selbem. 70.

G.

Gebeth Jesu zu seinem Vater bey Matthäus 11. K. 25. V. wird ausgelegt. 2. u. 3.

— — Unseres zu den Heiligen ist meistentheils unvernünftig; 215. denn wir verlangen die Hülfe derselbigen wider ihre, und Gottes Ehre, 216. indem wir nur äußerliche Werke verrichten, 217. ohne ihnen nachzufolgen. 218. u. w. Sondern rachgierig 219. träg in Beobachtung der leichtesten Gebothen Gottes, und der Kirchen, 220. mürrisch im Leiden seyn. 222. Wir verlangen ihre Hülfe zu unserm eigenen Schaden, 223. weil wir meistentheils um Abwendung der üblen zu unrechter Zeit, 224. oder um zeitliche Güter zum unrechten Gebrauche bitten, 225, 226. wie wir hinfüro vernünftiger bethen sollen. 228, 229.

— Für

— — Für Verstorbene; die Lehre der Kirche davon ist vernünftig, 473. denn sie befördert die Nächstenliebe unter uns, 474, 475. und daß es den abgeleibten Seelen nütze, ist der Wahrheit ganz gemäß. 476.

Gebohren zu seyn, ob es ein Glück, oder Unglück für uns ist? 367. ist ein wahres Glück für uns; und die Gründe, warum man wünscht, nicht gebohren zu seyn, heissen alle nichts 369. denn unsre Leiden nebst dem, daß sie mit tausend Nutzen, und Vergnügen gepaaret sind, 370, 371. ziehen sich die Menschen selbst zu, oder sie sind wenn sie von Gott kommen, Wohlthaten Gottes. 372. Daß unsre Wünsche nicht ersättiget werden, ist auch kein zulänglicher Grund; denn viele sind thöricht, 373. viele wären uns schädlich, wenn sie erfüllet würden. 374. Die Ungewißheit der Seeligkeit darf uns auch nicht schrecken, weil sie von unserm freyen Willen abhängt. 375. Zweytens sind die Vortheile gebohren zu seyn groß. Ebend. denn eines Vergnügens fähig zu seyn, ist doch besser, als gar keines. 376. Gott erkennen ist doch besser, als ihn nicht erkennen, 377. eine ewige Glückseligkeit genießen zu können, ist doch besser, als ewig nichts fühlen. 378, 379. Anmüthungen der Dankbarkeit zu Gott, daß wir gebohren sind. 380.

achten Theile enthaltenen Materien.

Geburt Johannes, des Taufers, wie wunderbar sie gewesen, 105. auch bey unsrer wirkt Gott wahre Wunder. 106.

Geheimnisse unsrer christlichen Religion, sind den Ungläubigen immer ein Anstoß, 35. sind von Gott nicht geoffenbart, unsere Neugierde zu sättigen: 36. sondern lehren nur, was wir glauben, und thun müssen. 37. Wir müssen sie also mit Demuth 39, u. w. und Lehrbegierde annehmen, 44, u. f. jenes, weil wir alltägliche Dinge nicht begreifen, 41. und Gott mehr thun kann, als wir zu fassen vermögen. Ebend. ohne daß es seiner Güte, und Weisheit zu wider seye. 42, 43. Man muß also nicht nachgrübeln, sondern seine Zweifel der Untrüglichkeit Gottes unterwerfen. 44. Doch ist es erlaubt, sich zu versichern, ob dieses Gott geoffenbaret hat, 45, u. 46. wo man sich auf das Zeugniß seiner unfehlbaren Kirche verlassen kann. 46. Man darf auch seinen Verstand so weit anstrengen, daß man begreife, daß sie keine Widersprüche in sich enthalten, 47. und daraus die Güte, und Liebe Gottes kennen lerne. 48. Wir müssen sie endlich gebrauchen, um uns zu besseren Christen zu machen, 50. ihre Betrachtung muß in uns Bewunderung der göttlichen Vollkommenheiten, 51. Liebe, Dankbarkeit, Gehorsam, 52. endlich eine Begierde nach dem Himmel zuwegen bringen. 53, u. 54.

u. 54. Ermahnung zur Befolgung des besagten. 54, u. 55.

Glauben der heil. Apostelfürsten wie wunderbar er gewesen, 144. kömmt nur von Gott her, 145. wird auch uns durch die heilige Taufe eingegossen. 146. Er muß den Glauben dieser heil. Apostel zum Vorbild haben, 147. und wir müssen wie sie an Christum glauben. 148. Was es heiße, an Christum glauben. Ebend. Wie oft wir selben in der That verleugnen, 150. und der Stimme des rufenden Gottes hartnäckigt widerstreben. 152. Wie wir dem Glauben beyder in seiner Dauer nachfolgen können, und sollen; 156. er muß aber auch nach ihrem Beyspiele lebendig seyn, und wie er es werde, 157. ist bey uns meistentheils tod, aus Abgang der Liebe zu Christo, 159. zum Nächsten, 160. und vernünftiger Liebe gegen uns selbst. 164. Erweckung eines lebendigen Glaubens nach dem Beyspiele der heiligen Apostelfürsten. 165, 166.

Glückseligkeit, ewige, ist die Bestimmung des Menschen für jenes Leben. 136. Wegen dieser giebt uns zwar die Vernunft allein tröstliche, aber noch immer ungewisse Vermuthungen, sowohl was die Dauer, 137. als die Art derselben betrifft. 138. Desto klärer versichert uns derselben die Of-

fenbar-

fenbarung, da sie uns ein ewiges Leben verspricht, 139. und mit Aufdeckung der Träumereyen der Alten von der Art derselben uns sagt, in wem sie bestehe. 140. Wir werden sie erlangen, wenn wir unsere Bestimmung für dieses Leben erfüllen. 141, 142.

H.

Hartnäckigkeit. Siehe Thomas.

Haß der Männer verleitet sie zur Eifersucht gegen ihre Weiber, 26. woher er mehrentheils entspringe. Ebend. Wie selbem abzuhelfen. 27.

Haß der Welt machet uns zu Nachfolgern Jesu, 418. und versichert uns der Liebe des Heilandes. 423. S. Welt. — — Selben um Christi willen leiden, ist ein sicheres Zeichen der Seligkeit; 451. denn der, den die Welt um Christi willen haßt, lebt nicht wie die Welt, sonst würde sie ihn lieben. 452. Er verachtet die Reichthümer, so jene schätzt, 453. er überträgt die Unbilden, so jene rächet, Ebend. führt ein bußfertiges, und abgetödtes Leben, da jene nur Wohllust, und Weichlichkeit liebt. 454. Hungert, und dürstet nach der Gerechtigkeit, da jene nur nach Geld, Ehre, und Wohllust lechzet. 455. Gibt den Armen einen Theil des Ueberflusses, den jene unnütz verschwendet. Ebend. Ist

rein, friedsam, geduldig, da jene alles dies verabscheuet, 456. wer aber nicht wie die Welt lebt, wird selig, wie uns die acht Seligkeiten, so Christus gelehrt, 457. und die Beyspiele der Heiligen erweisen. 458, 459. Denen wir folgen müssen, wenn wir in Himmel kommen wollen. 460. Aufmunterung, selben in geduldiger, ja freudiger Uebertragung eines solchen Hasses zu folgen. 461.

Hassen seine Seele, was es heiße, 231. ist nothwendig, 232. damit es geschehe, muß man sich selbst nicht unordentlich lieben. 233. Die Begierde zum Leben, 233, 234. den Trieb glücklich zu seyn, 235. die Lust, sich zu erheben, mässigen, 236, 237. man muß aber auch die Welt, 238. das ist, die seinigen, 239, 240. die zeitlichen Güter, 241. die Ergötzlichkeiten nicht unordentlich lieben. 242, 243. Ermahnung zu eben beschriebenem Hasse seiner Seele. 244.

Hausfriede, worinn er bestehe, 280. macht ein Haus, worinn er herrscht, glücklich; Ebend. denn da ist wahre Tugend, 281. und werden die Pflichten gegen Gott, 282. gegen den Nächsten, 283. gegen sich selbst am besten erfüllt, 284. wie solches auch aus dem Gegentheil erhellet. 284, 285. Es ist aber auch in einem solchen Hause der Seegen Gottes, 286. wie es uns die Schrift, 287.

die

die Vernunft, 288. und die eigene Erfahrung belehrt. 289. Aufmunterung zu selben 290, 291.

Heimsuchung Mariä warum sie geschehen, 169. lehret uns die Arbeit lieben. 170.

Heli, des hohen Priesters blinde Kinderliebe 315. wird bestraft. 316.

Herodes war närrisch in seine Tochter verliebt, 311. mit seiner guten Tafel zufrieden, bekümmerte er sich um ihre Erziehung nicht: 318. war schwach genug, ehender in eine Lasterthat zuverwilligen, als jene zu betrüben. 321.

Herz, verdorbenes, ist aller Ermahnungen, und Drohungen unfähig, 10. und nehmet eben darum die Religion nicht an. Ebend. u. 11.

Himmel, weil wir zu selben bestimmt sind, darum allein müssen wir uns erfreuen, 90. wenn es uns gut geht; denn ohne ihn wären unsre Freuden nur vorübergehende, und kurze Freuden, 92. unsre Wißbegierde blieb unbefriediget; 94. bey dem Tode der unsrigen wären wir vollends untröstlich, 95. am unglückseligsten aber, wenn wir unsre Liebe zu Gott nicht fortsetzen könnten. 97. Wegen dem Himmel müssen wir uns freuen, wenn es uns böse geht; 98. denn er ist die Ursache, das End, und der Lohn

unsers Leidens, 100. deßwegen wir öfters gedenken sollen: wir sind für den Himmel bestimmt. 102. — — In selbem werden wir unsre Freunde wiederum kennen. 433. Wir schließen dieses aus der Güte Gottes, 434. der uns jene Freuden nicht entziehen kann, die itzt in unserm zeitlichen Leben schon unser Vergnügen ausmachen. 435, 436. Und die heilige Schrift sagt es auch deutlich. 437, 438. Dieß wiederum erkennen, wird für uns ein großes Glück seyn; 439. denn es erleichtert uns den Tod, und machet ihn uns trostreich. 440. Den Eintritt in jene Welt Freude voll, 441. die durch das ewige Zusammenwohnen mit unsern Geliebten nicht nur nicht Eckelhaft, wie es auf dieser Welt zu geschehen pflegt, sondern vollkommen wird. 443, 444. Nur müssen wir so leben, daß wir dieses große Glück hoffen können. 445, 446.

J.

Jahrzeiten, warum sie abwechseln. 61. Siehe Frühling.

Jakobus, der heilige Apostel verzeiht großmüthig seinem Ankläger. 219. Folgt behend dem Ruf des Erlösers: 220. bestättiget der Erste den Glauben an Christum Jesum mit seinem Blute. 221.

Jesus führet die Menschen von Betrachtung der Werke der Natur auf Gott ihren Urheber zurück. 57, 58. — Warum Er in dem Hause des Zachäus bleiben mußte. 587, 621. — Wie liebreich Er sich gegen selben betragen. 667. Beyspiele der Selbstverleugnung aus seinem heiligsten Leben, 672, 673. und aus den letzten Stunden desselben. 674, 675.

Johannes der Täufer. Seine Geburt war mit vielen Wundern begleitet, und warum? 105, 106.

Joseph, der heilige, läßt seiner jungfräulichen Gespons Mariä Gerechtigkeit widerfahren. 18, u. 19.

Judas, der Verräther, welche Gnaden er von dem Heilande empfangen. 5. Will gescheider seyn, als Christus. 6. Sein Herz war von dem Geize verdorben. 9.

K.

Kinder, die Lieblinge Jesu sind, wie er öfters zu verstehen gab, 399. sind nicht zu verachten. 400. Und doch geschieht dieses, wenn man sie an sich selbst nicht achtet, weil sie Kinder sind. 402, 403. Wenn man die gute Eigenschaften der Kinder, als etwas unbedeutendes übersieht, 404.

die doch für uns sehr lehrreich sind. Ebend. Wenn man den Kindern gar keine Vernunft zutrauet, und darum ohne Scheuen Böses vor ihnen redet, und thut. 405, 406. Diese Verachtung ist eine große Sünde, wenn man bedenkt, daß ein Kind schon einen großen Werth an sich, 407, 408. und einen noch größern in den Augen Gottes, als Christ hat. 409. Da sie eigene Engel haben, 410. und Christus auch für sie gestorben ist. 411. Ermahnung an Eltern, Knechte, und Mägde, Kinder nicht zu verachten. 412, 413.

Kirche, die katholische, warum sie uns die Heiligen zur Verehrung darstelle.

Kirchen, in selben sucht Gott die Sünder, erstens durch die Prediger, welcher Gnad freylich sich nicht alle bedienen. 625. Er sucht sie zweytens durch die Beichtväter auf, 626. wo diese Gnad widerum von vielen verkennet wird. 627. Er macht die Sünder in selben selig, 628. theils durch die heiligen Sakramenten, Ebend. die alle bis auf die letzste Oelung meistens in den Kirchen ertheilt werden, 629, 630. theils durch das heilige Meßopfer. 631. Ermahnung sich solcher Gnaden theilhaftig zu machen. 632.

Kirchen besuchen, und Gott darinnen öffentlich ehren, ist für uns Pflicht; 590. denn wir können ihn äußerlich, und öffentlich verehren, weil er uns nicht nur eine Seele, sondern auch einen Leib gegeben. 591. Wir müssen es auch thun, weil er uns deßwegen das Vermögen darzu gegeben: und zwar in der Kirchen, weil Gott selbst öffentliche gottesdienstliche Versammlungen schon im alten, und auch im neuen Bund angeordnet, 593. und seinen Befehl im Evangelium sehr deutlich ausgedrückt hat. 594. Hauptsächlich aber weil wir seine Verehrung auch bey andren befördern müssen, 595. 596. wo gegen keine Einwendung statt haben kann, 597. wie man Gott in selben verehren müsse. Erstens, durch das Gebeth, woran unser Herz Theil nehmen muß. 598, 599. Zweytens, daß man sich bey dem Worte Gottes einfinde, und selbes aufmerksam höre. 600. Drittens, daß man dem heiligen Meßopfer mit Aufmerksamkeit, Andacht, und Vertrauen beywohne, ohne sich von den Einwürfen unsrer heutigen Aufklärer irre machen, 601, 602. oder von der Musik zerstreuen zu lassen. 603.

Kirchen besuchen, machet den Christen noch nicht aus; 653. denn die Kirche macht ihn nicht heilig. 654. Dieß hat nicht allein Gott nicht versprochen,

chen, sondern befiehlt vielmehr, Gott, den Nächsten, sich selbst zu lieben. 655. Wie er schon im alten Testamente nicht zufrieden war, daß die Juden nur fleißig in dem Tempel zu Jerusalem sich einfanden. 656. Es ist auch unmöglich, daß er damit zufrieden seyn könnte, 657. wie den Publikan nicht das Kirchengehen, sondern die Reue über seine Sünden rechtfertigte, Ebend. sonst würde unser Glauben der abscheulichste, und nicht würdig eines Gottes seyn. 658. Es bezeugt auch dieses die tägliche Erfahrung, 659. er muß also die Kirche heilig machen, 660. durch Bekenntniß seines Glaubens, 661. welches aber, leider selten geschieht. 662. Durch Darlegung unserer Hoffnung, 663. Liebe, und Hochschätzung Gottes, 664. Ermunterung uns in den Kirchen so zu betragen, daß sie von uns geheiliget werden. 665.

Kirchenmusik, was von selber zu halten. 603.

L.

Laurentius, der heilige, wie er seine Seele gehasset habe. 244.

Leben, dieses, macht uns jetzt schon glücklich, 500. weil wir sehr viel wahres lernen, 501. sehr viel gutes wirken, 502. sehr viel gutes genießen

nießen können. 503. Es bereitet uns zu einer weit größern, und zwar ewigen Glückseligkeit; 505. denn ohne diese würde das, was wir lernen, ohne Nutzen, 506. das Gute, so wir thun, ohne Verdienst, 507. die Freuden die wir genießen, ohne Dauer seyn: 508. es ist also billigst zu schätzen. 509.

Lehre Jesu wie, und wem sie verborgen; und wem sie geoffenbaret seye, 3. es werden zwey Stück erfordert, wenn sie ihre Wirkungen an dem Menschen zeigen soll. 4.

Leidenschaften treiben uns zu den lobenswürdigsten Handlungen an, erregen aber auch, wenn man sie nicht mässiget, die schrecklichsten Unruhen, und Verwirrungen in unsrer Seele. 717.

Lohn, groser, und gewisser im Himmel. 430. Warum er nicht alle anreitze, Gott eifrig zu dienen. 431.

Lorenz, von Brundus, Ordensgeneral der Kapuziner, war friedfertig, und eben darum billig von der Kirche selig gesprochen. 715. Er beförderte den Frieden mit sich selbst, da er seine Leidenschaften mässigte, 717. die Welt flohe, 718. sein Fleisch abtödete, 719. in den Orden der Ka-

puziner tratt, ohne daß ihn die Welt einer Dummheit beschuldigen könnte. 720. In dem Orden selbst die größte Ehren mit der größten Demuth vereinigte. 722. Er beförderte den Frieden unter den Menschen, da er Zwiespalte unterdrückte, 724. nicht aus Abgang des Muthes, den er, wo es seyn müßte, der erste zeigte. 725. Den Schutz des Königs von Spanien für die betrübten Katholiken erflehete, 726. den König von Spanien mit dem Herzog von Savoyen aussöhnete, 727. die Beschwerden der Neapolitaner vor den König brachte, und ihre Klagen durch sein Ansehen unterstützte, 728. und über diese Friedensstiftung starb. 730. Er beförderte den Frieden mit Gott, da er die Laster vertilgte, 731. als ein frühzeitiger Prediger, 732. dessen Weißheit, und Geist Niemand widerstehen konnte, 733. an der Bekehrung der verstockten Jüden nicht ohne allen Frucht arbeitete, 734. in Deutschland vom wahren Glauben abgefallene mit Gott, und der katholischen Kirche wieder aussöhnete, 735. Böhmen von einem paar Irrlehrer reinigte, 736. Bayern als Bußprediger durchlief, und es vor dem Abfall bewahrte. 737.

M.

Maria, die seligste Jungfrau nehmet die geheimnißreiche Nachricht wegen ihrer Mutterschaft

mit

mit Demuth an, 40. und fragt mit einer lehrbegierigen Bescheidenheit darum, 45. deßwegen auch ihr Glauben an das geoffenbarte Geheimniß der Menschwerdung Gottes, die schönste Früchte hervorbrachte. 50. — — Warum sie ihre Baase Elisabeth heimgesucht, 169. was wir aus dieser Heimsuchung lernen sollen, 170. — wie Gott sie durch ihre Aufnahm in den Himmel geheiliget habe. 247. Sie erhielt dadurch eine besondre Ehre, 248. da sie belohnt wurde, weil sie tugendhaft, 249. weil sie eine Jungfrau, 250. weil sie die Mutter Gottes war. 252. Aber auch wir erhalten von ihr einen besondern Nutzen, 254. da sie in dem Himmel, als unser Vorbild, 255. als unsre Fürbitterinn, 256. als unsre Beschützerinn ist. 257. — — Warum sie so glückselig starb, und in dem Himmel so herrlich aufgenommen worden. 261. — — Sie ist in ihrer Geburt dem Leibe nach geheiliget worden, indem sie von allen unziemlichen Begierden frey war, 343. wie selbes aus allem, was von ihrem Lebenswandel aufgezeichnet ist, erhellet. 344. Aber auch so sollen ihre Pflegkinder seyn, da sie wenigst ihre böse Neigungen, und Begierden unterdrücken können, und müssen. 345, 346. Sie ist in ihrer Geburt der Seele nach geheiliget worden, 347. so aus ihrem tugendhaften Leben, Ebend. und aus dem erwiesen wird, daß sie eine Mutter der Gnaden auch für uns geworden, 348. wir

sollen nach ihrem Beyspiele die Gnad Gottes schätzen, und mit ihr wirken, 349. ohne welches wir keine wahre Pflegkinder Mariä seyn. 350. Endliche Aufmunteruug darzu. 351. — — Warum ihre Geburt von der Kirche gefeyert werde. 353. Sie ermuntert uns Gott zu loben, und ihm zu danken; 355. denn durch sie erhielten wir die Hofnung der nahen Erlösung, Ebend. weil sie von Ewigkeit her bestimmet war, eine Mutter Christi, 356. und Christus, ein Erlöser der Welt zu werden, 357. und diese Bestimmung fieng an dem Tag ihrer Geburt an, in Erfüllung zu gehen, 358. die aber für uns ohne Nutzen ist, wenn nicht auch wir unsrer Bestimmung nachleben. 359. Wir erhielten auch die Hofnung der zukünftigen Besserung der Welt, weil Jesus zum Lehrer der Menschen bestimmt war, 360. der denselben nothwendig gewesen, 361. und die Geburt Mariä versprach uns seine Ankunft, 362. darum auch wir solche Guthaten höchst schätzen, 363. und uns an diesem Tage erfreuen, Gott danken, und ihn lieben müssen. 364.

Martinus, der heilige, erkannte frühzeitig die Wahrheit des christlichen Glaubens, weil er ein unverdorbenes Herz hatte, 483. läßt sich von den Arianern nicht irre machen, 486. überträgt die

zuge-

zugefügte Unbilden willig, 492. sträubet sich aus Demuth wider die höheren Weyhen, und das Bischofthum. Ebend.

Matthäus, der heilige, giebt uns ein schönes Beyspiel, den Willen Gottes zu erfüllen. 382.

Mathias, der heilige, wird wegen seiner Demuth zum Apostel von Gott ausersehen. 12.

Mensch, welches seine Bestimmung für dieses Leben seye, ist eine wichtige Frag, 107, 108. ist nur darum auf dieser Welt, daß er erstens sich glücklich mache; 109. deßwegen er arbeiten, 110. die Kräften, so ihm Gott gegeben, anwenden muß, Ebend. wodurch er sich glücklich macht. 111. In wem diese Glückseligkeit bestehe, 114, 115. daß er zweytens andere glücklich mache, 116. wozu ihn schon die Natur, 117. und die Verbindung, in der er mit andern steht, antreibt; 118. wie es auch Gott in der Schrift unzähligmal einschärft, 119. dessen er sich öfters erinneren soll. 121. u. w. — — Seine Bestimmung für jenes Leben ist Unsterblichkeit, 127. und ewige Glükseligkeit. 136. u. w. Siehe Glückseligkeit.

Meßopfer, das heilige, ist ein wahres Opfer, 691. wie solches aus der Einsetzung des heili-

gen

gen Abendmahles, Ebend. u. 692. und dem Befehle Christi, das zu thun, was er gethan hat, erhellet; 693. ist ein sehr nützliches Opfer, und zwar ein Anbethungs, Danksagungs, Versöhn, und Bittopfer. 695, 696. Darum jene Christen sehr sträflich sind, die selbem gar nicht, oder ohne Andacht, und Ehrerbiethigkeit beywohnen. 698.

Mittel, deren geistlichen Gebrauch in Krankheiten ist allzeit unsicher; 296. denn die Weyhe verändert die Natur der Dinge nicht, 297. und es kömmt nur auf das Gebeth des Weyhenden, und das Vertrauen des Gebrauchenden an, 298. wo sich beyderseits Fehler einschleichen können, und die Wirkung geweyhter Sachen ungewiß machen, 299. nebst dem, daß die Macht des Teufels nicht so groß ist, als es der Pöbel glaubt. 300, 301. Er ist aber auch oft schädlich, 303. weil das Uebel aus versäumter Anwendung natürlicher Mittel oft grösser wird, 304. weil man Mittel gebraucht, welche die Krankheit eher vermehren, als vermindern. 305. Und wenn es auch besser wird, es oft natürlichen Ursachen zu zuschreiben ist, 306. wie es auch kein Beweiß einer Malefiz ist, wenn kein zeitliches Mittel mehr anschlägt. 308. Bethen und auf Gott vertrauen, ist das beste Mittel. 309.

N.

Nachfolge, Jesu, was sie heiße, 670. besteht in dem, daß man denke, und handle wie er, Ebend. wird durch das Gleichniß einer Theaterperson erklärt, Ebend. wie man ihm in der Welt, 677, 678. in Kreuz und Leiden, 679. und durch Ausübungen schönster Tugenden nachfolgen könne, 680. wie solches im Kloster leichter, und gewisser geschehen möge. 682. Ermahnung zu dieser Nachfolge. 684.

Nächster, für dessen Seelenheile müssen wir sorgen, 546. dieß lehrt die Vernunft, 547. der ausdrückliche Befehl Gottes, 548. der Lohn, so uns sowohl für jene, 549. als diese Welt versprochen ist, 550. wie man dafür sorgen müsse, sowohl durch Anführung zum Guten, 551. als durch Abhaltung vom Bösen, 552. so bey vielerley Gelegenheiten geschehen kann, 553. ohne daß sich Jemand entschuldigen könne. 554, 555. Ermahnung, für das Heil des Nächsten zu sorgen. 556.

Nikolaus, des heiligen, sorgvolle Liebe für das Heil des Nächsten, und schöne Handlung, 544. lehret uns die Pflicht, auch uns um das Heil des Nächsten zu bewerben. 545.

Register der merkwürdigen in diesem

O.

Opfer überhaupt was es seye. 690.

P.

Paulus, des heiligen Apostels, Glauben an Christum wie wunderbar er in seinem Anfange gewesen, 151. wie stark, und standhaft selber in seiner Dauer ware. 154, 155. War lebendig durch seine Liebe zu Christo, 158. zum Nächsten, 160. gegen sich selbst. 162.

Petrus, des heiligen Apostels, Glauben an Christum wie bereitwillig er ware. 149. Warum ihn Gott zweymal fallen ließ, 153. und wie er seinen Fehler verbessert. Ebend. u. 154. Auch sein Glauben war lebendig durch die feurige Liebe zu Christo, 157, 158. zum Nächsten, 160. gegen sich selbst. 162.

Priester, übertriebenes Lob derselben klinget übel in den Ohren der Weltleuten, 699. sind Stellvertretter Christi auf dieser Welt, 700. und ebendarum hoch zu schätzen; hauptsächlich zwar, da sie ihr Amt verrichten, aber auch außer demselben, 702. in welchem Sinne man sagen könne, daß sie

sie mehr, als Könige, und Kaiser seyn. 703. Unterdessen sucht man sie heute zu Tag verächtlich, und lächerlich zu machen, 705. deckt wider alle Pflicht eines Kindes gegen diese seine geistliche Väter ihre Fehler auf. 709. Ja, man schreibt die Fehltritte eines einzigen auf die Rechnung aller. 708.

R.

Religionsspötter haben einen schwachen Geist; 328. denn sie spotten über etwas, das einem jeden heilig seyn muß, 329. das sie meistentheils nicht verstehen wollen, oder nicht verstehen können, 330, 331. das sich nicht umstossen läßt. 332. Sie haben auch ein böses, wohllüstiges Herz, 333. so uns die heilige Schrift, 334. die Vernunft, und die Erfahrung sagt, 335. oder sie sind stolze, und hoffärtige, oder gar verzweifelte Leute. 337, 338. Ermahnung an die Christen, sich von selben nicht verführen zu lassen. 339.

S.

Salome, der Mutter des heiligen Johannes, und Jakobus, verwegene Bitte an den Erlöser, 213. wird von selbem beantwortet. 214.

Staat, bürgerlicher, wie er entstanden. 561. Ein jeder ist schuldig, das seinige zu dessen Glückseligkeit beyzutragen, 562. die sonderbar darinn besteht, daß er gute, und wohlerzogene Bürger habe. 563.

Stand, ein ieder muß mit dem seinen zufrieden seyn, 263. weil Gott einen jeden in den gesetzt, der für ihn der beste ist, 264. wie wir es aus dem Beyspiele der frommen Schwestern Martha, und Maria, Ebend. u. 265. aus den verschiednen Kräften Leibs, und der Seele, 266. aus der Weisheit Gottes, in Austheilung der Stände, 267. und anderen seinen Eigenschaften sehen, 268. und uns damit trösten müssen. 269, 270. Aber auch jeder andere wäre für uns schädlich, 271. weil uns Gott nicht anders, als wir itzt sind, hat erschaffen können, ohne die Ordnung der ganzen Welt abzuändern. 272. u. w. Und unsre gegenwärtige Eigenschaften zu einem andern Stande nicht erklecklich wären. 275. Ermahnung, in jedem Stande zufrieden zu seyn. 276, 277.

Stolz, und zu große Hochschätzung seiner selbst, ist meistentheils die einzige Ursache des Unglaubens. 7.

T.

Talente, derselben guter Gebrauch in wem er bestehe, 543. müssen auch zum besten unsers Nächstens angewendet werden. 544.

Tanzen allein ist keine Sünde, 515. weil es nach der Lehre Salomons seine Zeit hat, die Sünde aber zu keiner Zeit erlaubt ist, 516. weil weder in der Natur, 517. noch in der Art desselben etwas Böses ist; 518. und weil eine jedwedere Sache, wenn man sie nicht nimmt, wie sie ist, lächerlich kann gemacht werden. 519. Doch ist es selten allein, 520. man mag die Tänze des Pöbels, 521. oder der Vornehmern betrachten, 522. sonderbar in Redouten, die, wenn sie es auch für einen einzelnen nicht seyn, für mehrere immer ihre Gefährlichkeiten haben, 523. und der freywillige Sturz in solche Gefahren sich nicht so leicht eine Hülfe von Gott versprechen kann. 524. Ermahnung zur gänzlichen Vermeidung der Tänze, oder gröster Behutsamkeit bey selben. 527.

Thomas, des Apostels Hartnäckigkeit, 574. ist für uns lehrreich; 575. denn auch wir folgen ihm darinn nach: 576. da wir dem Heilande nicht nur nicht glauben, sondern nach ganz eigenen Grundsätzen leben. 577, 578. Wir glauben auch das

nicht, was die Apostel so deutlich bezeugen, 579, 580. und erwarten, daß Gott uns zugefallen die gewöhnliche Ordnung umkehre, 581. deßwegen sollen wir auch ihm in der Bekehrung folgen. Ebend. Jesum in seinen Wohlthaten erkennen, 582, 583. ihn aufrichtig lieben; 584. und für Gutes, und Böses, als für eine Wohlthat, die uns von ihm zu kömmt, danken. 584, 585.

Tugend allein macht uns auf dieser Welt glücklich. 261.

U.

Ungläubige, unsrer Zeiten erkennen die Wahrheit zur Strafe ihres Stolzes nicht. 7.

Unsterblichkeit der Seele, nebst dem, daß der allgemeine Glaube daran aller Völker des Erdbodens ein starke Probe derselben ist, 125. erhellet erstens aus der Weisheit Gottes, 127. der eben darum, daß er uns allen einen Trieb darnach ins Herz gelegt, selben auch befriedigen muß, 128, 129. wenn er uns nicht unglücklicher, als selbst die Thiere, machen wollte, 130. und wir unsre Seelenkräften fast umsonst hätten. 131. Zweytens aus der Güte Gottes, 132. die, die Begierde, ihn zu erkennen ersättigen muß. 133. Drittens

tens aus der Gerechtigkeit Gottes, die weder gute Werke unbelohnt, noch böse unbestraft kann hingehen lassen. 134, 135.

Urtheile, allgemeine, über ganze Gemeinde, Gesellschaften, und Häuser, 608. sind allzeit falsch, 609. weil man nicht weißt, ob alle die nemliche Neigungen: 610, 611. die nemliche Gelegenheiten zur Sünde haben, 612, 613. und ob sie nicht durch die Gnade Gottes alles dies überwunden haben, wie so manche in den größten Versuchungen siegten. 613. Sie sind aber auch allzeit lieblos, 614. weil es wider die Liebe ist, das anderen zu thun, was man nicht will, das man uns thue; 615. weil Gott selbst nur jeden nach seinem Verdienen richtet; 616. weil es doch in jeder Gesellschaft Fehler geben muß, ohne daß andre dafür können, 617. wie es selbst in der Gesellschaft der heiligen Aposteln zu sehen. 618. Ermahnung, sich vor allgemeinen Urtheilen zu hüten. 619.

Urtheile, den freventlichen der Pharisäer 185. folgen auch wir nach, da wir nur loben, was wir thun, 186. wie solches aus dem Betragen der Pharisäer, und dem unsrigen erhellet, 187, 188, 189. und tadeln, was wir nicht thun. 190, bis 194. Ermahnung zur Ablegung derselben.
195. — — Werden auf ein neues bestritten, 199.

da gezeigt wird, daß die Liebe des Nächsten fordere, niemal ohne Grund Böses zu denken, 200. da uns Gott einerseits die gröste Vortheile verspricht, und andererseits mit den grösten Strafen drohet, 200, 201. wir einen Eingriff in die Rechte Gottes machen, Ebend. und selbst nicht zufrieden wären, wenn man uns so lieblos behandelte, 202, 203. wie wir es dennoch dem Nebenmenschen machen. 204, 205, 206. Die Liebe erfordert aber auch, von dem Nächsten so viel möglich Gutes zu denken, 207. wie wir es selbst auch damals, wo wir fehlen, verlangen. Ebend. Ein Einwurf wird beantwortet. 208, 209. Böses Urtheil des Pharisäers Simons lehrt uns vollends vor selben zu hüten. 210, 211.

V.

Veit, der heilige, weil er den Himmel erwartet, verwirft die augenblickliche Freuden, so ihm der Kaiser Diocletian angebothen, 93. begnügt sich, Jesum Christum zu wissen. 94. Verläßt seine innigst geliebte Freunde, weil er sie im Himmel zu sehen hofft, 96. welche Hoffnung allein ihn bewog, so einen heiligen Lebenswandel auf der Welt zu führen, 97. und im Leiden stärkte, 101. sonderbar da ihm Gott schon auf dieser Welt einen kleinen Vor-

Vorgeschmack von jener Glorie gab, die seiner wartete, 102. wann er für uns bey Gott bitte. 103.

W.

Wahrheit, wird ohne ein gutes Herz nicht gesehen, 483. wie solches die Jüden, 484. und die erklärten Feinde der Religion, 485, 486. und die tägliche Erfahrniß beweißen. 487, 488. Wenn man sie auch sieht, wird sie nicht angenommen, 489. weil sie unsren Neigungen zuwider ist, 490. wie wiederum aus der Erfahrniß erhellet, 491. weil der Stolz viele veranlasset, selber zu widerspre-chen, 492, 493. weil man gegen dieselbe gleich-gültig ist. 494. Man muß sich also befleißen, ein unverdorbenes, einfältiges, gelirniges, und gutes Herz zu haben. 495.

Welt, warum uns Gott in selbe gesezt, 107. und w. s. Mensch, — — was darunter ver-standen werde, und was es heiße, von ihr gehasset werden. 418. Ihr Haß macht uns unserm Hei-land ähnlich; denn er zeigt an, daß unsre Worte, und Werke mit den ihrigen nicht übereinstimmen, 419. wie solches die Worte des Heilandes, 420. und die Gesinnungen der Gottlosen gegen die Ge-rechten im Buche der Weisheit erproben. 421. Und

dieß muß der größte Trost für alle die seyn, so um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden. 422. Er versichert uns aber auch der Liebe des Heilandes, der solches selbst versprochen, 423. und sein Versprechen mit vielen Beyspielen bekräftiget hat, 424. wie es auch seine Güte erheischt, 425. mit der es ganz wohl sich verträgt, daß die, so ihm anhängen, verfolget werden. 426, 427. Ermahnung den Welthaß starkmüthig zu übertragen.

Weltweiße, heydnische, kommen nur aus Stolz nicht zur Ueberzeugung von der christlichen Religion, 6. werden den unbändigen Begierden ihres Herzens überlassen. 14.

Wille Gottes. Wir können ihn erkennen; denn Gott redet zu uns durch die heilige Schrift insgemein, 385. durch Predigten, wo uns das Wort Gottes erklärt, und auf besondere Fälle angewendet wird, 386. durch das Evangelienbuch. 387, 388. Er redet zu uns durch innerliche Einsprechungen, 389. oder da er uns in solche Fälle versezt, worinn wir seinen Willen erkennen müssen. 390. Wie wir den erkannten Willen Gottes erfüllen müssen, 290. ohne Verzug, wie der heilige Apostel Matthäus, 392. ohne Bedenklichkeiten, die nur unsre Verdammniß vermehren würden. 395. 396.

Witterung, schlimme, wann uns Gott schickt, meynet er's doch gut mit uns. 74. Hat so seyn müssen, weil es Gott von Ewigkeit so angeordnet, 75. und die nachfolgende in der vorgehenden ihre Veranlassung hat, 76. ohne daß deßwegen das Gebeth umsonst seye. 77, 78. Sonderheitliche, nähere, und natürlichere Ursachen derselben im 1785sten Jahre. 79, 80. Ist zu unserem Nutzen so gewesen, weil Gott alles zu unserem Besten ordnet, wie er's selbst in seinem heiligen Worte versichert, 81. hat einem geistlichen Nutzen, wenn wir sie als eine Straf unsrer Sünden ansehen, und uns zu Gott bekehren. 83. Kann sogar einen zeitlichen Nutzen haben für die, so sie betroffen, 84. oder wenigst zum allgemeinen Besten der Erde, und für Menschen anderer Länder gereichen. 86. Christliche Gedanken bey selber. 86, 87.

Wunder, so Gott bey der Geburt Johannes des Täufers gewirkt. 105. Auch bey der Geburt eines jeden Menschen, geschehen wahre Wunder. 106.

Z.

Zachäus, warum Christus in seinem Hause einkehren mußte. 578, 621. Er war nicht so böse, wie andre Publikanen seiner Zeit gewesen, und wofür ihn die Jüden hielten. 607. Er lehrt uns,

welcher

welcher Gebrauch von zeitlichen Gütern zu machen, 634, 635. mit dem Besuche des Heilandes allein nicht zufrieden, verspricht er auch das zu thun, was er zu thun schuldig war, 654. wird ein Nachfolger Jesu. 668.

Zärtlichkeit, gar zu große, ist oft die Quelle der Eifersucht bey dem weiblichen Geschlechte. 22.

Ende.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mayr, Beda, 1742-1794

P. Beda Mayrs, Benediktiners zum heiligen Kreuze in Donauwerd, Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres nebst einem Anhange von Gelegenheitsreden
Bd.: 3

Augsburg 1787

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Th Pr 3283 -3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11292663-5
VD18 15544796-001